CANCELLED

VERITAS

RA

The Arthur and Elizabeth
SCHLESINGER LIBRARY
on the History of Women
in America

RADCLIFFE INSTITUTE

Transferred from
Hilles Library

Digitized by Google

J. P. Hebel's
ſämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Dritter Band.

Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes.

Mit Großherzogl. Badiſchem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.
1838.

836
H643j
v.3
13002

Inhalt
des dritten Theils.

Seite

Das wohlbezahlte Geſpenſt 1
Der vorſichtige Träumer 4
Mißverſtand 5
Unglück der Stadt Leiden 5
Schlechter Gewinn 7
Der wohlbezahlte Spaßvogel 8
Eine ſonderbare Wirthszeche 9
Sellſamer Spazierritt 11
Drei Wünſche 12
Eine merkwürdige Abbitte 16
Der große Sanhedrin zu Paris 17
Der ſchlaue Pilgrim 22
Untreue ſchlägt den eigenen Herrn 24
Jakob Humbel 27
Franz Ignaz Narocki 32
Der fechtende Handwerksburſche in Anklam . . 34
Mißverſtand 35
Brobloſe Kunſt 37
Glück und Unglück 39
Der Commandant und die badiſchen Jäger in Hersfeld 41

	Seite
Der preußiſche Krieg im Jahr 1806 und 1807	44
Nachtrag	48
Kannitverſtan	50
Schlechter Lohn	53
Der kann Deutſch	54
Große Feuersbrunſt	55
Der Frembling in Memel	56
Das ſeltſame Rezept	58
Einfältiger Menſch in Mayland	58
Der Barbierjunge von Segringen	59
Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte	61
Gute Antwort	66
Drei Wünſche	67
Der Huſar in Neuſe	68
Ein Wort giebt das andere	71
Moſes Mendelſohn	73
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler	74
Theure Eyer	75
Die drei Diebe	75
Suwarow	79
Hohes Alter	80
Kaiſer Napoleon und die Obſtfrau in Brienne	81
Fürchterlicher Kampf eines Menſchen mit einem Wolf	84
Folgen des Tilſiter Friedens	86
Begebenheiten in Portugal im Jahr 1808	93
Begebenheiten in Spanien	95
Unglück in Kopenhagen	99
Merkwürdige Schickſale eines jungen Engländers	99
Der unſchuldig Gehenkte	105
Steinregen	107
Der Rekrut	108
Böſer Markt	109

	Seite
Der ſilberne Löffel	112
Einträglicher Räthſelhandel	114
Des Seilers Antwort	118
Der geheilte Patient	119
Wie der Zundel-Frieder und ſein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich ſpielen	123
Der kluge Sultan	125
Wie man aus Barmherzigkeit raſirt wird	127
Der Zirkelſchmidt	127
Heimliche Enthauptung	130
Der Staar von Segringen	132
Wie man in den Wald ſchreit, alſo ſchreit es heraus	135
Die falſche Schätzung	136
Das letzte Wort	137
Gutes Wort, böſe That	138
Der geduldige Mann	139
Der ſchlaue Mann	140
Der Heiner und der Braſſenheimer Müller	141
Der falſche Edelſtein	144
Das ſchlaue Mädchen	146
Ein gutes Recept	148
Vereitelte Rachſucht	150
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz	153
Wie eine gräuliche Geſchichte durch einen gemeinen Metzgerhund iſt an das Tageslicht gebracht worden	158
Seltſame Eheſcheidung	160
Der liſtige Steyermarker	162
Etwas aus der Türkey	164
Das bequeme Schilderhaus	165
Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenze kam	166
Der Rekrut	168

	Seite
Die leichteſte Todesſtrafe	168
Die Bekehrung	169
Der fremde Herr	172
Theures Späßlein	174
Der General-Feldmarſchall Suwarow	175
Feuerfünklein	177
Die zwei Poſtillione	178
Der betrogene Krämer	181
Der liſtige Kaufherr	183
Rettung einer Offiziersfrau	185
Unverhofftes Wiederſehen	187
Drei Worte	190
Zuſtand von Europa im Auguſt 1810	191
Andreas Hofer	194
Das fremde Kind	198
Geſchwinde Reiſe	200
Brennende Menſchen	202
König Friedrichs Leibhuſar	203
Andreas Hertzeg	204
Der Rekrut	207
Herr Chriſtian Kuhmann, des geneigten Leſers Landsmann	210
Gute Geduld	213
Lange Kriegsfuhr	214
Der ſchwarze Mann in der weißen Wolke	219
Das Bettelkind	222
Waſſerläufer	223
Das Vivat der Königin	223
Der verwegene Hofnarr	226
Die betrogenen Zecher	227
Schreckliche Mordthat	228
Der Geizige	230
Der Lehrjunge	231

Seite
Der Waſſerträger 233
Die Tabacksdoſe 235
Hagenloch 237
Zwei honette Kaufleute 238
Der liſtige Quäcker 238
Blutbad in Neuburg am Rhein 240
Die Schmachſchrift 241
Der Prozeß ohne Geſetz 245
Die gute Mutter 248
Das gute Wort 251
Das letzte Wort 252
Die Raben 254
Das heimliche Gericht 254
Gute Antwort 260
Glimpf geht über Schimpf 261
Der Nachtwächter von Neuhauſen 262
Der Vater und der Sohn 263
Wie ſich der Zundelfrieder hat beritten gemacht . 263
Der Wolkenbruch in Türkheim 268
Rettung vom Hochgericht 270
Der Schimmel 271
Die Treue und ihr Dank 274
Die berühmte Schlacht der Markomanen . . 279
Der große Schwimmer 283
Kurze Station 287
Mittel gegen Zank und Schläge 287
Wie einmal ein ſchönes Roß um fünf Prügel feil geweſen iſt 289
Die naſſe Schlittenfahrt 292
Der Bauersmann und der Viſitator 294
Dankbarkeit 296
Tod vor Schrecken 296
Franziska 298

	Seite
Der böſe Winter	304
Hochzeit auf der Schildwache	306
Das Seewunder	309
Der gläſerne Jude	310
Einer oder der andere	312
Die Probe	313
Die Beſatzung von Oggersheim	317
Die Schlafkameraden	319
Der Herr Wunderlich	323
Des Dieben Antwort	326
Die Waizenblüthe	326
Veronika Hackmann	327
Der Friedensſtifter	329
Die Allemannen am Rheinſtrom	330
Glück und Unglück	337
Verloren oder gefunden	337
Liſt gegen Liſt	338
Hülfe in der Noth	342
Der Bock	347
Braſſenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813	349
Willige Rechtspflege	350
Wunderlichkeit	351
Der fromme Rath	353
Ein Hausmittel	354
Zwei Weiſſagungen	355
Eine ſeltſame jedoch wahrhafte Geſchichte	359
Gleiches mit Gleichem	362
Weltbegebenheiten in den Jahren 1812, 1813, 1814	365
Fortſetzung	368
Beſchluß	373
Einer Schildwache lächerlicher Irrthum	389
Geſchwinde Fertigung	390
Der verachtete Rath	393

	Seite
Der Thalhauſer Galgen	394
Der Schneider von Penſa	396
Irrthum	404
Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will	405
Die Wachtel	406
Der vortheilhafte Roßhandel	408
Merkwürdiges Alter	410
Der Furtwanger in Philippsburg	411
Das Advokaten-Teſtament	412
Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht	413
Die Allemannen unter fränkiſcher Oberherrſchaft	417
Erinnerung an die Kriegszeit	424
Reiſe nach Frankfurt	426
Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk	432
König Friedrich und ſein Nachbar	436
Seltene Liebe	437
Der ſinnreiche Bettler	440
Mahomed	440
Die lachenden Jungfrauen	442
Der Wettermacher	448
Mißverſtand	451
Die Ohrfeige	453
Der geſchloſſene Magen	453
Iſt der Menſch ein wunderliches Geſchöpf	454
Seines Gleichen	456
Das Blendwerk	458
Große Schneeballen	461
Pieve	462
Die Baumzucht	464
Des Adjunkts Standrede über das neue Maaß und Gewicht	469
Morgengeſpräch des Hausfreunds und ſeines Adjunkts	478
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande	482

	Seite
Kindes Dank und Undank	485
Das wohlfeile Mittageſſen	487
Das Mittageſſen im Hof	489
Der kluge Richter	490
Zwei Erzählungen	492
Der ſchlaue Huſar	494
Der Zahnarzt	496
Herr Charles	499

Das

Das wohlbezahlte Geſpenſt.

In einem gewiſſen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es iſt ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei naſſer Witterung ſchlüpfrig und ungangbar ſind, gieng man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, ſo daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer ſchmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beſchädigte Mann ſich wohl zu helfen. Er gab untertags, wenn er ſonſt nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverſtändiger Menſch dieſen Weg kam, der lieber ſeine Schuhe als ſeines Nachbars Gerſtenſaat ſchonte, ſo lief er ſchnell hinzu und pfändete ihn, oder thats mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am erſten einen guten Weg braucht und ſucht, wars nur deſto ſchlimmer, und die Dornenäſte und Riſpen, mit welchen er den Wandernden verſtändlich machen wollte, wo der Weg ſey, waren allemal in wenig Nächten niedergeriſſen oder ausgetreten, und Mancher

thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anders zu ſtatten. Es wurde auf einmal unſicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten ſah man oft ein langes weißes Geſpenſt über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder ſehr finſter war, hörte man im Beinhaus bald ein ängſtliches Stöhnen und Winſeln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, ſprang bebend wieder zur nächſten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit ſah man, ſobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verſchwunden war, gewiß keinen Menſchen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verſtändiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe ſich an dieſem Ort verſpätete und den nächſten Weg nach Haus doch über dieſen verſchrieenen Platz und über den Gerſtenacker nahm. Denn ob ihm gleich ſeine Freunde die Gefahr vorſtellten und lange abwehrten, ſo ſagte er doch am Ende: Wenn es ein Geiſt iſt, geh ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächſten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böſes gethan, und ein Geiſt, wenns auch der ſchlimmſte unter allen wäre, thut mir nichts. Iſts aber Fleiſch und Bein, ſo habe ich zwei Fäuſte bei mir, die ſind auch ſchon dabei geweſen. Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter ſich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückſchaute, ſiehe, da erhob ſich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiſſe Geſtalt. Der Mond ſchimmerte blaß über die Gräber. Tod-

tenſtille war ringsumher, nur ein Paar Fledermäuſe flatterten vorüber. Da war dem guten Mann doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher ſelber geſtand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Geſpenſt hätte vorbeigehen müſſen. Was war nun zu thun? Langſam und ſtille gieng er ſeines Weges zwiſchen den Gräbern und manchem ſchwarzen Todtenkreuz vorbei. Langſam und immer ächzend folgte zu ſeinem Entſetzen das Geſpenſt ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber ſo geht es. Kein Betrüger iſt ſo ſchlau, er verrathet ſich. Denn ſobald der verfolgte Ehrenmann das Geſpenſt auf dem Acker erblickte, dachte er bei ſich ſelber: Ein rechtes Geſpenſt muß wie eine Schildwache auf ſeinem Poſten bleiben, und ein Geiſt, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte ſich ſchnell um, faßte die weiße Geſtalt mit feſter Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burſchen am Bruſttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim ſey. Er fieng daher an, mit der andern Fauſt auf ihn loszutrommeln, bis er ſeinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch ſelber nicht ſah, wo er hinſchlug, ſo mußte das arme Geſpenſt die Schläge annehmen wie ſie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerſtenackers ein Paar Wochen

lang mit blauen und gelben Zierrathen im Geſicht herum gieng, und von dieſer Stunde an kein Geſpenſt mehr auf dem Kirchhof zu ſehen war. Denn ſolche Leute, wie unſer handfeſter Ehrenmann, das ſind allein die rechten Geiſterbanner, und es wäre zu wünſchen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans eben ſo ſein Recht und ſeinen Meiſter finden möchte.

Der vorſichtige Träumer.

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Witlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte ſie an, band ſie mit den Strumpfbändeln an den Füßen feſt, und legte ſich alſo in das Bette. Da ſagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiederte der Erſte: „Wegen der Vorſicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasſcherbe getreten. So habe ich im Schlaf ſolche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß ſchlafen möchte.“

Mißverſtand.

Im 90ger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von franzöſchen Schildwachen, auf dieſer Seite von ſchwäbiſchen Kreis-Soldaten beſetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutſchen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf gut deutſch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts ſo Arges, ſondern meynte, der Franzoſe frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: halber vieri.

Unglück der Stadt Leiden.

(Geſchrieben im Jahr 1808.)

Dieſe Stadt heißt ſchon ſeit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jänner des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland., und hatte vor dieſem Tag eilftauſend Häuſer, welche von 40,000 Menſchen bewohnt waren, und war nach Amſterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man ſtand an dieſem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete ſein: „Das walt Gott" der Andere ließ es ſeyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend ausſehen wird., obgleich ein Schiff mit ſiebenzig Fäſſern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ ſichs ſchmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen

Thurm auf halb fünf ſtand — fleißige Leute ſaßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geſchäften nach, Kinder waren beiſammen in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und ſaßen im Wirthshaus beim Kartenſpiel und Weinkrug, ein Bekümmerter ſorgte für den andern Morgen, was er eſſen, was er trinken, womit er ſich kleiden werde, und ein Dieb ſteckte vielleicht gerade einen falſchen Schlüſſel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geſchah ein Knall. Das Schiff mit ſeinen 70 Fäſſern Pulver bekam Feuer, ſprang in die Luft, und in einem Augenblick, (ihr könnts nicht ſo geſchwind leſen, als es geſchah) in einem Augenblick waren ganze lange Gaſſen voll Häuſer mit allem was darin wohnte und lebte, zerſchmettert und in einen Steinhaufen zuſammengeſtürzt oder entſetzlich beſchädigt. Viele hundert Menſchen wurden lebendig und todt unter dieſen Trümmern begraben oder ſchwer verwundet. Drei Schulhäuſer giengen mit allen Kindern die darin waren, zu Grunde, Menſchen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geſchleudert und kamen in einem kläglichen Zuſtand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunſt aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte faſt nimmer gelöſcht werden, weil viele Vorrathshäuſer voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der ſchönſten Häuſer ſtürzten ein oder mußten niedergeriſſen werden. Da ſah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem ſchwachen Men-

ſchen, ſondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland ſetzte ſogleich ein namhaftes Geſchenk auf jeden Menſchen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit ſie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleiſtet. Obgleich Krieg zwiſchen England und Holland iſt, ſo kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldſummen für die Unglücklichen, und das iſt ſchön — denn der Krieg ſoll nie ins Herz der Menſchen kommen. Es iſt ſchlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen ſichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach ſpalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mauſchel Abraham, ſagte er: Es ſoll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt ſo etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgeſetzt auf den Tiſch. Der junge Kerl zog ſein Meſſer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeſchicklichkeit das Schwarze vom Nagel und

das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und ſagte: Au weih, ich habs gewonnen!

An dieſen Juden ſoll jeder denken, wenn er verſucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derſelbe werth iſt.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch ſchon ſo ſagen können! Ein General meldete einmal ſeinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal ſo ſiege, ſo komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich habs gewonnen!

Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Beſten haben. Er ſprach alſo zu ihm: „Weißt du auch, Mauſchel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eſeln reiten müſſen?“ Dem hat der Jude alſo geantwortet: „Wenn das iſt, artiger Herr, ſo wollen wir Zwei auf dem deutſchen Boden bleiben, wenn ſchon Ihr kein Jude ſeyd.“

Eine ſonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal koſtets den Rock, oft ſogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei luſtige Studenten auf einer Reiſe keinen rothen Heller mehr in der Taſche hatten, alles war verjubelt, ſo giengen ſie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, ſie wollten ſich ſchon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon ſchleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Geſpräch, als wenn die Welt ſchon viele tauſend Jahre alt wäre, und noch eben ſo lang ſtehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder ſo komme und ſey, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor ſechstauſend Jahren auch geweſen ſey. Ja, ſagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strickerei ſeitwärts am Fenſter ſaß und aufmerkſam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müſſen wir aus unſern gelehrten Büchern wiſſen.“ Und Einer war ſo keck und behauptete, er könne ſich wieder dunkel erinnern, daß ſie vor ſechstauſend Jahren ſchon einmal da geweſen ſeyen, und das hübſche freundliche Geſicht der Frau Wirthin ſey ihm noch wohl bekannt. Das Geſpräch wurde noch lange fortgeſetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben

ſchien, deſto beſſer ließen ſich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel ſchmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide ſtand. Als ſie genug gegeſſen und getrunken hatten, rückten ſie mit der Liſt heraus, worauf es abgeſehen war.

„Frau Wirthin, ſagte einer, es ſteht dießmal um unſere Batzen nicht gut, denn es ſind der Wirthshäuſer zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verſtändige Frau gefunden haben, ſo hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht iſt, ſo wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche ſamt der neuen bezahlen.“ Die verſtändige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute ſich, daß die Herren ſo vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber ſtellte ſie ſich vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur ſo gut ſeyn, und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die ſie vor 6000 Jahren ſchuldig geblieben ſeyen, weil doch alles ſchon einmal ſo geweſen ſey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgeſetzte des Ortes mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amtswegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es ſey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe.' Die Herren ſollten alſo augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Verſatz geben.“ Dieß letzte mußte geſchehen, und die Wirthin verſprach, in 6000 Jahren, wenn ſie wieder

kommen und beſſer als jetzt bei Batzen ſeyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzuſtellen.

Dieß iſt geſchehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirtshauſe zu Segringen.

Seltſamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf ſeinem Eſel nach Haus und läßt ſeinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und ſagt: Das iſt nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt ſtärkere Glieder. Da ſtieg der Vater vom Eſel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und ſagt: Das iſt nicht recht, Burſche, daß du reiteſt und läſſeſt deinen Vater zu Fuß gehen. Du haſt jüngere Beine. Da ſaßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und ſagt: Was iſt das für ein Unverſtand, Zwei Kerle auf Einem ſchwachen Thier. Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinabjagen? Da ſtiegen beyde ab und giengen ſelb Dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Eſel. Kommt ein vierter Wandersmann und ſagt: Ihr ſeyd Drey kurioſe Geſellen. Iſts nicht genug, wenn Zwei zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Eſel die vordern Beine zuſammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zuſammen, zogen einen ſtarken Baum-

pfahl durch, der an der Straße ſtand, und trugen den Eſel auf der Achſel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünſche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beiſammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menſchlichen Bruſt daheim iſt: Wenn man's gut hat, hätt' man's gerne beſſer. Aus dieſem Fehler entſtehen ſo viele thörichte Wünſche, woran es unſerm Hans und ſeiner Liſe auch nicht fehlte. Bald wünſchten ſie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttauſend Millionen baieriſche Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als ſie friedlich am Ofen ſaßen und Nüſſe aufklopften, und ſchon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Ehle lang, aber wunderſchön von Geſtalt und Angeſicht, und die ganze Stube war voll Roſenduft. Das Licht löſchte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern iſt, ſtrahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber ſo etwas kann man nun doch ein wenig erſchrecken, ſo ſchön es ausſehen mag. Aber unſer gutes Ehepaar erholte ſich doch bald wieder, als das Fräulein

mit wunderſüßer ſilberreiner Stimme ſprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Fritze, die im kriſtallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unſichtbarer Hand Gold in den Rheinſand ſtreut, und über ſiebenhundert dienſtbare Geiſter gebietet. Drei Wünſche dürft ihr thun; drei Wünſche ſollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm ſeiner Frau, als ob er ſagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war ſchon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgeſtickten Kappen, ſeidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey ſie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, ſagte ſie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht. Das iſt kein Fehler, dachte der Mann, und legte ſeiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verſchwand. Die Lampe brannte wie vorher, und ſtatt des Roſenduft's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unſere guten Leute in der Hoffnung ſchon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel ſahen, ſondern lauter Baßgeigen; ſo waren ſie jetzt doch recht übel dran, weil ſie vor lauter Wunſch nicht wußten, was ſie wünſchen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu ſprechen, aus Furcht, es möchte für gewünſcht paſſiren, ehe ſie es genug überlegt hätten. Nun ſagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachteſſen in der Pfanne praſſelten, ſtanden

beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beiſammen, ſahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angiengen, bald auslöſchten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als ſie aber die geröſteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Naſe ſtieg: — „Wenn wir jezt nur ein gebratenes Würſtlein dazu hätten,“ ſagte ſie in aller Unſchuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erſte Wunſch gethan. — Schnell, wie ein Bliz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Roſenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die ſchönſte Bratwurſt. — Wie gewünſcht, ſo geſchehen. — Wer ſollte ſich über einen ſolchen Wunſch und ſeine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über ſolche Unvorſichtigkeit ſeiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurſt an der Naſe angewachſen wäre,“ ſprach er in der erſten Ueberraſchung, auch in aller Unſchuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünſcht, ſo geſchehen. Kaum war das lezte Wort geſprochen, ſo ſaß die Wurſt auf der Naſe des guten Weibes feſt, wie angewachſen im Mutterleib, und hieng zu beiden Seiten hinab wie ein Huſaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erſt recht groß. Zwei Wünſche waren gethan und vorüber, und noch waren ſie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, ſondern nur um eine böſe Brat-

wurſt reicher. Noch war ein Wunſch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer ſolchen Naſenzierrath der Hausfrau? Wollten ſie wohl oder übel, ſo mußten ſie die Bergfey bitten, mit unſichtbarer Hand Barbiersdienſte zu leiſten, und Frau Liſe wieder von der vermaledeiten Wurſt zu befreien. Wie gebeten, ſo geſchehn, und ſo war der dritte Wunſch auch vorüber, und die armen Eheleute ſahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liſe nachher wie vorher, und die ſchöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey alſo kommen ſollte, ſo ſey nicht geizig, ſondern wünſche.

Numero Eins: Verſtand, daß du wiſſen mögeſt, was du

Numero Zwei wünſchen ſolleſt, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wählteſt, was ein thörichter Menſch nicht hoch anſchlägt, ſo bitte noch

Numero Drei: um beſtändige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder ſo:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verſtand nicht hat, ſie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das iſt merkwürdig, daß an einem ſchlechten Menſchen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch ſolchen nur ärger geſchimpft iſt.

Zwei Männer ſaßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte böſen Leumund wegen allerlei, und ſah ihn und den Iltis niemand gern auf ſeinem Hof. Aber beweiſen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwiſt im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, ſo ſagte er zu ihm: du ſchlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden ſeyn, wenn ers iſt, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, ſchimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Feldbieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, ſondern gieng vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geſchimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweiſen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, ſondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheiſſen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei ſich ſelber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, ſo ſagte er: „Alſo einen Gulden koſtet es, Geſtrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen

Spitz-

Spitzbuben nennt? Was koſtet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder ſonſt zu einem Spitzbuben ſagt: Ehrlicher Mann!" Der Richter lächelte und ſagte: Das koſtet nichts, und damit iſt niemand geſchimpft. Hierauf wendete ſich der Beklagte zu dem Kläger um, und ſagte: „Es iſt mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt ſich jetzt für ärger beleidigt, als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menſchen kennen mochte, ſagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden ſeyn.

Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden ſeit der Zerſtörung Jeruſalems, das heißt, ſeit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerſtreuung leben, daß die meiſten von ihnen, ohne ſelber etwas Nützliches zu arbeiten, ſich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß ſie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, iſt Gott bekannt und leid. — Mancher ſagt daher im Unverſtand: Man ſollte ſie alle aus dem Lande jagen.

Ein Anderer ſagt im Verſtand: Man ſollte arbeitſame und nützliche Menſchen aus ihnen machen, und ſie alsdann behalten.

Der Anfang dazu iſt gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft iſt dasjenige, was der große Kaiſer Napoleon wegen der Judenſchaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranſtaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das franzöſiſche Bürgerrecht, und man ſagte friſch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab ſich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der chriſtliche Bürger hat ein anderes Geſetz und Recht, ſo hat der jüdiſche Bürger auch ein anderes Geſetz und Recht, und will nicht haben Gemeinſchaft mit den Gojim. Aber zweierlei Geſetz und Willen in Einer Bürgerſchaft thut gut, wie ein brauſender Strudel in einem Strom. Da will Waſſer auf, da will Waſſer ab, und eine Mühle, die darin ſteht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das ſah der große Kaiſer Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reiſe nach Jena, Berlin, und Warſchau, und Eylau, ließ er ſchreiben an die ganze Judenſchaft in Frankreich, daß ſie ihm ſollte ſchicken aus ihrer Mitte verſtändige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiſerthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was da werden ſollte, und der Eine ſagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiſer wolle die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath

am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beiſammen waren, ließ bald der Kaiſer ihnen gewiſſe Fragen vorlegen, die ſie ſollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Geſetz, und war daraus zu ſehen, es ſey die Rede nicht vom Fortſchicken, ſondern vom Dableiben, und von einer feſten Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle dieſe Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach ſeinem Glauben könne anſehen und lieben als ſein Vaterland, und die andern Bürger deſſelben als ſeine Mitbürger, und die bürgerlichen Geſetze deſſelben halten.

Das war nun faſt ſpitzig, und wie es anfänglich ſchien, war nicht gut ſagen: Ja, und war nicht gut ſagen: Nein.

Allein die Abgeordneten ſagen, daß der Geiſt der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und ſie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaiſers.

Darum formirte die jüdiſche Verſammlung aus ſich, zum unerhörten Wunder unſrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin iſt nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Rieſe Goliath, ſo aber ein Philiſter war, ſondern — Sanhedrin, das wird verdollmetſcht eine Verſammlung, und wurde vor allen alten alten Zeiten

alſo genannt, der hohe Rath zu Jeruſalem, ſo beſtand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verſtändigſten und weiſeſten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie dieſe das Geſetz erklärten, ſo war es recht, und mußte gelten in ganz Iſrael.

Einen ſolchen Rath ſetzten die Abgeordneten der Judenſchaft wieder ein und ſagen, es ſey ſeit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin geweſen, als dieſer unter dem Schutz des erhabenen Kaiſers Napoleon.

Dieß iſt der Inhalt der Geſetze, die der große Sanhedrin ausſprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erſchaffung der Welt im Monat Adar deſſelbigen Jahres am 22ten Tag des Monats.

1) Die jüdiſche Ehe ſoll beſtehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Iſraelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe ausſprechen, es ſey dann, daß die weltliche Obrigkeit habe zuvor geſprochen, die Ehe ſey nach dem bürgerlichen Geſetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Beſtätigung einer Ehe ausſprechen, es ſey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauſchein haben.

Aber ein Jude darf eine Chriſtentochter heirathen, und ein Chriſt eine jüdiſche Tochter. Solches hat nichts zu ſagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Chriſten und die Juden ſeyen Brüder, weil ſie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erſchaffen hat, und befiehlt daher, der Iſraelite ſoll

mit dem Franzoſen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem ſie wohnen, ſo leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn ſie denſelben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Iſraelite ſoll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächſten, wie ſie befohlen iſt im Geſetz Moſes, ausüben, eben ſo gegen die Chriſten, weil ſie ſeine Brüder ſind, als gegen ſeine eigene Glaubensgenoſſen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worin ein Iſraelite geboren und erzogen iſt, oder wo er ſich niedergelaſſen hat, und den Schutz der Geſetze genießt, ſey ſein Vaterland, und befiehlt daher allen Iſraeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, ſolches Land als ihr Vaterland anzuſehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen ꝛc.

Der jüdiſche Soldat iſt in ſolchem Stand von den Ceremonien frei, die damit nicht vereinbar ſind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Iſraeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, ſie zu nützlichen Künſten und Handwerkern anzuhalten, und ermahnt ſie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beſchäftigungen zu entſagen, wodurch ſie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Iſraelite darf von dem Geld, welches ein Iſraelitiſcher Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es iſt ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel geſteckt wird, iſt verzinsbar.

9) Das nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher iſt gänzlich verboten, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenoſſen und Mitbürger, ſondern auch gegen Fremde.

Dieſe neun Artikel ſind publicirt worden den 2ten März 1807, und unterſchrieben von dem Vorſteher des großen Sanhedrin, Rabbi D. Sinzheim von Straßburg und andern hohen Rathsherren.

Der ſchlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der ſich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jeruſalem, fragte ſchon in Müllheim an der Poſt: Wie weit iſt es noch nach Jeruſalem? Und wenn man ihm ſagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen iſt es eine Viertelſtunde näher, ſo gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelſtunde zu erſparen, über Mauchen. Das wäre nun ſo übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, ſonſt kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu erſparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen ſind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelſtunde abzukürzen, der hat an der ganzen

Reiſe gewonnen — Rechnet ſelber aus, wie viel? Allein unſer verkleideter Pilgrim dachte nicht eben ſo, ſondern weil er nur dem Müßiggang und guten Eſſen nachzog, ſo war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein ſchlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr drinn bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unſer Pilgrim aber dachte doch immer darauf, ſo bald als möglich wieder an die Landſtraße zu kommen, wo reiche Häuſer ſtehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim ſeyn ſoll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, ſondern wollte nichts freſſen als nahrhafte Kieſelſtein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo ein braves Wirthshaus an der Straße ſtehen ſah, wie zum Exempel das Poſthaus in Krozingen, oder den Baſelſtab in Schliengen, ſo gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Waſſer-Süpplein von Kieſelſteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm ſagte: „Frommer Pilgram, „die Kieſelſteine könnten euch hart im „Magen liegen!" ſo ſagte er: Eben deßwegen! die Kieſelſteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jeruſalem iſt weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu beſcheren wollt, um Gotteswillen, ſo könnt ichs freilich beſſer verdauen. Wenn aber die Wirthin ſagte: „Aber, frommer Pilgram, „eine ſolche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft „geben!" So antwortete er: Ey, wenn ihr anſtatt des Waſſers wolltet Fleiſchbrühe dazu nehmen, um

Gotteswillen, ſo wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine ſolche Suppe, und ſagte: „Die Tünklein ſind doch nicht ſo gar weich worden," ſo ſagte er: Ja, und die Brühe ſieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüß darein, oder ein Stücklein Fleiſch, oder beides, um Gotteswillen? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleiſch in die Schüſſel legte, ſo ſagte er: „Vergelts euch Gott! Gebt mir „jezt Brod, ſo will ich die Suppe eſſen." Hierauf ſtreifte er die Ermel ſeines Pilgergewandes zurück, ſezte ſich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleiſch und Gemüß und die Fleiſchbrühe aufgezehrt hatte bis auf den lezten Broſamen, Faſer und Tropfen, ſo wiſchte er den Mund am Tiſchtuch oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und ſagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtſchaffen geſättigt, ſo daß ich die ſchönen Kieſelſteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es iſt ſchad dafür! Aber hebt ſie auf. Wenn ich wieder komme, ſo will ich euch eine heilige Muſchel mitbringen ab dem Meeresſtrand von Aſcalon, oder eine Roſe von Jericho."

Untreue ſchlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen ein Theil der franzöſiſchen Armee nach Schleſien einrückte, waren auch Truppen vom rheiniſchen Bundesheer dabei, und ein baieriſcher oder würtembergiſcher

Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele ſehr ſchöne und koſtbare Gemälde hiengen. Der Offizier ſchien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei dieſem Mann geweſen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von ſeinem Hauswirth, daß er ihm eines von dieſen Gemälden zum Andenken ſchenken möchte. Der Hauswirth ſagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und ſtellte ſeinem Gaſte frei, dasjenige ſelber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, ſich ſelber ein Geſchenk von jemand auszuſuchen, ſo erfordert Verſtand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmſte und Koſtbarſte wegnehme, und ſo iſt es auch nicht gemeint. Daran ſchien dieſer Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden faſt das ſchlechteſte. Aber das war unſerm ſchleſiſchen Edelmann nichts deſto lieber, und er hätte ihm gern das koſtbarſte dafür gelaſſen. Mein Herr Obriſt! (ſo ſprach er mit ſichtbarer Unruhe) warum wollen Sie gerade das geringſte wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Urſache werth iſt? Nehmen Sie doch lieber dieſes hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, ſchien auch nicht zu merken, daß ſein Hauswirth immer mehr und mehr in Angſt gerieth, ſondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erſchien an der Mauer, wo daſſelbe geweſen war, ein großer feuchter Fleck. Was ſoll das ſeyn? ſprach der Offizier, wie erzürnt, zu ſeinem todtblaſſen Wirth, that einen

Stoß, und auf einmal fielen ein Paar friſch gemauerte und übertünchte Backſteine zuſammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich ſein Eigenthum für verloren, wenigſtens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nahmhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commiſſarius vornehmen werde, ergab ſich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wiſſen können, daß hinter dieſem Gemälde ſein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: Ich werde den Entdecker ſogleich holen laſſen, dem ich ohnehin eine Belohnung ſchuldig bin; und in kurzer Zeit brachte ſein Bedienter — ſollte man's glauben — den Maurermeiſter ſelber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das iſt nun einer von den größten Spitzbubenſtreichen, die der Teufel auf ein Sündenregiſter ſetzen kann. Denn ein Handwerksmann iſt ſeinen Kunden die größte Treue, und in Geheimniſſen, wenn es nichts Unrechtes iſt, ſo viel Verſchwiegenheit ſchuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauſes willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterſchied dazwiſchen iſt. So etwas erfuhr unſer Meiſter Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von friſcher Hand 100, ſage

hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falſch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetaſtet ſein Eigenthum zurück. — Das wollen wir beides gut heißen, und wünſchen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein ſo rechtſchaffener Gaſt, und jedem Verräther eine ſolche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneſchwyl im Schweizer-Canton Argau, kann jedem ſeines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beiſpiel dienen, wie ein junger Menſch, dem es Ernſt iſt, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, troß allen Hinderniſſen, am Ende ſeinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünſchte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in dieſem Beruf ſeinen Mitbürgern viel Nutzen leiſten zu können. Das war ſein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in ſeinem 16ten Jahr einem ſogenannten Vieh-Doktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geſchickter Mann war.

Bei dieſem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was

ſein Meiſter wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaſter knetten für den böſen Wind, ſonſt nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden geweſen, hätte nun auf ſeinen Lehrbrief und ſeines Meiſters Wort Salben gekocht, zu Pflaſter geſtrichen drauf und dran für den böſen Wind, das Geld dafür genommen und ſelber gemeint, er ſey's.

Jakob Humbel nicht alſo. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieſer Meiſter die wichtige Kunſt ſelber nicht verſtand, keine Kenntniß hatte von der innern Beſchaffenheit eines Thieres im geſunden und kranken Zuſtand, und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben laſſen, wär eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen, und hätt' ſich mit Andern getröſtet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Faſt ſah es mit unſerm armen Jakob Humbel eben ſo aus. Mit böſen Windſalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, gieng in armſeliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre ſchon recht geweſen, ſondern im ſehnſuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er ſich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klöſterli zu

Zofingen. Bei dieſem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines ſolchen Herrn mißbraucht, wäre meiſterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit ſeinem Verdienſt etwas beſſeres anzufangen. Oft wann er bei dem Eſſen aufwartete, hörte er die Herren am Tiſch franzöſiſch reden. Da kam er auf den Gedanken, dieſe Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu ſeinem Zweck zu kommen, noch ein geſchickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit ſeinem zuſammengeſparten Verdienſt nach Rion in die Schulanſtalt des Herrn Snell, und lernte ſo viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jetzt war ſein Vorrath verzehrt, und ehe er ſeine Studien fortſetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlaſſen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenſtein als Kammerdiener in Dienſten, erwarb ſich bei dieſem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand ſich im Jahr 1798, als die Franzoſen in die Schweiz kamen, in ſeinem Geburtsort zu Boneſchwyl, und trieb mit ſeinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürch, der recht gut von Statten gieng, und ſeine Baarſchaft nach Wunſch vermehrte. Jetzt war er im Begriff ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich ſeine Kunſt rechtſchaffen zu

ſtudiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetiſcher Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneſchwyl mußte 8 Mann ſtellen. Die jungen Burſche müſſen ſpielen, den guten Jakob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt iſt groß, und der Weg iſt offen; wär mit ſeiner kleinen Baarſchaft zum Teufel gangen, und hätte ſeine Mitbürger dafür ſorgen laſſen, wo ſie ſtatt ſeiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt ſein Vaterland, und iſt ein ehrliches Blut. Er ſtellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf ſeine Koſten unterhalten mußte. Das Beſte von ſeinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu ſeinem unſäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jezt habe ich hohe Zeit, ſonſt iſts Mathä am lezten. Mit dieſem Gedanken nahm er den Reſt ſeiner Habſchaft in die Taſche, einen Stecken in die Hand, und lief eines Gangs, ohne ſich umzuſehen, nach Carlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwiſchen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der ſich wie du von Gott will helfen laſſen, und du haſt es erfahren.

In Carlsruhe iſt nämlich eine öffentliche Anſtalt zum Unterricht in der Thierarzneikunſt. Die Lehrſtunden werden unentgeldlich ertheilt. Die ſehr geſchickten Lehrer geben ſich Mühe, ihre Lehrjünger

gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieſer nützlichen Schule ſich zu ſeinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in ſeinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er ſeinen lang gehaltenen Durſt nach Wiſſenſchaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anſchauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und böſen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Carlsruhe im Wilhelm Tell zu ſehen, ob er gleich ſein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, ſondern vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht beſchäftigte er ſich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdroſſen mit ſeiner Kunſt, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, ſo machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenſtreich mit der ſchönſten türkiſchen Muſik; zumal wenn ihm bei derſelben ſein Koſtgänger einfiel bei den helvetiſchen Hülfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thierarzt, mit den ſchönſten Zeugniſſen ſeiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in ſein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erſtaunen und Freude die weitläuftigſten und gründlichſten Kenntniſſe an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobſprüchen und Ehren das Patent auf ſeine Kunſt — und iſt nun nach

allen ausgeſtandenen Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten am ſchönen Ziel ſeiner lebenslänglichen Wünſche, einer der geſchickteſten und angeſehenſten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn ſolcher Muth und Ernſt dazu gehört, etwas Braves zu lernen, ſo iſts kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hülfe, und probire es noch!

Franz Ignaz Narocki.

(Abgebildet im rheinländiſchen Bildermann.)

Man erfährt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zuſammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beiſpiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Narocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der franzöſiſche Kaiſer Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein ſorgenfreies Alter verſchaffen werde; und doch iſts geſchehen in den erſten Wochen des Jahrs 1807. Er iſt geboren im Jahr 1690 (Tauſend ſechshundert und neunzig), und lebt noch, und ich will glauben daß er in ſeiner Jugend ſich nicht oft betrunken und nicht ausſchweifend gelebt habe, denn er hat in ſeinem hundert ſiebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in ſeiner Jugend Kriegsdienſte

thät,

that, als Gefangener von den Ruſſen nach Aſien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Dieſem Mann hat es in 117 Jahren manchmal auf den Hut geſchneit, und er kann wohl von manchem Grabe ſagen, wer darin liegt. In ſeinem 70ſten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erſtenmal geheirathet, und vier Kinder gezeugt. Im 86ſten Jahr nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr ſechs Kinder. Aber von allen iſt nur noch ein Sohn aus der erſten Ehe am Leben. Der König von Preußen ließ dieſem polniſchen Methuſalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polniſchen Gulden bezahlen. Das iſt doch auch ſchön. Ein polniſcher Gulden aber beträgt nach deutſchem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiſer Napoleon in ſeinem ſiegreichen Feldzug in die Gegend ſeiner Heimath kam, wünſchte ihn der alte Mann auch noch zu ſehen. Es geſchah, und er überreichte ihm ein ſehr artiges Bittſchreiben, welches er noch ſelber mit eigener Hand recht leſerlich geſchrieben hatte. Der Kaiſer nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein ſchönes Geſchenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleond'or iſt eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unſeres Geldes.

Auf der Abbildung*) ſieht man

1) den alten Narocki an ſeinem Stab. Er ſieht noch recht gut aus für ſein Alter.

2) Seinen einzigen Sohn, der ihn mit kindlicher Liebe begleitet.

3) Den Kaiſer Napoleon, der ihn freundlich

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

anſieht und ihm das Schreiben abnimmt, nebſt einem General und einem Adjutanten.

4) Einige Polacken und Soldaten, die den alten Mann neugierig betrachten. Mancher von ihnen, der ſelber ſchon einen engen Athem hat, und mehr Leid erfahren, als ihm lieb iſt, der denkt: So alt möchte ich nicht werden. Ein junges Blut daneben denkt ſo: Das möchte ich auch in hundert Jahren (Anno 1907) meinen Enkeln noch erzählen können. Aber der klügſte zwiſchen beiden ſagt:

„Froher Muth, gutes Blut!
„Leb', ſo lang es Gott gefällt,
„Fromm und redlich in der Welt."

Der fechtende Handwerksburſche in Anklam.

Im Auguſt des Jahrs 1804 ſtand in der Stadt Anklam in Pommern ein reiſender Handwerksburſche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als ſich niemand ſehen ließ noch rührte, öffnete er leiſe die Thüre und gieng hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da ſagte, ſie habe ſelber nichts, ſo gieng er wieder hinaus.

Lieber Leſer, denke nicht, der hats laſſen drauf ankommen, ob jemand in der Stube iſt, hat ſeinen Zehrpfennig ſelber wollen nehmen. Sonſt mußt du dich ſchämen, und in deinem Herzen einem edlen Menſchen Abbitte thun. Denn der Handwerksburſche kam nach ungefähr 5 Stunden wieder. Die

Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann euch ja nichts geben. Ich ſelbſt lebe von anderer Menſchen Milde, und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bei ſich ſelber: „Eben deßwegen.“ Anſtändig und freundlich trat er bis vor den Tiſch, legte aus beiden Taſchen viel Brod darauf, das er unterdeſſen geſammelt hatte, und viele auf gleiche Art geſammelte kleine Geldſtücke. „Das iſt für Euch, arme kranke Frau,“ ſagte er mit ſanftem Lächeln, gieng wieder fort, und zog leiſe die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen braven Unteroffiziers, Namens Laroque, bei dem preuſſiſchen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeſchrieben. Ich kann nicht ſagen, wie er heißt.

Mißverſtand.

Bekanntlich klagte einſt ein alter Schulz von Waſſelnheim ſeiner Frau, daß ihn ſein Franzöſiſch faſt unter den Boden bringe. Er ſollte nämlich einem franzöſiſchen Soldaten, der ausgeriſſen war, den Weg zeigen, verſtand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beſte Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anderſt ſah ein Wegweiſer an der Würtembergiſchen Gränze die Sache an. Er ſollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzoſen den

Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches ſo viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name iſt. Dieſe zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte ſie nachſagen, ohne ihren Sinn zu verſtehen. Anfänglich ging alles gut, ſo lange die Franzoſen nur unter ſich ſprachen, und ihn mit ſeiner Laterne und drei oder vier Torniſtern, die ſie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn ſie etwas zu lachen hatten, ſo fragte ihn einer franzöſiſch: ob er auch verſtünde was ſie miteinander redeten? Er hätte herzhaft ſagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verſtand, ſo kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all ſein Franzöſiſch zuſammen, und antwortete: Oui Bougre, (Ja Ketzer!) Mit einem ellenlangen franzöſiſchen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denſelben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei ſauſen. „Wie? ſagte er, du willſt einen franzöſiſchen Soldaten ſchimpfen?" Oui Bougre! war die Antwort. Die Andern hatten die höchſte Zeit, dem erbosten Cameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiſer, ohne welchen ſie in der finſtern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf ſpaltete; doch gaben ſie ihm mit manchem Fluch und Flintenſtoß rechts und links zu verſtehen, wie es gemeint ſey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher ſeyn. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerſchlagen, und alle ſeine Bitten um Verzeihung und alle ſeine Bitten um Schonung legte

er ihnen mit lauter Oui Bougre, ans Herz. Endlich kamen ſie auf die Vermuthung, er ſey verrückt; (denn daß er franzöſiſch verſtehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten dieſen fort, und er erwiederte den Abſchied des Einen, daß er ſich zum Henker packen ſollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber ſobald wieder nach Haus kam, und ſich ſeine Frau verwunderte, die ihn erſt auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, ſo erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, ſo daß es ihm faſt ſey zu arg worden, und wie ſie hernach auf dem Zirnhauſer Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeſchickt hätten. Die Franzoſen (ſetzte er treuherzig hinzu) ſind nicht ſo ſchlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodloſe Kunſt.

In der Stadt Aachen iſt eine Fabrike, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das iſt keine brodloſe Kunſt. Denn es werden in jeder Woche zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, facit: Eine Million, und der Meiſter Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es iſt nicht ſchwer auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrike ſelbſt und durch den Handel

jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maſchinen, und die meiſten Arbeiter ſind Kinder von 8 — 10 Jahren.

Ein Fremder beſichtigte einſt dieſe Arbeiten, und wunderte ſich, daß es möglich ſey, in die allerfeinſten Nadeln mit einem noch feinern Inſtrument ein Loch zu ſtechen, durch welches nur der allerfeinſte, faſt unſichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuſchaute, zog ſich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, ſtach mit einer der feinſten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife, oder wie mans ſonſt nennt, Schlupf oder Letſch.

Das war ſo brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieſes künſtlich geſchlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geſchenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geſchehen ſeyn. Solch ein kleiner Nebenverdienſt iſt einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewiſſen eſſen, zog zu ſeiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der ſich in der Kunſt geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linſen zu werfen. Das war eine brodloſe Kunſt. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linſenſchütz unter andern nach Rom kam, ließ er ſich auch vor dem Pabſt ſehen, der ſonſt ein großer

Freund von ſeltſamen Künſten war, hoffte ein hübſches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte ſchon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeiſter des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zugieng, und bückte ſich entſetzlich tief, als ihm der Schatzmeiſter das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darinn? Ein halber Becher Linſen, die ihm der weiſe Pabſt, zur Belohnung und Aufmunterung ſeines Fleißes, übermachen ließ, damit er ſich in ſeiner Kunſt noch ferner üben und immer größere Fortſchritte darin machen könne.

Glück und Unglück.

Auf eine ſo ſonderbare Weiſe iſt Glück im Unglück und Unglück im Glück noch ſelten beiſammen geweſen, wie in dem Schickſal zweier Matroſen in dem letzten Seekrieg zwiſchen den Ruſſen und Türken. Denn in einer Seeſchlacht, als es ſehr hitzig zugieng, die Kugeln ſausten, die Bretter und Maſtbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöſcht werden. Es muß ſchrecklich ſeyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Waſſer entgegen zu ſpringen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unſern zwei ruſſiſchen Matroſen wurde dieſe Wahl erſpart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entſetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matroſen wurden mit in die Höhe geſchleudert, wirbelten unter ſich und

über ſich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeſchädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf ſie heraus, zogen ſie wie naſſe Mäuſe aus dem Waſſer, und brachten ſie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, ſo war der Willkomm kurz. Man fragte ſie nicht lange, ob ſie vor ihrer Abreiſe von der ruſſiſchen Flotte ſchon zu Mittag gegeſſen hätten oder nicht, ſondern man legte ſie in den unterſten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdeſſen ſausten die Kugeln fort, die Bretter und Maſtbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paf! ſprang auch das türkiſche Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tauſend Trümmern in die Luft. Die Matroſen flogen mit, kamen wieder neben der ruſſiſchen Flotte ins Waſſer herab, wurden eilig von ihren Freunden hinein gezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für dieſe wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmal gerettete Leben, mußten dieſe guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Dieſe Glieder wurden ihnen beim Losſchnellen von den Ketten, als das türkiſche Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerriſſen, und mußten ihnen, ſobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in dieſem Zuſtand noch einige Jahre. Endlich ſtarb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmſte.

Dieſe Geſchichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matroſen ohne Beine ſelber geſehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

Der Commandant und die badiſchen Jäger in Hersfeld. *)

Folgende Begebenheit verdient, daß ſie im Andenken bleibe; und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verfloſſenen Winter, als die franzöſiſche Armee und ein großer Theil der bundsgenoſſiſchen Truppen in Polen und Preuſſen ſtand, befand ſich ein Theil des badiſchen Jägerregiments in Heſſen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Poſten. Denn dieſes Land hatte der Kaiſer im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannſchaft beſetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte beſſer gefiel, als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden beſonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widerſetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein franzöſiſcher Offizier getödtet.

*) Dieſe Begebenheit iſt auf einem Tableau in größtem Median-Format dargeſtellt und Exemplare hievon, mit der Unterſchrift:

Sey Menſchenfreund in Uebung deiner Pflicht,
Auch in dem Feind vergiß den Menſchen nicht.

ſind zu Karlsruhe in der Müllerſchen Hofbuchhandlung à 1 fl. 45 kr. zu bekommen.

Das konnte der franzöſiſche Kaiſer nicht geſchehen laſſen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angeſicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindſeligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke ſich zu einer großen Feuersbrunſt entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Urſache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der franzöſiſche Kaiſer befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Aſche zu legen. Dieſes Hersfeld iſt ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und ſchöne Gebäude hat; und ein Menſchenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als ſie die Schreckenspoſt vernahmen; und der arme Mann, dem ſein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt ſo übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Aſche ſind die großen Häuſer auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch ſo gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmſten kam es nicht. Auf Fürbitte der franzöſiſchen Commandanten in Caſſel und Hersfeld wurde die Strafe ſo gemildert: Es ſollten zwar nur vier Häuſer verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bei der Plünderung ſollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als ſie dieſen letzten Beſcheid hörten, ſo erſchrocken, ſo alles Muthes und aller Beſinnung beraubt, daß ſie der menſchenfreundliche Commandant ſelber ermahnen mußte, ſtatt des vergeblichen

Klagens und Bittens, die kurze Friſt zu benutzen, und ihr Beſtes noch geſchwind auf die Seite zu ſchaffen. Die fürchterliche Stunde ſchlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeſchrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen ſeiner badiſchen Jäger, ſtellte ihnen zuerſt das traurige Schickſal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und ſagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Luſt hat, der trete heraus aus dem Glied." So ſprach der Commandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben ſich ſtehen, der trinke es aus, zu Ehren der badiſchen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte ſich; und wollte der Commandant geplündert haben, ſo hätte er müſſen ſelber gehen. Aber es war Niemand lieber als ihm, daß die Sache alſo ablief, das iſt leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem ſchweren Traum erwacht. Ihre Freude iſt nicht zu beſchreiben. Sie ſchickten ſogleich eine Geſandtſchaft an den Commandanten, ließen ihm für dieſe Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geſchenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant ſchlug daſſelbe ab, und ſagte: er laſſe ſich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von Euch, ſetzte er hinzu, erbitte ich mir eine ſilberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgeſtellt iſt, und der heutige Auftritt. Dieß ſoll das Ge-

ſchenk ſeyn, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will. — Dieß iſt geſchehen im Februar des Jahrs 1807; und ſo etwas iſt des Leſens zweimal werth.

Der preuſſiſche Krieg im Jahr 1806 und 1807.

Weil ich hoffe, dem Leſer des rheiniſchen Hausfreundes das nächſtemal viel Erfreuliches vom Frieden zu ſagen, ſo müſſen wir diesmal auch etwas vom leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geſchloſſen, und ein wohlgezogener Kalender ſoll ſeyn ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollens kurz machen, und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch ſo.

In der ganzen Welt iſt jetzt, ſo viel wir wiſſen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man zwölf machen könnte.

Auf der einen Seite ſtehen die Preußen, die Ruſſen, und ſo viel man jetzt noch weiß, die Schweden. England iſt auch auf dieſer Seite und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite ſtehen die Franzoſen, die Deutſchen vom rheiniſchen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türk. Alle dieſe Mächte und Staaten von beiden Seiten haben jetzt Truppen im

Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und Orten her laufts gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptſache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorigen Kriegen auch, und helfen, in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, Europa iſt im Krieg begriffen. Nur Oeſtreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Pabſt nicht. Die andern alle.

Dagegen halten mit die Perſer in Aſien, weit hinter Jeruſalem, ferner ein paar afrikaniſche Mächte, und der Kaiſer von Marokko und Fez, herwärts dem Mohrenland. Dieſe halten es mit den Franzoſen und mit dem rheiniſchen Bund ꝛc.

Den Anfang dazu machte Preußen. Schon ſeit geraumer Zeit machten zwar beide Theile, Franzoſen und Preußen, ſolche Bewegungen, die nicht auf Frieden deuteten. Aber am 1ten Oktober 1806 ergieng von Preußen an den Kaiſer Napoleon ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derſelbe ſolle ſogleich alle ſeine Truppen aus Deutſchland heraus und über den Rhein nach Frankreich führen. Das verſtand der franzöſiſche Kaiſer unrecht. In der nemlichen Zeit, in welcher ſeine Truppen nach der preuſſiſchen Meinung ſollten daheim ſeyn, ſtanden ſie, und noch viele dazu, an der preuſſiſchen Gränze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. Am 14. Oktober war die Schlacht bei Jena. Durch dieſe Schlacht und ihre Folgen gieng die preuſſiſche Armee bis auf einen kleinen Ueberreſt zu Grunde. Was nicht im Treffen ſelbſt

getödtet, verwundet oder gefangen wurde, oder unſoldatiſch auseinander ging, ward verſprengt, wußte nicht wo aus noch an, und wurde nach längern oder kürzern Märſchen eingeholt, und mit oder ohne Widerſtand gefangen. Die ſtarke Feſtung Magdeburg und andere feſte Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein großer Theil der preuſſiſchen Monarchie ſtand ihm offen, und wurde von ihm beſetzt. Am 24. Oktober zog Napoleon in die preuſſiſche Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin ein.

Zum Andenken ſeines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der König Friedrich einſt kommandirt und ſeinen Ruhm erfochten hatte, in Empfang, und ſchickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäiſchen Mächten anerkannte Ruhm der preuſſiſchen Waffen iſt für jetzt dahin. Kein Menſch ſchlägt mehr auf ſeine Bruſt, wirft den Kopf in die Höh, und ſagt: Ich bin ein Preuſſe!

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine ſo zahlreiche, ehemals ſo tapfere und ſeit langen Zeiten berühmte Kriegsmacht an den Gränzen ihres eigenen Landes, unter den Augen ihres edlen Königs, von einem fremden, weit hergekommenen Heer ſchon am fünften Tag nach dem Ausbruch des Krieges ſo geſchlagen werden, auseinander laufen und ſich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preuſſen waren nicht mehr die alten. Sie verließen ſich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber ſie hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenſchaften. Es fehlte an zweckmäßigen Anſtalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Sol-

daten hatten ſchon drei Tage lang kein Brod, und der Hunger iſt zwar nach dem alten Sprichwort ein guter Koch, aber ein gar ſchlechter Zelt-Kamerad, Mitſtreiter und Bundesgenoſſe. Doch, es mußte alles zum Unglück helfen. Kaiſer Napoleon bot dem König noch den Tag vor der Schlacht in einem eigenhändigen Brief den Frieden an. Der Brief wurde dem König erſt nach der Schlacht übergeben, als es zu ſpät war.

Der ganze Krieg ſchien 5 Tage nach dem Ausbruch geendigt zu ſeyn, und es iſt jammerſchade, daß es nicht dabei blieb. Erſtlich weil viel gutes liebes Menſchenblut und Leben wäre geſchont worden. Zweitens, weil man wohl einen 7jährigen Krieg hat und einen 30jährigen, aber noch keinen 5tägigen.

Allein eine ruſſiſche Armee war den Preuſſen zu Hülfe auf dem Anmarſch. Der unglückliche König zog ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiſer Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege ſtehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und ſo ſpielt ſich der Krieg aus Deutſchland nach Polen. Auch hier wurde noch, bis Jahreszeit und Witterung Stillſtand geboten, viel Blut vergoſſen bei Pultusk, bei Oſtrolenga und bei Eylau.

Unterdeſſen und während der Waffenruhe des Winters, und Frühjahrs wurde in preuſſiſch Schleſien eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerſtand leiſtete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und Feſtung

Danzig. Franzöſiſche, Badiſche und Polniſche Truppen ſetzten ihr zu. Den 24. Mai hat ſie kapitulirt. Noch ſtehen die Schweden herwärts dem Kriegstheater in Stralſund. Doch ſchloſſen ſie nach einer mißlungenen Unternehmung einen Waffenſtillſtand mit dem Feind. So ſtand die Sache, und ſo lauteten die Nachrichten bis zum 5ten Juni 1807, als der Hofbuchdrucker Sprinzing ſagte, jetzt ſey es Zeit, den Kalender zu drucken.

Mögen alle in dieſen Krieg verwickelten Mächte dem ſchwediſchen Beiſpiel folgen, und dann bald zu einem langen gedeihlichen Frieden ſich die Hände bieten!

Nachtrag.

(Einige Wochen ſpäter geſchrieben.)

Jetzt wird jedermann geſtehen müſſen, daß der rheinländiſche Hausfreund mehr kann als nur Brod eſſen, und daß er nicht nur weiß, was geſchehen iſt, ſondern auch was geſchehen will. Denn was er am 5ten Juni 1807 vom preuſſiſchen Krieg geſchrieben hat, iſt jetzt alles ſchon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herren werden es kurz machen, alſo iſts geſchehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geſchah zwiſchen den Franzoſen und Ruſſen am 14ten Juni bei Friedland. Nicht weniger als 60,000 Mann von der ruſſiſchen Armee giengen nach den franzöſiſchen Berichten innerhalb 10 Tagen verloren. Dieſe

Schlacht

Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichſte im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigſte. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenſtillſtand alle Feindſeligkeiten eingeſtellt. Und jetzt ſah man ganz andere Dinge als vorher. Die drei kriegführenden Monarchen zogen jetzt aus dem Feld friedlich zuſammen in die Stadt Tilſit, und lebten mit einander als die beſten Freunde, ſpeisten bei einander zu Mittag, und ritten mit einander ſpazieren. Der Kaiſer von Frankreich und der Kaiſer von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jetzt als gute Nachbarn nicht weit von einander in einer Gaſſe, und jetzt iſt am ganzen vorigen Artikel, daß ein ſo erſchrecklicher Krieg in der Welt ſey, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7ten und 9ten Julius zwiſchen Frankreich, Rußland und Preuſſen, der Friede geſchloſſen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheiniſchen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, beſonders aber am Rheinſtrom, mit lauter Aepfelküchlein geſchoſſen wird, und viele hunderttauſend Bratwürſte wie Kraut und Rüben zuſammen gehauen und alle Tage Kriegsgefangene, nemlich Kronenthaler und Dublonen in Kiſten und Käſten eingebracht werden, ſo kann der rheinländiſche Hausfreund nichts dafür.

Kannitverſtan.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, ſo gut als in Amſterdam Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt, voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen, gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Duttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß koſtbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand, als der Fragende von der holländiſchen, nemlich Nichts, ſagte kurz und ſchnauzig: **Kannitverſtan**; und ſchnurrte vorüber. Dieß war nun ein hol-

ländiſches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel, als: Ich kann euch nicht verſtehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es ſey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann ſeyn, der Herr Kannitverſtan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbuſen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutſch: das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff, und Maſtbaum an Maſtbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit ſeinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor Kurzem aus Oſtindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäſſer voll Zucker und Caffe voll Reis und Pfeffer, und ſalveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehen hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiſte auf der Achſel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle dieſe Waaren an das Land bringe. „Kannitverſtan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, ſchauts da heraus? Kein Wunder, wem das Meer ſolche Reichthümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen, und ſolcherlei Tulipanen vor die Fenſter in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bei ſich ſelbſt an, was er für ein armer Teufel ſey unter ſo viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ichs

4 *

doch nur auch einmal ſo gut bekäme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen langſam und traurig, als ob ſie wüßten, daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel, und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthes Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorübergeht, wenn er eine Leiche ſieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüſe. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch geweſen ſeyn, ſagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht. Kannitverſtan! war die Antwort. Da fielen unſerm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverſtan, rief er aus, was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all deinen ſchönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute. Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannit-

verſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens, mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und, wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyen, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff, und an ſein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Reſidenzſtadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch ſo gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht; doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unverſehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da iſt ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem franzöſiſchen Commandanten mit ſchmunzelnder Miene und ſpitzbübiſchen Augen an, was für ein ſchönes Quantum von eichenen und tannenen Bauſtämmen noch da und da beiſammen

liege, woraus manch tauſend Gulden zu löſen wäre. Aber der brave Commandant gab ſchlechten Dank für die Verrätherei, und ſagte: „Laßt ihr die ſchönen Bauſtämme nur liegen wo ſie ſind. Man muß dem Feind nicht ſein Nothwendigſtes nehmen. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, ſo braucht er Holz zu neuen Galgen für ſo ehrliche Unterthanen wie Ihr einer ſeyd.

Das muß der rheinländiſche Hausfreund loben, und wollte gern aus ſeinem eignen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenns fehlen ſollte.

Der kann Deutſch.

Bekanntlich gibt es in der franzöſiſchen Armee viele Deutſchgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken laſſen. Das iſt alsdann für einen Hauswirth, der ſeinen Einquartirten für einen Stockfranzoſen hält, ein groß Kreuz und Leiden, wenn er nicht franzöſiſch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald darhinter kommt. Es gieng ſo zu: der Sundgauer parlirte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Fauſt immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätts ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da ſprang er in der Noth in ſeines Nachbars Haus, der ſein Gevatter war, und ein wenig Franzöſiſch kann, und

bat ihn um ſeinen Beiſtand. Der Gevatter ſagte: Er wird aus der Dauphine ſeyn, ich will ſchon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, ſo wars jetzt ärger. Der Suntgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, ſo, daß er endlich im Unwillen ſagte: Das iſt ja der vermaledeyteſte Spitzbube, mit dem mich der Bolettenſchreiber noch heimgeſucht hat. Aber kaum war das unvorſichtige Wort heraus, ſo bekam er von dem vermeinten Stockfranzoſen eine ganz entſetzliche Ohrfeige. Da ſagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angſt ſeyn, der kann Deutſch."

Große Feuersbrunſt.

Aus Italien wird berichtet: Am 5. April 1808 zündet ein Bauer aus dem Dorf Bevra, nahe bei dem Dorf an einer Berghalde, das Geſträuch an, damit hernach das Vieh beſſer weiden könne. Solches iſt da und dort ſchon oft geſchehen, und hat gut gethan. Aber dießmal wehete ein ſtarker Wind; das Feuer griff ſchnell und unwiderſtehlich um ſich. Immer höher praſſelte die Flamme, immer heftiger wehete der Wind; und in wenig Stunden brannten in der ganzen Landſchaft, in einer Strecke von mehreren Stunden, alle Geſträuche, alle Wälder, alle fruchtbare Obſtbäume, alle Ställe, alle Wohnungen. Das Flammenſpiel an allen Enden und Orten, die entſetzlichen Rauchwolken, das Noth- und Jammergeſchrei der unglücklichen Menſchen war

entſetzlich; und ſo weit man laufen und hören konnte, läuteten die Sturmglocken. Zwar eilten die Einwohner aus der ganzen Nachbarſchaft und aus weiten Gegenden her, zur Hülfe. Aber der immer heftigere Wind, und der große Umfang der Feuersbrunſt machten alle Mühe und Anſtrengung lange zunichte. Erſt am 10. vermochte man das Feuer zu löſchen. Da ſah erſt alles recht jammervoll aus. Die ganze Gegend war eine ſchauerliche Verwüſtung. Wo vorher fröhliche Heerden weideten, ſah man jetzt halbverbrannte Leichname. Wo noch vor wenig Tagen muntere Hirten ſangen, und der emſige Landmann mit Hoffnung ſeine Arbeit verrichtete, ſtanden jetzt die Unglücklichen troſtlos und händeringend auf der Brandſtätte ihrer Wohnungen und ihres Eigenthums.

Wie muß es da dem unverſtändigen Mann zu Muthe geweſen ſeyn, der durch ſeine Unvorſicht ſolches Unglück über ſich ſelbſt, ſeine Mitbürger und Landsleute gebracht hat!

Der Fremdling in Memel.

Oft ſieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiff aus Weſtindien, an den Küſten der Oſtſee ankam. Damals war der ruſſiſche Kaiſer bei dem König von Preußen auf Beſuch. Beide Potentaten ſtanden in gewöhnlicher Kleidung, ohne

Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas ſieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, ſondern ging ganz treuherzig auf ſie zu, meinte es ſeyen zwei Kaufleute, oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Geſpräch mit ihnen an, war begierig allerlei Neues zu hören, das ſeit ſeiner Abweſenheit ſich zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen ſich leutſelig mit ihm unterhielten, fand er Veranlaſſung den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er ſey. „Ich bin der König von Preußen," ſagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling ſchon ein wenig ſonderbar vor. Doch dachte er, es iſt möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherſte und Beſte wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter ſagte, und auf ſeinen Begleiter deutete: „Dieß iſt Se. Majeſtät der ruſſiſche Kaiſer," da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei loſe Vögel ihn zum Beſten haben wollten, und ſagte: Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, ſo ſucht euch einen andern als ich bin. „Bin ich deßwegen aus Weſtindien gekommen, daß ich euer Narr ſey?" — Der Kaiſer wollte ihn zwar verſichern, daß er allerdings derjenige ſey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein ruſſiſcher Spaßvogel möget ihr ſeyn," ſagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um

Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das ſeltſame Rezept.

Es iſt ſonſt kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke ſtill, lud ſorgſam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug ſie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und ſagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Dem ſagte der Mann, der Docter ſey bei ſeiner kranken Frau geweſen, und hab ihr wollen ein Tränklein verordnen, ſo ſey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte, und kein Papier geweſen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doctor das Recept an die Stubenthüre geſchrieben; und nun ſoll der Herr Bachin*) ſo gut ſeyn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der ſich in der Noth zu helfen weiß.

Einfältiger Menſch in Mayland.

Ein einfältiger Menſch in Mayland wollte ſein Haus verkaufen. Damit er nun um ſo eher davon

*) Name des Apothekers.

los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demſelben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und ſetzte ſich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?“ ſo ſagte er: Mein zweiſtöckigtes Haus in der Capuzinergaſſe. Wenn ihr Luſt dazu habt, — hier iſt ein Muſter.

Der Nemliche ſagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es iſt ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte ſo zornig werden, daß ich ſie alle todt ſchlüge.“

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht verſuchen, aber auch die Menſchen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshauſe zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen ſtarken Bart hatte, und faſt wunderlich ausſah, alſo, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der ſagt zum Wirth, eh' er etwas zu eſſen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich raſiren kann?“ Der Wirth ſagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem ſagt der Fremde: „Ihr ſollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Geſicht ſchneidet, ſo bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber ſchnei-

det, ſo ſtech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erſte." Wie der erſchrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Geſicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das ſpitzige, kalte Eiſen lag auf dem Tiſch,) ſo ſpringt er fort und ſchickt den Geſellen. Zu dem ſagt der Herr das Nemliche. Wie der Geſell das Nemliche hört, ſpringt er ebenfalls fort, und ſchickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt ſich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich ſchneide ihn nicht, ſo kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathet's nicht, ſo weiß ich, was ich thue!" und raſirt den Herrn. Der Herr hält ruhig ſtill, weiß nicht in welcher entſetzlichen Todesgefahr er iſt, und der verwegene Lehrjunge ſpazirt ihm auch ganz kaltblütig mit dem Meſſer im Geſicht und um die Naſe herum, als wenn's nur um einen Sechſer, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Geſicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgeſtanden war, und ſich im Spiegel beſchaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, ſagt er zu ihm: „Aber junger Menſch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu raſiren, ſo doch dein Herr und der Geſell ſind fortgeſprungen? Denn wenn du mich geſchnitten hätteſt, ſo hätt' ich dich erſtochen." Der Lehrling aber bedankte ſich lächelnd für das ſchöne Stück Geld, und ſagte: Gnädiger Herr,

Ihr hättet mich nicht verſtochen, ſondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch in's Geſicht geſchnitten, ſo wär ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon geſprungen. Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er geſeſſen war, ward er erſt blaß vor Schrecken und Todesangſt, ſchenkte dem Burſchen noch 1 Kronenthaler extra, und hat ſeitdem zu keinem Barbier mehr geſagt: „Ich ſteche dich todt, wenn du mich ſchneideſt.“

Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte.

Verwichenen Herbſt fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, ſo ein ſchöner braver Ort iſt. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Roſſen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geſchichte, die ihm ſelber begegnet iſt.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den ſpäten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein ſauberes Schlößlein ſtand, und will übernacht bleiben. Der Wirth ſagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und ſeyen ſchon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich ſchon hinein laſſen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth ſagt: „Manch ſchönes Bett, mit ſeidenen Umhän-

gen, ſteht aufgeſchlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüſſel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr iſt ſchon vor einem Vierteljahr mit ſeiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reiſe gezogen, und ſeit der Zeit wüthen im Schlößlein die Geſpenſter. Der Schloßvogt und das Geſinde konnten nimmer bleiben; und wer ſeitdem in das Schlößlein gekommen iſt, der geht zum zweitenmal nimmer hinein." Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Geſpenſter hielt, und ſagt: Ich wills probiren. Troz aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüſſel geben; und nachdem er ſich mit dem Nöthigen zu einem Geſpenſter-Beſuch verſehen hatte, gieng er mit dem Bedienten, ſo er bei ſich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er ſich nicht aus, wollte auch nicht ſchlafen, ſondern abwarten, was geſchieht. Zu dem Ende ſtellte er zwei brennende Lichter auf den Tiſch, legte ein paar geladene Piſtolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländiſchen Hausfreund, ſo in Goldpapier eingebunden an einem rothen ſeidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hieng, und beſchaute die ſchönen Bilder. Lange wollte ſich nichts ſpüren laſſen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm ſich rührte, und die Glocke 12 ſchlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen ſchlugen an die Fenſter, da klopfte es dreimal ſtark an die Thüre, und eine fürchterliche Geſtalt mit ſchwarzen ſchielenden Augen, mit einer halbellenlangen Naſe, fletſchenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und

brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephiſtopholes. Willkomm in meinem Palaſt! und habt Ihr auch Abſchied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephiſtopholes mit fürchterlichen Grimaſſen und hochgehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen ſchreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jezt iſt's einmal ſo, und ſtand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm eine Piſtole entgegen, und ſprach: „Halt, oder ich ſchieß!“ Mit ſo etwas läßt ſonſt nicht jedes Geſpenſt ſich ſchrecken, denn wenn man auch ſchießen will, ſo gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geiſt, ſondern den Schüz. Aber Mephiſtopholes hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langſam um, und ging mit eben ſolchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde ſah, daß dieſer Satan Reſpect vor dem Pulver hatte, dachte er: Jezt iſt keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Geſpenſt, das langſam einen Gang hinabſchritt, eben ſo langſam nach, und der Bediente ſprang, ſo ſchnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht ſeyn, als bei den Geiſtern. — Aber auf dem Gang, auf einmal verſchwindet der Geiſt vor den Augen ſeines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär er in den Boden geſchlupft. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu

ſehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter ſeinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglaſt entgegen kam, und er glaubte ſelber, jetzt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeſchädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirrdiſchen Gewölb. Aber ſechs curioſe Geſellen ſtanden um ein Feuer herum, und der Mephiſtopholes war auch dabei. Allerlei wunderbares Geräth lag umher, und zwei Tiſche lagen gehauft voll funkelnder Rößleins-Thaler, einer ſchöner als der andere. Da merkte der Fremde wie er daran war. Denn das war eine heimliche Geſellſchaft von Falſchmünzern, ſo alle Fleiſch und Bein hatten. Dieſe benutzten die Abweſenheit des Zwingherrn, legten in ſeinem Schloß ihre verborgenen Münzſtöcke an, und waren vermuthlich von ſeinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit ſie ihr heimlich Weſen ungeſtört und unbeſchrieen treiben konnten, fiengen ſie den Geſpenſterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde ſo vergälſtert, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reiſende erſt Urſache, ſeine Unvorſichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorſtellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finſteres Gehalt geſchoben, und hörte wohl, wie ſie Kriegsrecht über ihn hielten, und ſagten: „Es wird das Beſte ſeyn, wenn wir ihn umbringen, und darnach verlochen.“ Aber einer ſagte noch: „Wir müſſen ihn zuerſt verhören, wer er iſt, und wie er heißt, und wo er ſich herſchreibt.“ Als ſie aber hörten, daß er ein

vornehmer

vornehmer Herr ſey und nach Kopenhagen zum König reiſe, ſahen ſie einander mit großen Augen an; und nachdem er wieder in dem finſtern Gewölb war, ſagten ſie: „Jetzt ſteht die Sache letz. *) Denn wenn er gemangelt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen iſt, und er iſt nimmer herausgekommen, ſo kommen über Nacht die Huſaren, heben uns aus, und der Hanf iſt dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel koſtet." Alſo kündigten ſie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß ſie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben laſſen; und er mußte ihnen auf den Eid hinſagen, wo er wohne. Er ſagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach ſchenkten ſie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er ſchaute ihnen zu, wie ſie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab ſchien, und auf der Straße die Geiſſeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abſchied von den nächtlichen Geſellen, bedankte ſich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er ſeine Uhr und ſeine Tabakspfeife, und die Piſtolen habe liegen laſſen. Der Wirth ſagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder ſehe, ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Wie iſt es Euch gegangen?" Aber der Reiſende dachte: Ein Eid iſt ein Eid, und um ſein Leben zu retten,

*) „letz" ſo viel als: „unrecht," oder hier: „ſchlimm".

muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn mans nicht halten will. Deßwegen ſagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, ſo lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er daher reinen Mund, und dachte ſelber faſt nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Poſt ein Kiſtlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Piſtolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit koſtbaren Demant-Steinen beſetzt, eine türkiſche Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine ſeidene mit Gold geſtickte Tabaksblaſe, und ein Brieflein darin. In dem Brieflein ſtand: „Dieß ſchicken wir Euch für den Schrecken, ſo Ihr bei uns ausgeſtanden, und zum Dank für Eure Verſchwiegenheit. Jetzt iſt alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deßwegen hats der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und ſchaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und ſind ihm hernach im Storchen zu Baſel von einem franzöſiſchen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat ſie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer ausgiebt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbei, der einen ſtattlichen Schmeerbauch hatte, alſo, daß er auf beiden Seiten faſt über den Sattel herunter hängte. Der Wirth ſteht auf die Staffel, und ruft

ihm nach: „Nachbar, warum habt ihr denn den Zwerchſack vor euch auf das Roß gebunden und nicht hinten." Dem rief der Reitende zurück: Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spitzbuben. Der Wirth ſagte nichts mehr.

Drei Wünſche.

Dießmal iſt aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Roſenduft und Morgenroth, ſondern nach Klingenberger und Kalbfleiſch in einer ſauren Brühe. Drei luſtige Kameraden ſaßen beiſammen zu Kehl im Lamm, und als ſie das Saueressen verzehrt hatten, und noch eine Flaſche Klingenberger mit einander tranken, ſprachen ſie von allerlei, und fiengen zuletzt an zu wünſchen. Endlich wurden ſie der Rede eins, es ſollte jeder noch einen kernhaften Wunſch thun, und wer den größten Wunſch hervorbringe, der ſolle frei ausgehen an der Zeche.

Da ſprach der Erſte: So wünſch ich dann, daß ich alle Feſtungsgräben von ganz Straßburg und Kehl, voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malterſäcke nähen, und wenn ich dann jeden Malterſack voll doppelter Dublonen hätte, ſo wollte ich zufrieden ſeyn.

Der Zweite ſagte: So wollt ich denn, daß das ganze Straßburger Münſter bis unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechſelbriefe vom feinſten Poſtpapier läge, ſo viel darinn Platz haben, und

wäre mir auf jedem Wechſelbrief ſo viel Geld verſchrieben, als in allen deinen Malterſäcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte ſagte: So wollt ich denn, daß ihr beide hättet was ihr wünſcht, und, daß euch alsdann beide in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

Der Huſar in Neiſſe.

Als vor 18 Jahren die Preußen mit den Franzoſen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten ſie auch nicht daran, daß ſich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Beſuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte ſich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl anſteht. Unter andern drang damals ein brauner preuſſiſcher Huſar, der ein böſer Menſch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all ſein baares Geld ſo viel war, und viel Geldeswerth; zuletzt auch noch das ſchöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch ſeinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Huſar ſtoßt ihn unbarmherzig von ſich. Die Tochter

lauft ihm nach, hält ihn am Dollmann feſt, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt ſie, und wirft ſie in den Sodbrunnen, ſo im Hofe ſteht, und rettet ſeinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er ſeinen Abſchied, ſetzt ſich in der Stadt Neiſſe in Schleſien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meynt, es ſey ſchon lange Gras darüber gewachſen. Allein, was geſchieht im Jahr 1806? Die Franzoſen rücken in Neiſſe ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant iſt auch brav, führt ſich ordentlich auf, und ſcheint guter Dinge zu ſeyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühſtück. Die Frau denkt: Er wird noch ſchlafen, und ſtellt ihm den Kaffe ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng ſie endlich in das Stüblein hinauf, macht leiſe die Thüre auf, und will ſehen, ob ihm etwas fehlt.

Da ſaß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und ſeufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder ſo etwas, und ſah nicht, daß jemand in der Stube iſt. Die Frau aber gieng leiſe auf ihn zu, und fragte ihn: „Was iſt Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum ſeyd Ihr ſo traurig?" Da ſah ſie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und ſagte: die Ueberzüge dieſes Bettes, in dem er heute Nacht geſchlafen habe, haben vor 18 Jahren ſeinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden ſeyn, und jetzt denke er an alles, und ſein Herz ſey voll

Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchſtaben, womit ſie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erſchrak die gute Frau, und ſagte, daß ſie dieſes Bettzeug von einem braunen Huſaren gekauft habe, der noch hier in Neiſſe lebe, und ſie könne nichts dafür. Da ſtand der Franzoſe auf, und ließ ſich in das Haus des Huſaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, ſagte er zu dem Huſaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unſchuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hauſe getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schweſter? Anfänglich wollte der alte Sünder ſich entſchuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es ſoll, und was der Eine liegen laſſe, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt mans ſelber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche ſey, deſſen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an ſeine Schweſter erinnerte, verſagte ihm vor Gewiſſensangſt und Schrecken die Stimme, und fiel vor dem Franzoſen auf die zitternde Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leſer denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Huſaren zuſammenhauen, und freut ſich ſchon darauf." Allein das könnte mit der

Wahrheit nicht beſtehen. Denn wenn das Herz bewegt iſt, und vor Schmerz faſt brechen will, mag der Menſch keine Rache nehmen. Da iſt ihm die Rache zu klein und verächtlich, ſondern er denkt: Wir ſind in Gottes Hand, und will nicht Böſes mit Böſem vergelten. So dachte der Franzoſe auch, und ſagte: Daß du mich mißhandelt haſt, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht haſt, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schweſter in den Brunnen geworfen haſt, und iſt nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott." — Mit dieſen Worten gieng er fort, ohne dem Huſaren das Geringſte zu leide zu thun, und es ward ihm in ſeinem Herzen wieder wohl. Dem Huſaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngſten Gericht geſtanden wäre, und hätte keinen guten Beſcheid bekommen. Denn er hatte von dieſer Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und ſoll nach einem Vierteljahr geſtorben ſeyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man ſich daheim nicht darf finden laſſen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland ſchickte ſeinen Sohn nach Paris, daß er ſollte Franzöſiſch lernen,

und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ey Hanns, wo führt dich der Himmel her? Wie ſteht es zu Hauſe, und was giebts Neues? — Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor 10 Tagen Euer ſchöner Rabe krepirt iſt, den Euch vor einem Jahr der Waidgeſell geſchenkt hat.

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefreſſen, als unſere ſchönen Pferde verreckten, eins nach dem andern. Ich habs gleich geſagt.

Wie! Meines Vaters vier ſchöne Mohren-Schimmel ſind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie gieng das zu?

Drum ſind ſie zu ſehr angeſtrengt worden mit Waſſerführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Iſt unſer ſchönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters ſeliger Leiche, und iſt bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Füncklein iſt bald verzettelt.

Unglückſelige Botſchaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie gehts meiner Schweſter?

Drum eben hat ſich Ihr Herr Vater ſeliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schweſter ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es iſt ein Büblein.

Sonſt gibts juſt nicht viel Neues, ſetzte er hinzu.

Moſes Mendelſon.

Moſes Mendelſon war jüdiſcher Religion, und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht ſoll erfunden haben. Dabei war er aber ein ſehr frommer und weiſer Mann, und wurde daher von den angeſehenſten und gelehrteſten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das iſt recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieſer Moſes Mendelſon gab unter andern von der Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer ſchweren Rechnung ſchwitzte, ſagte dieſer: „Es iſt doch ſchade, guter Moſes, und iſt unverantwortlich, daß ein ſo verſtändiger Kopf wie ihr ſeyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Waſſer nicht bieten kann. Seyd ihr nicht

am kleinen Finger geſcheider, als er am ganzen Körper, ſo groß er iſt?“ Einem andern hätt das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen, und ſeinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verſtändige Mendelſon ließ das Dintenfaß ſtehen, ſteckte die Feder hinter das Ohr, ſah ſeinen Freund ruhig an, und ſprach zu ihm alſo: „Das iſt recht gut, wie es iſt, und von der Vorſehung weiſe ausgedacht. Denn ſo kann mein Herr von meinen Dienſten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entſtand gegen ihn eine Empörung, was nichts ſeltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polniſcher Fürſt, vergaß ſich ſo ſehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs ſetzte. Ja, er war frech genug, es dem König ſelber zu ſchreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erſchrecken. Der König aber ſchrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und geleſen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch verſichern, für den eurigen gäb ich keinen rothen Heller.“

Theure Eyer.

Als zu ſeiner Zeit ein fremder Fürſt nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen, und ließ ſich in einem gemeinen Wirthshaus, wo ſonſt dergleichen Gäſte nicht einkehren, drei geſottene Eyer geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürſt fragte, ob denn hier die Eyer ſo rar ſeyen? Der Wirth lächelte und ſagte: Nein, die Eyer nicht, aber die großen Herren, die ſo etwas dafür bezahlen können. Der Fürſt lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm ers ſehr übel, daß ein Wirth in ſeinem Reich ſich unterſtand, ſolche unverſchämte Ueberforderungen zu machen, und ſagte dem Fürſten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreiſe wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie ſehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrſcht. Als der Fürſt auf ſeiner Rückreiſe wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, ſah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenſter waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe.

Der geneigte Leſer wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieſer Erzählung vorkommt.

Doch iſt ſie in einem ſchönen Buch beſchrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter copulirt war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielts auch mit, und war der Jüngſte. Doch mordeten ſie nicht, und griffen keine Menſchen an, ſondern viſitirten nur bei Nacht in den Hühnerſtällen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften ſie immer am wohlfeilſten ein. Wenns aber nichts zu ſtehlen gab, ſo übten ſie ſich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagſtücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald ſieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Neſt ſitzen, denkt, er hat Eyer, und fragt die andern: „Wer iſt im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eyer aus dem Neſt, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht ſich leiſe dem Neſt, bohrt langſam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eylein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Neſt wieder zu mit Moos, und bringt die Eyer. — „Aber wer dem Vogel die Eyer wieder unterlegen kann,“ ſagt jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langſam die Eyer unterſchob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langſam die Hoſen ab, ohne

daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern ſagten: „Der Frieder iſt der Meiſter.“ Der rothe Dieter aber ſagte: „Ich ſehe ſchon, mit Euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu böſen Häuſern geht, und der Letze *) kommt über uns, ſo iſts mir nimmer Angſt für euch, aber für mich.“ Alſo gieng er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit ſeiner Frau arbeitſam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein geſtohlen hatten, beſuchten ſie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn ſie hatten gehört, daß er ein Schwein geſchlachtet und wollten ein wenig acht geben, wo es liegt. Es hieng in der Kammer an der Wand. Als ſie fort waren, ſagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, ſonſt iſt es morgen nimmer unſer.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, ſo leiſe ſie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, ſteht auf, geht um das Haus, und ſieht nach. Unterdeſſen ſchleicht der Heiner um das andre Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Manns Stimme an, und ſagt: Frau, die Sau iſt nimmer in der Kammer. Die Frau ſagt: Schwätz nicht ſo einfältig! Haſt du ſie nicht ſelber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja ſo, ſagte der Heiner, drum bin ich halber im Schlaf, und gieng, holte das Schwein, und trug es unbeſchrien fort, wußte in der finſtern Nacht nicht, wo der Bruder iſt, dachte, er wird

*) d. i.: der Unrechte.

ſchon kommen an den beſtellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau, rief er, jetzt habens die Galgenſtricke doch geholt.“ Allein, ſo geſchwind gab er nicht gewonnen, ſondern ſetzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte, (es war ſchon weit vom Hauſe weg,) und als er merkte, daß er allein ſey, nahm er ſchnell die Stimme des Frieders an, und ſagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirſt müd ſeyn.“ Der Heiner meynt es ſey der Bruder, und gibt ihm das Schwein, ſagt, er wolle vorausgehn in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, ſagte für ſich ſelber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdeſſen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer ſah, und kam, und fragte den Bruder: „Haſt du die Sau, Heiner?“ Der Heiner ſagte: „Haſt du ſie denn nicht, Frieder?“ Da ſchauten ſie einander mit großen Augen an, und hätten kein ſo praſſelndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber deſto ſchöner praſſelte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde ſogleich nach der Heimkunft verhauen, und Keſſelfleiſch über das Feuer gethan. Denn der Dieter ſagte: „Frau, ich bin hungerig, und was wir nicht beizeiten eſſen, holen die Schelme doch.“ Als er ſich aber in einen Winkel legte, und ein wenig ſchlummerte, und die Frau kehrte mit der eiſernen Gabel das Fleiſch herum, und ſchaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf ſo ängſtlich ſeufzte, kam eine zugeſpitzte Stange langſam durch das Camin herab, ſpießt das beſte Stück

im Keſſel an, und zogs herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängſtlicher winſelte, und die Frau immer emſiger nach ihm ſah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jezt wollen wir anrichten," da war der Keſſel leer, und wär ebenfalls kein ſo großes Feuer nöthig geweſen zum Nachtkochen. Als ſie aber beide ſchon im Begriff waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, ſo können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder was ſie gemaust hatten. Jezt gieng ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man ſcherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es ſey das leztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im lezten Viertel über das Häuslein weggieng, und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters ſagte: „Jezt iſts einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des geſtohlenen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Thurn und in das Zuchthaus.

Suwarow.

Der Menſch muß eine Herrſchaft über ſich ſelber ausüben können, ſonſt iſt er kein braver und achtungs-

würdiger Menſch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, ſondern immer. Der ruſſiſche General Suwarow, den die Türken und Polaken, die Italiener und Schweizer wohl kennen, der hielt ein ſcharfes und ſtrenges Commando. Aber was das vornehmſte war, er ſtellte ſich unter ſein eigenes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow ſelber wäre, und ſehr oft mußten ihm ſeine Adjutanten dieß und jenes in ſeinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienſt etwas verſehen hatte, und fieng ſchon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienſt erweiſen, eilte herbei und ſagte: „*Der General Suwarow hat befohlen, man ſolle ſich nie vom Zorn übernehmen laſſen.*“ Sogleich ließ Suwarow nach, und ſagte: „Wenns der General befohlen hat, ſo muß man gehorchen.“

Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche ſehr alt werden. Ein Reiſender begegnet einmal einem betagten Sechziger, welcher ſchluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, ſagte dieſer: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben. Das kam dem Fremden faſt unglaublich vor, daß ein Mann von ſolchen Jahren

noch

noch einen Vater am Leben haben, und noch unter ſeiner Zucht ſtehen ſoll. Als er ihn aber nach der Urſache der Ohrfeige fragte, ſo ſagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater ſchier fallen laſſen, als er ihm habe ſollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er ſich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch ſo ſey, wie er ſagte. Ja, es war ſo. Der Bube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde ſagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man ſo 288 Jahre bei einander in Einem Stüblein ſehe.

Kaiſer Napoleon und die Obſtfrau in Brienne.

Der große Kaiſer Napoleon brachte ſeine Jugend als Zögling in der Kriegsſchule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge ſeine Kriege, die er führte, und ſeine Thaten. Da er gerne Obſt aß, wie die Jugend pflegt, ſo bekam eine Obſthändlerin daſelbſt manchen ſchönen Batzen von ihm zu löſen. Hatte er je einmal kein Geld, ſo borgte ſie. Bekam er Geld, ſo bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler ſchuldig. Und, als ſie das letztemal ihm einen Teller voll ſaftiger Pfirſiche oder ſüßer

Trauben brachte, „Fraulein, ſagte er, jetzt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr ſollt nicht vergeſſen ſeyn.“ Aber die Obſtfrau ſagte: „O reiſen Sie wegen deſſen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie geſund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer ſolchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beſte Kopf ſo etwas vergeſſen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einſt die Kinder Iſrael das Ziegler-Handwerk trieben, und lieferte ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrte mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erſter Conſul. Napoleon ſtellt in ſeinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird franzöſiſcher Kaiſer, und noch hatte die gute Obſtfrau in Brienne nichts, als ſein Wort: „Ihr ſollt nicht vergeſſen ſeyn!“ Aber ein Wort noch immer ſo gut, als baares Geld, und beſſer. Denn als der Kaiſer in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille ſchon dort, und mag wohl ſehr gerührt geweſen ſeyn, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in ſo kurzer Zeit, und durch ſo viele Gefahren unverſehrt bis auf den neuen Kaiſerthron geführt hatte, da blieb er auf der Gaſſe plötzlich ſtille ſtehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der ſich auf etwas beſinnt, nannte bald darauf den Namen der Obſtfrau, erkundigte ſich nach ihrer Wohnung, ſo

ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete, und ein ſparſames Abendeſſen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfriſchung haben?“ ſo fragte der Kaiſer. — Ey ja! erwiederte die Frau, die Melonen ſind reif, und holte eine. Während die zwei Fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiſer an das Feuer legte. „Kennt ihr denn den Kaiſer auch, der heute hier ſeyn ſoll?“ fragte der eine. Er iſt noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erſt. Warum ſoll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obſt hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da ſagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein ſchlechtes Gedächtniß haben. Fürs erſte, ſo kennt ihr den Kaiſer nicht. Denn ich bins. Fürs andere hab ich euch nicht ſo ordentlich bezahlt, als ihr ſagt, ſondern ich bin euch zwei Thaler ſchuldig oder etwas;“ und in dieſem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tiſch ein tauſend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als ſie den Kaiſer erkannte, und die Goldſtücke auf dem Tiſch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer ſich, wie man ihr auf nebenſtehender Abbildung wohl anſehen kann; *) und die

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Kinder ſchauen auch einander an, und wiſſen nicht was ſie ſagen ſollen. Der Kaiſer aber befahl nachher das Haus niederzureiſſen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In dieſem Hauſe, ſagte er, will ich wohnen, ſo oft ich nach Brienne komme, und es ſoll meinen Namen führen.“ Der Frau aber verſprach er, er wolle für ihre Kinder ſorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derſelben bereits ehrenvoll verſorgt, und der Sohn wird auf kaiſerliche Koſten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held ſelber ausgegangen iſt.

Fürchterlicher Kampf eines Menſchen mit einem Wolf.

In Frankreich iſt ein Departement, heißt Goldhügel. In dieſem Departement befindet ſich eine kleine Landſchaft, genannt Saulieu, (muß leſen Soliö); dieſe Landſchaft bekam im März des Jahrs 1807 einen ſchlimmen Beſuch von einem reiſſenden Thier, wie man noch keines daſelbſt geſehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer geweſen ſeyn. Doch hatte es eine kürzere Schnautze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren beſetzt. Dieſe grauſame und blutgierige Bêſtie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menſchen und Thiere an, wagte ſich ſogar am 30. März am hellen

Tag auf der Landſtraße an die Reiſenden, zerriß einen Conſcribirten, zerfleiſchte zwei Mägdlein und einen Knaben und blieb ſelbige Nacht nahe bei dem Hauſe eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüſche übernacht. Der gute Machin, der an eine ſolche Schildwache vor ſeinem Hauſe nicht dachte, gieng des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finſter war, aus dem Hauſe. Da hörte er etwas rauſchen im Gebüſch, glaubte es ſey die Katze, die ſich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief ſeiner Frau, die Katze ſey da. Aber in dem nämlichen Augenblicke ſpringt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, ſtellt ſich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll ſcharfer ſtarker Zähne wüthend an der linken Bruſt. Vergebens ſucht er ſich loszumachen. Das Thier ſetzt immer tiefer ſeine Zähne ein, und verurſacht ihm die entſetzlichſten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und ſtarke Machin mit beiden Armen, drückt es feſt an ſich, ringt mit ihm bis er es im Hauſe hat, wirft ſich mit ihm auf einen Tiſch, ſo daß das Thier unten lag, und rief ſeiner Frau, daß ſie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, ſich zu nähern, und das Thier biß ſich immer tiefer und tiefer in die Bruſt des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteſte Tochter von 22 Jahren ſich ermannte, und mit einem Licht und einem Meſſer herbeieilte. Der Vater drückt, ſo ſtark er kann, mit ſeinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand wo ſie hineinſtechen müſſe, daß das Ungeheuer ſicher getödtet werde. Noch biß ſich die Beſtie immer tiefer

und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Meſſer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt ſchoß das heiße ſchwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Beſt fieng an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreiſſen wollte. Aber erſt nachdem es ſich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Bruſt des braven Machin von ihm los zu machen, ſo feſt hatte es ſich mit ſeinen mörderiſchen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Unthier vollends todtgeſchlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an ſeiner Bruſt zu leiden und zu heilen, und ſagt, er wolle ſein Lebenlang dran denken.

Folgen des Tilſiter Friedens.

In der Welt ſieht es kurios aus. Geſtern ſo, heute anders, und wer weiß was morgen kommt? Der Friede geht ſchwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und iſt nicht immer gut dabei Gevatter zu ſtehn. Wohl dem, der von weitem zuſchauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei ſeyn, wenn die langen Meſſer drein hauen und die großen meſſingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königs-Thronen ſchwanken und umfallen.

Rußland iſt in dem letzten Frieden zu Tilſit recht gut weggekommen, hat nichts verloren, ſondern

noch ein anſehnliches Stück von Polen gewonnen, ſetzte ſich in gute Freundſchaft mit ſeinem vorigen Kriegsfeind Napoleon, und fieng Krieg an mit ſeinen vormaligen Bundesgenoſſen, dem König von England und dem König von Schweden.

Preußen, ſo zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rühmen. Fürs erſte hat es müſſen hergeben, was ſein Bundesgenoſſe und Mitſtreiter der ruſſiſche Kaiſer in Polen gewonnen hat, und das große Herzogthum Warſchau, hat außerdem verloren das Fürſtenthum Baireuth in Deutſchland, und alles Land herwärts des Elbſtroms in Sachſen und Weſtphalen; muß viel bezahlen, und hat wenig; fragt niemand: wo nimmſt du's? Armuth und Elend nimmt immer mehr überhand. Der König konnte noch nicht wieder in ſeine Reſidenzſtadt Berlin und in ſein Schloß einziehen, weil die franzöſiſche Generalität noch ihr Hauptquartier daſelbſt hat, ſondern lebt ſtill und eingezogen in Königsberg, ſchränkt ſich ein, ſo ſehr er kann, um ſeine armen Unterthanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rath noch Hülfe zu ſchaffen.

Aber der ſchlimmſte Unfall war nach dem Frieden zu Tilſit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutſchland fortgeht bis ans Ende, ſo kommt man endlich an eine Halbinſel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inſeln und mehrere kleine liegen, dieß zuſammen iſt Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt-

und Reſidenzſtadt Kopenhagen, und an den däniſchen Feſtungswerkern vorbei durch eine Meerenge. Dieſes Königreich hatte während der ganzen ſtürmiſchen Zeit von 1792 durch ſeine Lage und durch die Weisheit ſeiner Regierung Frieden. Sie lebte niemand zu lieb und niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlſtand der Unterthanen zu vermehren, wurde deßwegen von allen Mächten reſpektirt und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jetzt ſey die größte Gefahr vorbei. Als aber der Engländer ſah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen ſey, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und, daß die Franzoſen in allen Häfen und feſten Plätzen an der Oſtſee Meiſter ſind, und die Sache ſchlimm gehen kann, wenn ſie auch noch ſollten nach Dänemark kommen, ſagte er kein Wort, ſondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der däniſchen Küſte und vor der königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Kopenhagen ſtand, und alles ſicher und ruhig war, ſo machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir ſo gute Freunde zuſammen ſind, ſo gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit ſie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Feſtung. Denn es wäre uns entſetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zuſammen ſchießen. Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit ſeinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und ſagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, ſo müßt ihr mir bis Ausgangs der Sache

eure Roſſe in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Raſtadt zu den Advokaten reiten, ſonſt zünd ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld ſtehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf ſeinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, ſo verrenn ich ihm den Weg." Der Nachbar ſagt: „Laßt mir mein Haus unangezunden! Was gehn mich euere Händel an?" Und ſo ſagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänemarker ſagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!" ſo ſtieg er mit ſeinen Landungs-Truppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptſtadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und ſagte am 2. September nach dem Frieden von Tilſit, jetzt ſey die letzte Friſt. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze Däniſche Nation ſagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes ſey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Welt nicht abwaſchen könnte, ſich durch Drohungen ſchrecken zu laſſen, und in ſeine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein! Da fieng das fürchterliche Gericht an, das über dieſe arme Stadt im Schickſal beſchloſſen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen, mit 72 Mörſern und ſchweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerſtörungsmittel erfunden, nämlich die ſogenannten Brand-Raketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit

einem kurzen ſpitzigen Pfeil verſehen waren. Im Schuß entzündete ſich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, ſo blieb er ſtecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch dieſe Brand-Raketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuſer, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlöſſer, 22 Krankenſpitäler, 30 Armenhäuſer, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher ſchöne Dachſtuhl in dieſer angſtvollen Nacht zerſchmettert wurde, wie manches bange Mutterherz ſich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander gieng. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob ſie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Commandant von Kopenhagen ſagte: Nein. Da fieng das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Commandant noch nicht wollte Ja ſagen, fieng Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5ten des Mittags. Da lagen mehr als 300 ſchöne Häuſer in der Aſche; ganze Kirchthürme waren eingeſtürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren ſchon getödtet und mehrere ſchwer verwundet. Ganz Kopenhagen ſah hier einer Brandſtätte, oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der

Commandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben ſah, hat er am 7. September kapitulirt, und der Kronprinz hats nicht einmal gelobt. Das erſte war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Beſitz und führten ſie weg; 18 Linienſchiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehmals dem König von Dänemark zum Geſchenk gemacht hatte, als ſie noch Freunde waren. Dieſe ließen ſie zurück. Der König von Dänemark ſchickte ſie ihnen aber auch nach, und will nichts geſchenktes mehr zum Andenken haben. Im Land ſelbſt und auf den Schiffen hausten die Engländer als böſe Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, ſondern denkt: Wenn ſie es nicht verdient hätten, ſo führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn ſie ſchifften ſich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21ten mit der däniſchen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve iſt unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer geſehn. Jetzt haltens die Dänen gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, und Kaiſer Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis ſie die Schiffe wieder zurück gegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dieß iſt das Schickſal von Dänemark, und die Freunde der Engländer ſagen, es ſey nicht ſo ſchlimm gemeynt geweſen. Andre aber ſagen, es hätte nicht können ſchlimmer ſeyn, und die Dänen meynens auch.

Unter allen Bundesgenoſſen der Engländer iſt der König von Schweden allein ſtandhaft geblie-

ben, ob er gleich an dem Betragen derſelben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er ſchon im Krieg Stralſund und Pommern verloren, und Rußland hat ihn unterdeſſen in ſeinem Land angegriffen und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen iſts auf einer andern Seite auch ſchon losgebrochen, alſo, daß jezt Schweden in großer Gefahr und Bedrängniß iſt. Aber der König bleibt unbeweglich ſeinem Grundſatz getreu, und ſagt: er wolle lieber ſterben, als nachgeben.

England ſelbſt ſitzt ruhig auf ſeiner Inſel, ſieht den Welthändeln auf dem feſten Lande zu, und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und ſeinen Schiffen geht alles aus dem Weg. Deßwegen fangt es der Kaiſer Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles baare Geld aus dem feſten Land herüber fiſcht, und ſeine ganze Macht in ſeinem ungeheuren Reichthum beſteht, ſo verſperrt man ihm den Handel. Faſt alle Seehäfen des feſten Landes ſind ihm verſchloſſen. Alle engliſchen Waaren ſind verboten, wo man ſie findet werden ſie weggenommen, deßwegen iſt der Zucker und Caffe ſo theuer, und, wenn das feſte Land es aushaltet in die Länge, ſo muß England noch erſticken in ſeinem eigenen Fett.

Auch in Deutſchland endlich ſind durch den preußiſchen Krieg und durch den Tilſiter-Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehmaligen Kurfürſtenthum Sachſen wurde ein König-

reich, und der König bekam auch noch das Herzogthum Warſchau, welches der König von Preußen in Polen verloren hat. Auch aus der ehmaligen Landgrafſchaft Heſſen=Kaſſel und den preußiſchen Landen herwärts des Elbeſtroms iſt ein neues Königreich Weſtphalen entſtanden, und der König iſt des Kaiſers Napoleons ſein Herr Bruder. Faſt alle Länder, die zum ehmaligen deutſchen Reich gehörten, ſind dem rheiniſchen Bunde beigetreten; und der rheiniſche Bund reicht jezt von Lörrach bis ans Meer. Das ſind die wichtigſten und nächſten Folgen des Friedens von Tilſit bis zum September 1808.

Begebenheiten in Portugal im Jahr 1808.

In dem verwichenen Jahr ſind zwei Könige von ihren Thronen herabgeſtiegen; der König von Portugal und der König von Spanien.

Wenn man von Baſel aus durch die ganze Schweiz reiſt bis nach Genf, ſo kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reiſe fortſezt, ſo kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, ſo kommt man nach Portugal. Portugal aber iſt gegen Sonnen=Untergang das lezte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter. Portugal iſt ein kleines, aber geſegnetes Land, und der König

hatte noch andere reiche Beſitzungen über dem Meere, zum Beiſpiel das große Land Braſilien in Amerika, von wannen das Braſilienholz gebracht wird zu der rothen Dinte. Dieſes kleine Königreich Portugal hat keinen andern Nachbar, als das große Königreich Spanien. Wenn es alſo mit dieſem in guter Freundſchaft ſteht, ſo hat es von dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der ſchwächere Nachbar traut dem Mächtigen nicht, und, wenn Portugal mit Spanien in Unfrieden kam, ſo hatte es auch nirgends her Hülfe zu erwarten, als vom Meer. Deßwegen hielt Portugal von jeher und bis auf die letzte Zeit gute Freundſchaft mit England, erſtlich weil England und Spanien nie die beſten Freunde mit einander ſind, zweitens weil England das mächtigſte Volk iſt auf dem Waſſer. Da aber der Kaiſer Napoleon den großen Plan entworfen hatte, alle Mächte des feſten Landes von den Engländern abwendig zu machen, und ihren Schiffen und Waaren alle Seehäven zu verſchließen, und kurz, es ſollte kein Menſch mehr etwas mit ihnen zu ſchaffen haben, wie wenn ſie alle die Raude hätten, ſo verlangte er, die Portugieſen ſollten auch mithalten, und als die Regierung nicht wollte, ſo ſchickte er eine Armee, unter dem Befehl des Generals Junot, durch Spanien nach Portugal Der ſollte der Regierung ſagen, wie ſie ſich zu verhalten habe, und die Seehäfen beſetzen, und den Spaniern war es ſo weit recht. Das iſt der nämliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bei Nazareth im gelobten Land kommandirte. Denn ein franzöſiſcher General kommt heut zu Tage weit in der Welt herum. Da nun England ſeinen Bundsgenoſſen in der Noth ſah, ſo

kam es ihm mit ſeinen Schiffen zum Beiſtand; aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, ſondern verließ ihre Reſidenzſtadt Liſſabon, ihr bisheriges Land und Europa, und ſchiffte ſich nach Braſilien ein. Alſo kam der franzöſiſche General Junot, und nahm dieſes Königreich im Namen des Kaiſers Napoleon in Beſitz und in Verwaltung. Dieß iſt das Schickſal von Portugal bis zum September 1808.

Begebenheiten in Spanien.

Anders gieng es in Spanien ſelber zu. Dieß iſt das Land, aus welchem ſich unſere ſpaniſchen Schaafe her datiren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich ſeyn muß, iſt daraus zu erkennen, daß im ſchlechteſten Boden, wo wegen Waſſermangel ſonſt nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eſelein das Futter nicht ſchmecken will, ſo giebt man ihnen Feigen oder Pomeranzen, freilich nicht die beſten. Ein ſolches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Aſturien, das iſt der älteſte Sohn des Königs, muß in ſeiner Kindheit einmal neben die Schule gegangen ſeyn, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn ſchon vor einiger Zeit ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ſeinen Vater und gegen den Freund und Miniſter ſeines Vaters, den Friedensfürſten, und wollte ſich des Throns bemächtigen.

Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz geſtand, nannte die Mitſchuldigen, und erhielt von ſeinem Vater Verzeihung. Seit dieſer Zeit aber herrſchte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr, franzöſiſche Kriegsvölker unter den Befehlen des Großherzogs von Berg rückten in das Land, und der Prinz von Aſturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ ſich von Leuten, die es weder mit ihm noch mit ſeinem Herrn Vater können gut gemeynt haben, zum zweitenmal zu einer Verſchwörung gegen den König locken.

Dießmal gieng die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk ſchlug ſich zu dem Prinzen. Der Friedensfürſt wurde beſchuldigt, er ſey ein Verräther des Vaterlandes. Er wurde gefangen geſetzt, mußte viel Mißhandlungen ausſtehen, und ſtündlich einen gewaltſamen Tod erwarten. Sein Vermögen wurde eingezogen, ſein Pallaſt ausgeplündert, und alles zerſchlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und ſeine eigene Perſon zu retten, übergab der König die Krone ſeinem Sohn, und mußte ſagen, daß er ſie freiwillig niederlege und wegen ſeiner Geſundheit ſich in ein ſtilles Leben und in eine wärmere Gegend zurück ziehen wolle. Darauf wurde ſein Sohn zum König erklärt. Allein ſo etwas kann keine lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der franzöſiſche Kaiſer machte damals eine Reiſe in ſeinem Reich, und kam bis Bayonne, nahe an der ſpaniſchen Grenze. In dieſer Stadt ſollen vorzeiten die erſten Bayonnette gemacht worden ſeyn, und daher haben ſie ihren Namen. Als aber der alte König

hörte,

hörte, daß Napoleon in der Nähe ſey, kam er ſelber nach Bayonne, begab ſich in des Kaiſers Schutz, ſagte, er ſey gezwungen worden, und proteſtire gegen alles. Da machte ſich der Prinz von Aſturien auf den nämlichen Weg, und ſagte, er ſey in der feſten Meynung geweſen, ſein Herr Vater habe die Krone freiwillig niedergelegt, ſonſt hätte er ſie nicht angenommen, und er gebe ſie hiemit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgethan. Denn eine verkehrte That iſt geſchwinder begangen, als wieder gut gemacht. In Spanien, und beſonders in Madrid, gab es unruhige Bewegungen. Ein Theil wollte ſich dem alten König nimmer unterwerfen, ſo wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die franzöſiſchen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Parthie machte gegen die andere curiöſe Geſichter. Auf einmal bricht in Madrid ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2. May 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten ſich mit mehr als 20,000 Menſchen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere franzöſiſche Militär-Perſonen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarſch ſchlagen. Man ſchießt zuerſt mit kleinem Gewehr, dann aus Kanonen unter die wilden Haufen. Sie zerſtreuen ſich, andere ziehen in die Häuſer und ſchießen aus den Fenſtern. Man bricht die Thüren ein, und haut zuſammen, was mit Gewehr ſich blicken läßt. Unterdeſſen bemächtigen ſich die Empörer des Zeughauſes und wollen 28 Kanonen und 10,000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein franzöſiſcher General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß ſterben. Mehrere tauſend

Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in ſolche Ernten muß man keine Sicheln tragen. Als ſie ſahen, die Sache gehe ſchief, wollten ſie wieder fliehen. Allein die Cavallerie paßte auf ſie an den Thoren, viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erſchoſſen. Nach dem Bericht kamen in dieſem Aufruhr mehrere 1000 Spanier ums Leben. Die Franzoſen hatten 25 Todte, und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bei der königlichen Familie die Betrübniß groß. Der König und der Kronprinz mußten ſich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es ſey der zerrütteten ſpaniſchen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kaiſer Napoleon nehme ſich ihrer an. Der Kaiſer wars zufrieden. Alſo legten der König und der Prinz die ſpaniſche Krone vor Napoleon nieder, entſagten allen ihren Rechten und Anſprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde General-Lieutenant von ganz Spanien, und nach Bayonne hat der Kaiſer eine Verſammlung von 150 Rittern, Geiſtlichen und Bürgern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue Einrichtung von Spanien das Nöthige in Richtigkeit zu bringen. In dieſer Verſammlung wurde nun die neue Verfaſſung des Königreichs zu Stande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieſes Landes erklärt. Dem alten König aber und ſeiner Familie wurden in Frankreich anſtändige Palläſte und Güter angewieſen, wo ſie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So gieng es in Spanien zu, bis zu Ende des Auguſts 1808.

Unglück in Kopenhagen.

Das ſollte man nicht glauben, daß eine Granade, die in den unglücklichen September-Tagen 1807 nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im July 1808 losgehen werde. Zwei Knaben fanden ſie unter der Erde. Einer von ihnen wollte ſie mit einem Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich gerieth ſie in Brand, zerſprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetſchte der Mutter, die mit einem Säugling an der Bruſt ſorglos zuſah, den Arm. Dieß lehrt vorſichtig ſeyn mit alten Granaden und Bomben-Kugeln.

Merkwürdige Schickſale eines jungen Engländers.

(Siehe die Abbildung im rheinländiſchen Bildermann.)

Eines Tages reiſte ein junger Engländer auf dem Poſtwagen zum erſtenmal in die große Stadt London, wo er von den Menſchen, die daſelbſt wohnen, keinen einzigen kannte, als ſeinen Schwager, den er beſuchen wollte, und ſeine Schweſter, ſo des Schwagers Frau war. Auch auf dem Poſtwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das iſt, der Aufſeher über den Poſtwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die

Digitized by Google

zwei Reiſe-Kameraden dachten damals auch nicht daran, wo ſie einander das nächſtemal wieder ſehen würden. Der Poſtwagen kam erſt in der tiefen Nacht in London an. In dem Poſthauſe konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Poſtmeiſter daſelbſt ein vornehmer Herr iſt, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei ſtockfinſterer Nacht, ſo wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da ſagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Vetter ſtehen. Meine Baſe wird euch ſchon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihr beſſer finden werdet.“ Das ließ ſich der junge Menſch nicht zweimal ſagen. Sie tranken bei der Frau Baſe noch einen Krug engliſches Bier, das noch beſſer ſeyn ſoll, als das Donaueſchinger oder Seckinger, ſo doch auch nicht ſchlecht iſt, aßen eine Knackwurſt dazu, und legten ſich dann ſchlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und muß hinaus gehn. Da war er übler dran, als noch nie. Denn er wußte in ſeiner dermaligen Nachtherberge, ſo klein ſie war, ſo wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und ſagte ihm wie er gehen müſſe, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, iſt zwar verſchloſſen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüſſel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein

großes Meſſer mit, und ſchiebt es zwiſchen dem Thürlein und dem Pfoſten hinein, ſo ſpringt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themſe rauſchen, und zieht etwas an, die Nacht iſt kalt." Der Fremde erwiſchte in der Geſchwindigkeit und in der Finſterniß das Camiſol des Condukteurs, ſtatt des ſeinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er ſchlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, ſo, daß er mit der Naſe an ein Eck anſtieß, und wegen dem hitzigen Bier, ſo er getrunken hatte, entſetzlich blutete. Allein, ob dem ſtarken Blutverluſt und der Verkältung bekam er eine Schwäche und ſchlief ein. Der nachtfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht wo ſein Schlafkamerad ſo lange bleibt, bis er auf der Gaſſe einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Teufel iſt an die Hausthüre kommen, iſt auf die Gaſſe hinausgegangen, und gepreßt worden." Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, ſo gehen unverſehens beſtellte ſtarke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsſtuben, in verdächtigen Häuſern und auf der Gaſſe herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich iſt, den fragen ſie nicht lange: Landsmann, wer biſt du? oder Landsmann, wer ſeyd ihr? ſondern machen kurzen Prozeß, ſchleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menſchenjagd nennt man Preſſen; und deßwegen ſagte der Condukteur: „Was gilts, der arme Teufel iſt gepreßt worden!" — In dieſer Angſt ſprang er eilig auf, warf ſeinen

Rokelor um ſich, und eilte auf die Gaſſe, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gaſſe und zwei Gaſſen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er ſelber den Preſſern in die Hände, wurde auf ein Schiff geſchleppt, — ungern und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Menſch im Hauſe wieder zu ſich, eilte, wie er war, in ſein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und ſchlief bis in den Tag. Unterdeſſen wurde der Conducteur, um 8 Uhr, auf der Poſt erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Poſtbedienter abgeſchickt, ihn zu ſuchen. Der fand keinen Conducteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Meſſer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauſchte die Themſe. Da fiel ein böſer Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Conducteur ermordet und in das Waſſer geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn viſitirte und in den Taſchen des Kamiſols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten ſilbernen Petſchaftring des Conducteurs am Riemen befeſtigt, da war es um den armen Jüngling geſchehn. Er berief ſich auf ſeinen Schwager, — man kannte ihn nicht, — auf ſeine Schweſter, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er ſelber ſie wußte. Aber die Blutrichter ſagten: „Das ſind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt. Und wie geſagt, ſo geſchehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländiſchem Recht und Brauch. Mit dem engländiſchen Brauch aber iſt es ſo: Weil in

London der Spitzbuben viele ſind, ſo macht man mit denen die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern ſich nicht viele Leute darum, weil mans oft ſehen kann. Die Miſſethäter, ſo viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen geſetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den böſen Nagel ein, fahrt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die ſchönen Geſellen zappeln, und ſchaut nicht um. Allein in England iſt das Hängen nicht ſo ſchimpflich wie bei uns, ſondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächſten Verwandten des Miſſethäters, und ziehn ſo lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erſtickt. Aber unſerm Fremdling that niemand dieſen traurigen Dienſt der Liebe und Freundſchaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen ſchaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrei des Entſetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unſer Bruder!" Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme ſeiner Schweſter die Augenlieder aufſchlug, und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entſchloſſener Mann war, verlor die Beſinnung nicht, ſondern dachte in der Stille auf Rettung; der Platz war entlegen, die Leute hatten ſich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Purſche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn ſie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeſchrieen in des

Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu ſich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege ſeiner getröſteten Schweſter bald wieder völlig geſund. Eines Abends aber ſagte der Schwager zu ihm: Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, ſo könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und, wenn auch nicht, ſo habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und euere Verwandten ein ſchlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch ſorgen. Das ſah der gute Jüngling ein, gieng bei der erſten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit ſchwerem Herzen wieder an das Ufer ſtieg, und als er eben bei ſich ſelber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menſchen entgegen führte, der mich kennt;“ ſiehe, da kam in armſeliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber ſo groß ſonſt die Freude des unverhofften Wiederſehens an einem ſolchen fremden Orte iſt, ſo war doch hier der erſte Willkomm ſchlecht genug. Auf der Abbildung kann man ſehen: *) Ziffer 1 den Condukteur, wie er mit geballter Fauſt auf den Ankömmling losgeht; er ſagt zu ihm: „*Wo führt euch der Böſe her, ihr verdammter Nachtläufer? Wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?*“ Und Ziffer 2 ſieht man den jungen Engländer, der die Hand auch nicht im Sack hat, der antwortet: „*God dam! Ihr vermale-*

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

deyter Ueberall und Nirgends! wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?

Ziffer 3 aber ſieht man das Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia. Dort kamen ſie des andern Tages wieder zuſammen, erzählten ſich ihre Schickſale, und wurden wieder die beſten Freunde; und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geſchäfte machte, ruhete nicht eher, als bis er ſeinen guten Freund loskaufen und nach London zurückſchicken konnte. Er ſelbſt wurde in Amerika ein reicher Kaufmann, und wohnt jetzt in der Stadt Washington, in der verlängerten neuen Herrengaſſe, Nro. 46.

Der unſchuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat ſich auf dem Speſſart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalte unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meiſter. In der Langweile trieben ſie allerlei, und ahmten unter einander, wie dieſes Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geſchäfte der erwachſenen Menſchen ſpielend nach. Eines Tages ſagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb ſeyn." — „So will ich das Oberamt ſeyn," ſagte der Zweyte. „Seyd ihr die Hatſchiere," ſagte er zum Dritten und Vierten, „und du biſt der Henker," ſprach er zum Fünften. Gut! der Dieb ſtielt einem ſeiner Kameraden heimlich ein Meſſer und ſetzt ſich auf flüchtigen Fuß; der Beſtohlene klagt bei Oberamt; die Hatſchiere ſtreifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohlen Baum und

liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdeſſen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt ſich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Maleſikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverſtand und Leichtſinn an einen Aſtſtumpen an einem Baumſtamm, alſo daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann ers ſchon aushalten. Plötzlich rauſcht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörſt; ein ſchwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor, und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halber zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer ſo ernſthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erſchrecken, meynen, es ſey der Teufel, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angſt davon, einer von ihnen ins Dorf, und erzählt, was geſchehen ſey. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulöſen, war er erſtickt und todt. Dieß iſt eine Warnung. Das Oberamt und die Hatſchiere kamen nachher auf drei Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf ſechs. Daß aber der Eber ſoll der Teufel geweſen ſeyn, hat ſich nicht beſtätiget. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forſtamt geliefert; der Teufel aber befindet ſich noch am Leben.

Steinregen.

Sonntags den 22. May 1808 ſind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiſer von Oeſtreich ließ durch einen ſachkundigen Mann Unterſuchung darüber anſtellen. Dieß iſt der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb ſechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten ſie drei ſtarke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal ſo dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu ſehen vermochte. Mehrere ſchwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeiffen, das zwiſchen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garniſon von Teliſch mit türkiſcher Muſik. An das Kanoniren dachten ſie nicht. Aber während als ſie vor Verwunderung und Schrecken einander anſahen, fieng in einem Umkreis von ungefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malterſack über die Achſeln ſchützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welſchen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beſtändigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige ſenkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute ſahen zu, und die Steine, welche ſogleich nach dem Fallen aufge-

hoben wurden, waren warm. Die erſten ſchlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die ſpätern ließen es beim nächſten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beſchaffenheit nach ſind ſie inwendig ſandartig und grau, und von außen mit einer ſchwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derſelben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen ſeyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und geſammelt worden, betragen an Gewicht $2\frac{1}{2}$ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog ſich auch der Nebel, ſo, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß iſt die Begebenheit. Was es aber mit ſolchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man ſie fragt, ſo ſagen ſie, ſie wiſſen es nicht.

Der Rekrut.

Zum ſchwäbiſchen Kreiscontingent kam im Jahr 1795 ein Rekrut, ſo ein ſchöner wohlgewachſener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er ſey. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank geweſen, ſonſt wär ich Zwey und zwanzig.“

Böſer Markt. *)

In der großen Stadt London und rings um ſie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder koſtbaren Fingerringen eine kindiſche Freude haben, und nicht ruhen, bis ſie dieſelben haben. Dieß bringen ſie zuweg manchmal durch Liſt und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landſtraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeiſter zu London und der Scharfrichter wiſſen davon zu erzählen. Eine ſeltſame Geſchichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem ſchönen Sommertage in einem großen königlichen Garten verſammelt, deſſen lange gewundene Gänge ſich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Perſonen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und ſeine Familie froh und glücklich zu ſehen. Man aß und trank; man ſpielte und tanzte; man gieng ſpatzieren in den ſchönen Gängen und zwiſchen dem duftenden Roſengebüſch paarweiſe und allein wie es ſich traf. Da ſtellte ſich ein Menſch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Piſtole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird ſchon jemand kommen. Wie geſagt, ſo geſchehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will ſpatzieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geſelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein beſcheidenes Compliment, zieht die Piſtole zwiſchen dem Rock und Camiſol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Bruſt, und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wiſſen, was ſie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran ſeyn, wenn man vor einer Piſtole ſteht, weil man nicht weiß, was drinn ſteckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib iſt koſtbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger; und verſprach zu ſchweigen.“ Gnädiger Herr, fuhr jetzt der Geſelle fort: „Wären euch eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unſer Schulmeiſter richtet die Uhr alle Tage anderſt, man weiß nie wie man dran iſt, und an der Sonnenuhr ſind die Zahlen verwiſcht.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, ſo muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, ſo man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und ſo handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensſtern und das goldene Herz, ſo er vorne auf der Bruſt im Hemd hatte, Stück für Stück ab um ſchlechtes Geld, und immer mit der Piſtole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich abſolvirt, Gottlob!“ fieng der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir ſo gut miteinander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müſſe zu einem

böſen Markt ein gutes Geſicht machen, und ſagt: „Laßt ſehen!“ Da zog der Burſche allerlei Kleinigkeiten aus der Taſche hervor, ſo er vom Zweibatzen-Krämer gekauft, oder auch ſchon auf einer ungewiſchten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Piſtole übrig hatte, und ſah, daß der Herr noch ein paar ſchöne Dublonen in dem grünen ſeidenen Geldbeutel hatte, ſprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Reſt, den ihr da in den Händen habt, nicht die Piſtole abkaufen? Sie iſt vom beſten Büchſenſchmid in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberraſchung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Piſtole. Als er aber die Piſtole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um, und ſprach: Nun halt, ſauberer Geſelle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heiſſen werde, oder ich ſchieße dich auf der Stelle todt. Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und ſagte: Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, ſie iſt nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es gieng wirklich nicht los, wie nebenſtehende Figur beweist; *) denn ſonſt müßte man Rauch ſehen. Er ließ den Ladſtock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdeſſen ſchon tief im Wald; und der vornehme Engländer gieng ſchamroth zurück, daß er ſich alſo habe in Schrecken ſetzen laſſen, und dachte an Vieles.

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Der ſilberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochſen zu Mittag eſſen, und geht in den rothen Ochſen. Da waren bekannte und unbekannte Menſchen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man ſprach und diſputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das ſind dem geneigten Leſer bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Eſſen faſt vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuſpitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein dritter ſpielte mit dem Meſſer oder mit der Gabel, oder mit dem ſilbernen Löffel; da ſah der Offizier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem ſilbernen Löffel ſpielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinſchlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wär ſtill dazu geweſen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelſchütz iſt, und was es für ein Verdruß geben kann, und war maus ſtill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen ſilbernen Löffel und ſteckte ihn

ihn zwiſchen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn ſie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Offizier ſeine Zeche bezahlte, und der Wirth ſchaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das iſt ein kurioſer Verdienſtorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß ſich im Kampf mit einer Krebsſuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen ſilbernen Löffel bekommen hat, oder iſts gar einer von meinen eigenen?" Als aber der Offizier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, ſagte er mit ernſthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche iſt theuer genug dazu." Der Wirth ſagte: „So etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, ſo will ich euch einen Patent-Löffel ſchenken, aber meinen ſilbernen laßt mir da." Da ſtand der Offizier auf, klopfte dem Wirth auf die Achſel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, ſagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, ſo will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelſchütz merkte, daß er verrathen ſey, und daß ein ehrliches Auge auf ſeine unehrliche Hand geſehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernſt, und gab ſeinen Löffel ebenfalls her. Alſo kam der Wirth wieder zu ſeinem Eigenthum und der Löffeldieb lachte auch, — aber nicht lange. Denn als die andern Gäſte das ſahen, jagten ſie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirth ſchickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll

ungebrannter Aſche nach. Den wackern Offizier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlſeyn aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine ſilberne Löffel ſtehlen.

Merke: Das Recht findet ſeinen Knecht.

Einträglicher Räthſelhandel.

Von Baſel fuhren eilf Perſonen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten verſehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, ſich in einen Winkel zu ſetzen, und auch mitzufahren, wenn er ſich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Taſche ſchlug, allein es war nur noch ein Dreibatzenſtück darin; denn das andere war ein meſſingener Knopf. Deſſen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Waſſer wird ſich auch noch etwas erwerben laſſen. Es iſt ja ſchon mancher auf dem Rhein reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man ſehr geſprächig und luſtig, und der Jude in ſeinem Winkel, und mit ſeinem Zwerchſack an der Achſel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal dieſen Leuten macht und verſündiget ſich dran. Als ſie aber ſchon weit an Hüningen und an der Schuſter-Inſel vorbei waren, und an Märkt und an dem Iſteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern

ſtille und gähnten und ſchauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfieng: Mauſche, fieng er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müſſen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüſte." — Jetzt, dachte der Jude, iſt es Zeit das Schäflein zu ſcheeren, und ſchlug vor, man ſollte in der Reihe herum allerlei kurioſe Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer ſie nicht beantworten kann, ſoll dem Aufgeber ein zwölf Kreuzerſtück bezahlen, wer ſie gut beantwortet, ſoll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Geſellſchaft recht, und weil ſie ſich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu beluſtigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erſte: Wie viel weichgeſottene Eyer konnte der Rieſe Goliath nüchtern eſſen? — Alle ſagten, das ſey nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud ſagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegeſſen hat, iſt das Zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Teſtament fragen, ſo ſoll mir dein Dreibätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apoſtel Paulus den zweiten Brief an die Corinther geſchrieben?" Der Jud ſagte: „Er wird nicht bei ihnen geweſen ſeyn, ſonſt hätt' ers ihnen mündlich ſagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte ſah, daß der Jude in der Bibel ſo gut beſchlagen ſey, fieng ers auf eine andere Art an: Wer zieht ſein Geſchäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud ſagte: „Der Seiler, wenn er fleißig iſt."

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt ſich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jud ſagte: „Der Bleicher."

Unterdeſſen näherte man ſich einem Dorf, und einer ſagte: das iſt Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat eſſen die Bamlacher am wenigſten?" Der Jud ſagte: „Im Hornung, denn er hat nur 28 Tage."

Der Sechste ſagt: „Es ſind zwei leibliche Brüder, und doch iſt nur einer davon mein Vetter." Der Jud ſagte: „Der Vetter iſt eures Vaters Bruder. Euer Vater iſt nicht euer Vetter."

Ein Fiſch ſchnellte in die Höhe, ſo fragt der Siebente: „Welche Fiſche haben die Augen am nächſten beiſammen?" Der Jud ſagte: „Die Kleinſten."

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Baſel reiten, wenn auch die Sonne noch ſo heiß ſcheint?" Der Jud ſagt: „Wo kein Schatten iſt, muß er abſteigen und zu Fuße gehn."

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Baſel nach Bern reitet, und hat die Handſchuhe vergeſſen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jud ſagt: „Er muß aus der Hand eine Fauſt machen."

Fragt der Zehnte: „Warum ſchlüpfet der Küfer in die Fäſſer?" Der Jud ſagt: „Wenn die Fäſſer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen."

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieſer fragte: „Wie können fünf Perſonen fünf Eyer theilen, alſo

daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüſſel bleibe?" Der Jud ſagte: „Der Letzte muß die Schüſſel ſammt dem Ey nehmen, dann kann er es drin liegen laſſen, ſo lange er will."

Jetzt war die Reihe an ihm ſelber, und nun dachte er erſt einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und ſpitzbübiſcher Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, alſo daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege." Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer ſeinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz allen ſeinen Leſern, von Mayland bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübſches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender ſelber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er ſollte ihnen für ihr Geld das Räthſel auch auflöſen, wand er ſich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achſeln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd," ſagte er endlich. Die Andern ſagten: „Was ſollen dieſe Präambeln? Heraus mit dem Räthſel!" — „Nichts für ungut!" — war die Antwort, — „aß ich gar ein armer Jüd bin." — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflöſung nur heraus ſagen ſollte; ſie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Taſche, nahm einen von ſeinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tiſchlein, ſo im Schiffe war, und ſagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier iſt mein Zwölfer!"

Als das die andern hörten, machten ſie zwar große Augen, und meinten, ſo ſeys nicht gewettet. Weil ſie aber doch das Lachen ſelber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräiſche Reiſegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, ſo ließen ſie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das ſoll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen meſſingenen Knopf hatte er ſchon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit ſeinem eigenen Räthſel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Donauwörth wurde zu ſeiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat ſchon manchmal gedacht: Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, wozu braucht er ein Roß zu ſtehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und iſt das Roß einem ungeſchickten Dieb in die Hände gefallen, ſo fiel der Dieb einem ungeſchickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt, und ſtieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, ſo zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er ſich noch ein Rößlein

ausſuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuſchauern waren viele zu Pferd und auf den Leiterwägen und dachten: Man ſiehts beſſer. Als aber das Volk anfieng, laut zu murren, und der ungeſchickte Henker wußte ſich nicht zu helfen, ſo warf er ſich endlich in der Angſt an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abſchied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge feſt zuſammen gehen, und ihm den Athem tödten ſollte. Da brach der Strick entzwei, und fielen beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn ſie nie wären droben geweſen. Der Miſſethäter lebte noch, und ſein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er ſagte: „der Maleſikant hat nur Ein Roß geſtohlen, nicht zwei, ſo hat er auch nur Einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateiniſche Buchſtaben und Zahlen geſetzt, wie ſie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler ſah, fuhr ihn ungeberdig an: „Iſt das auch ein Strick geweſen? ſagte er; man hätt euch ſelber dran henken ſollen." Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand geſagt, ſagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen ſoll. Für einen war er ſtark genug, du oder der Roßdieb."

Der geheilte Patient. *)

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Laſten und Krankheiten auszuſtehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts

*) Die Abbildung iſt im rheinl. Bildermann enthalten.

weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüſſeln und Gläſern, und in den weichen Seſſeln und ſeidenen Bettern, wie jener hautreiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeſſel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal: „Windet's draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, alſo, daß man bei ihm nie recht ſagen konnte, wo das Mittageſſen aufhörte und wo das Nachteſſen anfieng. Nach dem Nachteſſen legte er ſich ins Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbeholfen war, wie ein Malterſack. Eſſen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank; wenn man aber ihn ſelber hörte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amſterdam ſind, mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eyer ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht', was ihm die Aerzte befahlen, ſondern ſagte: „Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn

ich ſoll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht geſund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der ſey ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er ſich ſehen laſſe. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arzney, ſondern Mäßigkeit und Bewegung, und ſagte: „Wart, dich will ich bald kurirt haben." Deswegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen ſchlimmen Umſtand, doch wird euch zu helfen ſeyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erſte, ſo dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen, ſonſt ſchüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr eſſen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürſtlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr eſſet, davon wird nun der Lindwurm größer, alſo daß er euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumeſſen, aber der Schreiner. Dieß iſt mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, ſo hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer ſchreien. Thut was ihr wollt!" Als der Patient ſo mit ihm reden

hörte, ließ er ſich ſogleich den andern Morgen die Stiefel ſalben, und machte ſich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den erſten Tag ging es ſo langſam, daß perfect eine Schnecke hätte können ſein Vorreiter ſeyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber ſchon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel ſchon lange nimmer ſo lieblich geſungen hätten wie heut, und der Thau ſchien ihm ſo friſch und die Kornroſen im Felde ſo roth, und alle Leute, die ihm begegneten, ſahen ſo freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausgieng, wars ſchöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, daß er ſagte: „Ich hätte zu keiner ungeſchicktern Zeit können geſund werden als jetzt, wo ich zum Doktor ſoll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwaſſer lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und ſagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt." Da ſagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr ſo geſund ſeyd, wie ich, ſo ſolls mich freuen." Der Doktor ſagte: „Das hat euch ein guter Geiſt gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm iſt jetzt abgeſtanden. Aber ihr habt noch Eyer im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz ſägen, daß niemand ſieht, und nicht mehr eſſen, als euch der Hunger ermahnt, damit die

Eyer nicht ausſchlupfen, ſo könnt ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling ſagte: „Herr Doktor, ihr ſeyd ein feiner Kauz, und ich verſteh euch wohl," und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fiſch im Waſſer ſo geſund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geſchickt.

Wie der Zundel-Frieder und ſein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich ſpielen.

Als der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder wieder aus dem Thurm kamen, ſprach der Heiner zum Frieder: Bruder wir wollen doch den rothen Dieter beſuchen, ſonſt meint er, wir ſitzen ewig in dem kalten Hundsſtall beim Herr Vater auf der Herberge. — „Wir wollen ihm einen Streich ſpielen ſagte der Frieder zum Heiner, ob ers merkt, daß wir es ſind." Alſo empfieng der Dieter ein Brieflein ohne Unterſchrift: „Rother Dieter, ſeid heute Nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgeſellen eine Wette gethan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und ihr ſollt es nicht hindern können." Der Dieter ſagte: „Das ſind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit ſein Kammerad

die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus ſitzen, ſo wollt ich glauben, ſie ſeyens." In der Nacht ſchlichen die Schelmen durch das Hanf-Feld heran. Der Heiner ſtellte eine Leiter ans Fenſter, alſo daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und ſteigt hinauf, ſchiebt aber einen ausgeſtopften Strohmann vor ſich her, der ausſah, wie ein Menſch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anſtellen hörte, ſtand er leiſe auf, und ſtellte ſich mit einem dicken Bengel neben das Fenſter, denn das ſind die beſten Piſtolen, ſagte er zu ſeiner Frau, ſie ſind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns herauf wackeln ſah, und meinte der ſey es, riß er ſchnell das Fenſter auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, alſo daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber ſtand unterdeſſen mausſtill hinter einem Pfoſten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal ſtill, ſagte er: „Frau, es iſt mir, die Sache ſey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und ſchauen, wie es ausſieht." Indem er zur Hausthür hinaus geht, ſchleicht der Frieder, der hinter dem Pfoſten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie im vormjährigen Kalender, des rothen Dieters Stimme an, und es iſt wieder eben ſo wahr. „Frau," ſagte er mit ängſtlicher Stimme, „der Kerl iſt maustodt, und denk nur, es iſt des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geſchwind das Leintuch, ſo will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einſcharren, ſonſt gehts zu böſen Häuſern." Die Frau

erſchrickt, richtet ſich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, ſo kommt der rechte Dieter wieder und ſagt ganz getröſtet: „Frau, es iſt nur ein dummer Bubenſtreich geweſen, und der Dieb iſt von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte, wo haſt du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuerſack, da giengen dem Dieter erſt die Augen auf, und ſagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt iſts doch der Frieder geweſen und der Heiner, und kein anderer.“

Aber auf dem Heimweg ſagte der Frieder zum Heiner. Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben laſſen. Denn im Zuchthaus iſt doch auch alles ſchlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fenſterlein hinaus auf der Landſtraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht ausſieht, als wenn man gern dran hängen möchte. Alſo wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner ſagte: Ich gebs noch nicht auf.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großſultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von ſeinen Unterthanen mit ſchmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, ſchlug ehrerbietig und kreuzweiſe die Arme übereinander und ſagte: „Glaubſt du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet ſagt?“ Der Sultan, ſo ein gütiger Herr war, ſagte: „Ja

ich glaube, was der Prophet ſagt.“ Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet ſagt im Alkoran: Alle Muſelmänner (das heißt, alle Mahommedaner) ſind Brüder. Herr Bruder, ſo ſey ſo gut, und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiſer und dachte: das iſt eine neue Art ein Almoſen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beſchaut das Geldſtück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende ſchüttelt er den Kopf, und ſagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem ſchäbigen Löwenthaler, ſo du doch mehr Silber und Gold haſt, als 100 Mauleſel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächſtens der Mund ganz zuwachſen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und ſagte: „Herr Bruder, ſey zufrieden, und ſage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unſere Familie iſt groß, und wenn unſere andern Brüder alle auch kommen, und wollen ihr Erbtheil von mir, ſo wirds nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, gieng zum Beckermeiſter Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brod, der Kaiſer aber begab ſich in die Kirche, und verrichtete ſein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit raſirt wird. *)

In eine Barbierſtube kommt ein armer Mann mit einem ſtarken ſchwarzen Bart, und ſtatt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meiſter ſoll ſo gut ſeyn, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder ausſehe wie ein Chriſt. Der Meiſter nimmt das ſchlechteſte Meſſer, wo er hat, denn er dachte: was ſoll ich ein gutes dran ſtumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und ſchabt, und er darf nichts ſagen, weils ihm der Schinder umſonſt thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meiſter ſagt: Was fehlt dem Mopper, daß er ſo winſelt und heult. Der Chriſtoph ſagt: ich weiß nicht. Der Hans Frieder ſagt: ich weiß auch nicht. Der arme Teufel unter dem Meſſer aber ſagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen balbirt, wie ich.“

Der Zirkelſchmidt.

In einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt galt zu ſeiner Zeit ein Geſetz, daß, wer ſich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreastag ein verlumpter Zirkelſchmidt im

*) Die Abbildung iſt im rheinl. Bildermann enthalten.

Vorſtädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittageſſen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich ſchon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und ſeit 2 Jahren nimmer weiß, ob die bairiſchen Thaler rund oder eckig ſind. Darauf hin läßt er ſich vom Lammwirth ein gutes Eſſen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, alſo, daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelſchmidt ſchon viel war. Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jaſt bringen. „Das war ein ſchlechtes Eſſen, Herr Lammwirth," ſagte er, „für ein ſo ſchönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht ſchon lang ein reicher Mann ſeid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören." Der Wirth, ſo ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm ſchon ein paar mal im Arme gejukt. Als aber der Zirkelſchmidt zuletzt ſagte: „Es ſoll mir eine Warnung ſeyn, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den ſchlechteſten Kneipen, wie euer Haus eine iſt, am theuerſten gehalten wird;" da gab ihm der Wirth eine entſetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und ſagte, er ſoll jetzt ſogleich ſeine Zeche bezahlen, oder ich laſſe euch durch die Knechte bis in die Vorſtadt hinaus prügeln. Der Zirkelſchmidt aber lächelte, und ſagte: „Es iſt nur mein Spaß geweſen, Herr Lammwirth, und euer Mittageſſen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer auf mein Mittageſſen heraus, ſo will ich euch nicht verklagen. Es

iſt

iſt beſſer wir leben im Frieden mit einander als in Feindſchaft. Hat nicht eure ſelige Frau meiner Schweſter Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?! — Zu dieſen Worten machte der Lammwirth ein paar curioſe Augen, denn er war ſonſt ein gar unbeſcholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit ſich ſtrafen laſſen, und nur eine Stunde des Thurnhüters Hausmann ſeyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreutzer hat mir der Halunke ſchon mit Eſſen und Trinken abverdient; ringer, *) ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreutzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beſchimpft dazu. Alſo gab er ihm die 2 fl. 45 kr., ſagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!"

Drauf ſagt man, habe es der Zirkelſchmidt in andern Wirthshäuſern probirt, und die Ohrfeigen ſeyen noch ein oder zwei mal al pari geſtanden, wie die Kaufleute ſagen, wenn ein Wechſelbrief ſo viel gilt, als das baare Geld, wofür er verſchrieben iſt. Drauf ſeyen ſie ſchnell auf 50 Procent herunter geſunken, und am Ende, wie die Aſſignaten in der Revolution ſo unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bairiſche Grenze ſo viel unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

---

*) ringer ſo viel als: eher, lieber vielmehr.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni ſeiner Zeit die ſechste Bitte des Vater Unſers mit Andacht gebetet, ſo weiß ichs nicht. Hat er ſie nicht gebetet, ſo kam ein Brieflein von Nanzig am geſchickteſten Tag. In dem Brieflein ſtand geſchrieben. „Nachrichter von Landau! Ihr ſollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtſchwerdt mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird man euch ſagen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutſche zur Reiſe ſtand auch ſchon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das iſt meines Amts,“ und ſetzte ſich in die Kutſche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war ſchon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutſcher hielt ſtille und ſagte: Wir bekommen Morgen wieder ſchön Wetter, da ſtanden auf einmal drei ſtarke, bewaffnete Männer an der Straße, die ſetzten ſich auch zu dem Scharfrichter, und verſprachen ihm, daß ihm kein Leids wiederfahren ſollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden laſſen; und als ſie ihm die Augen zugebunden hatten, ſagten ſie: „Schwager fahr zu.“ Der Schwager (das iſt der Kutſcher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wiſſen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutſche wieder ſtill. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurſtwecken dazu. Als er ſich mit Speiſe und Trank geſtärkt hatte, führte

man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er ſich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit ſchwarzen Tüchern behängt, und auf den Tiſchen brannten Wachskerzen. Der Künſtler aber, der nebenſtehende Abbildung dazu verfertiget hat, *) ſagt, es ſey beſſer, er laſſe das Tageslicht hinein, der Scharfrichter ſehe alsdann auch beſſer zu ſeinem Geſchäft. Denn in der Mitte ſaß auf einem Stuhl eine Perſon mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Geſicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn ſie konnte nicht reden, ſondern nur ſchluchzen. Aber an den Wänden ſtanden mehrere Herren in ſchwarzen Kleidern und mit ſchwarzem Flor vor den Angeſichtern, alſo daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm ſein Schwerdt mit dem Befehl, dieſer Perſon, die auf dem Stühllein ſaß, den Kopf abzuhauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Waſſer ſtünde bis übers Herz, und ſagte, das ſoll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwerdt, das dem Dienſt der Gerechtigkeit gewidmet ſey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Piſtole entgegen, und ſagte: „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut, was man euch heißt, ſo ſeht ihr den Kirchthurn von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders ſeyn

*) Bezieht ſich auf die Abbildung im rheinl. Hausfreund. Eine andere ſiehe im rheinl. Bildermann.

kann, ſagte er, und ich vergieße unſchuldiges Blut, ſo komme es auf euer Haupt, und ſchlug mit einem Hieb der armen Perſon den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, ſo gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutſche wieder zurück. Die nämlichen Perſonen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutſche ſtille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszuſteigen, und die Binde von den Augen abzulöſen, ſtand er wieder, wo die drei Männer zu ihm geſeſſen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutſche aber fuhr eiligſt wieder zurück.

Das iſt dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er ſagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem ſo blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müſſen. Nein, es hat niemand erfahren wer ſie war, und was ſie geſündiget hat, und niemand weiß das Grab.

Der Staar von Segringen.

Selbſt einem Staaren kann es nützlich ſeyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menſchen. — In einem reſpectabeln Dorf, ich will ſagen, in Segringen, es iſt aber nicht dort geſchehen, ſondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet iſt, lieſt es vielleicht in dieſem Augenblick, nicht der Staar, aber der Menſch. In Segringen der Bar-

bier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm ſein Sprachmeiſter aufgab, ſondern er ahmte zuletzt auch ſelber nach, was er von ſeinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte ſonſt noch allerlei Redensarten an ſich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, ſo, la, la; oder par Compagnie, (das heißt ſo viel als: in Geſellſchaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatſch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaſter auf den Tiſch ſtrich, anſtatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermeſſer am Rücken abzog, anſtatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite. *) Alle dieſe Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausſchenkte, ſo gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäſte mit einander ein Geſpräch führten, und der Staar warf auch eins von ſeinen Wörtern drein, das ſich dazu ſchickte, als wenn er den Verſtand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hanſel, was machſt du? antwortete er: du Dolpatſch! und alle Leute in der Nachbarſchaft wußten von dem Hanſel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beſchnittenen Flügel wieder gewachſen waren, und das Fenſter war offen, und das Wetter ſchön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt ſchon ſo viel gelernt, daß ich in der Welt kann

*) Gütterlein ſo viel als: Fläſchlein; hier Arzneiglas. Verheien ſo viel als: zerbrechen.

fortkommen, und huſch zum Fenſter hinaus. Weg war er. Sein erſter Flug gieng ins Feld, wo er ſich unter eine Geſellſchaft anderer Vögel miſchte, und als ſie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wiſſen die Gelegenheit hier zu Land beſſer als ich. Aber ſie flogen unglücklicher Weiſe alle miteinander in ein Garn. Der Staar ſagte: Wie Gott will. Als der Vogelſteller kommt, und ſieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutſam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderiſchen Finger wieder nach einem Gefangenen ausſtreckte, und denkt an nichts, ſchrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelſteller erſchrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er ſich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er ſagte: Ey Hanſel, hier hätt' ich dich nicht geſucht, wie kommſt du in meine Schlinge? da antwortete der Hanſel: „par Compagnie.“ Alſo brachte der Vogelſteller den Staar ſeinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb ſich damit einen guten Zuſpruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hanſel ſehen, und wer jezt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader laſſen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas paſſirt einem Staaren ſelten. Aber ſchon mancher junge Menſch, der auch lieber

herumflankiren, als daheim bleiben wollte, iſt ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

Wie man in den Wald ſchreit, alſo ſchreit es heraus.

Ein Mann, der etwas gleich ſah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirthshaus. Alle Gäſte, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen ſah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaſchen von ſeinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz-Aß durch die Finger ſchob und ſagte: zwei und fünfzig und eilf ſind drei und ſechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich ſah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was ſehet ihr mich an?" Der Gaſt ſagte: „Für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?" Der Fremde ſagte: „das dank euch der Teufel." Da ſtand der Gaſt vom Spieltiſch auf und fragte: „für was ſieht denn der Herr mich an?" Der Fremde ſagte: „für einen Flegel." Darauf ſagte der Gaſt: „daß danke dem Herrn auch der Teufel. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angeſehen haben." Als aber die andern Gäſte merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Menſch ſtecken könne, ſetzten ſie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher ſeyn.

Die falſche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigſtens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer ſagt.

Einer, der ſich viel auf ſeine Perſon und auf ſeinen Werth, und nicht wenig auf ſeinen Kleiderſtaat einbildete, als er ſich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und ſich mit ſeinen fetten rothen Backen im Spiegel beſchaute, dreht er ſich vom Spiegel um und fragt ſeinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beſchaute: „Nun Thadde," fragte er ihn, „wie viel mag wohl ich werth ſeyn, wie ich da ſtehe?" Der Thadde machte ein Geſicht, als wenn er ein halbes Königreich zu ſchätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgeſtreckten Fingern ſo her, und ſo hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, ſagte er endlich, weil doch heut zu Tag alles theurer iſt, als ſonſt." Da ſagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubſt du nicht daß mein Gewand, das ich anhabe, allein ſeine fünfhundert Gulden werth iſt?" Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und ſagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeſchlagen, ſonſt hätt' ich nicht ſo viel herausgebracht."

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geſchloſſen. Sie war verſchwenderiſch und hatte eine Zunge wie ein Schwerdt; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen gieng. Nannte er ſie eine Vergeuderin, ſo ſchimpfte ſie ihn einen Knicker, und es kam auf ihn an, wie oft er ſeinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin ſagte, ſagte ſie hundert und einmal: du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fiengen ſie es wieder mit einander an, als ſie ins Bett giengen, und ſollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen, und ihr das Wort auf der Zunge einſchlafen wollte, kneipte ſie ſich mit den Nägeln in den Arm und ſagte noch einmal: du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, ſo bald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerſt trinken, darnach ſpielen, endlich ſaufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer ſolchen Taſche darf ſchon ein Loch ſeyn, es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rauſch gekauft hatte, und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth ſchrieb ſeinen Namen und ſeine Schuld, ſieben Gulden ein und fünfzig Kreutzer, an die Stubenthür, und als

er nach Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin,“ ſagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man vor dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker,“ ſagte ſie. Da ſtieg es ſchwarz und grimmig in ſeinem Herzen auf, und die zwei böſen Geiſter, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rauſch, ſagten zu ihm: „Wirf die Beſtie in die Donau.“ Das ließ er ſich nicht zweimal ſagen. Wart ich will dir zeigen, du Vergeuderin, (du Knicker ſagte ſie ihm drauf) ich will dir ſchon zeigen, wo du hingehörſt, und trug ſie in die Donau. Und als ſie ſchon mit dem Mund im Waſſer war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmenſch noch einmal: du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Waſſer empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewiſſen Thierlein den Garaus macht, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leſer, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht ſagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, ſondern er gieng heim, und henkte ſich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfoſten.

Gutes Wort, böſe That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergiſch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeiſter im Felde an. „Iſts noch euer Ernſt, Schulmeiſter, was ihr

geſtern den Kindern zergliedert habt: So dich Jemand ſchlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Herr Schulmeiſter ſagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es ſteht im Evangelium." Alſo gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte ſchon lang einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und ſein Jäger. „Schau doch nach Joſeph, was die zwei dort mit einander haben." Als der Joſeph kommt, gibt der Schulmeiſter, der ein ſtarker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und ſagte, es ſteht auch geſchrieben: „Mit welcherlei Maas ihr meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden. Ein voll gerüttelt und überflüßig Maaß wird man in euern Schoß geben;" und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joſeph zu ſeinem Herrn zurück und ſagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; ſie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn mans nicht verſteht, am allerwenigſten ſo. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch ſelbige Nacht in den Thurm ſperren auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeiſter, der mehr Verſtand und Reſpect vor der Bibel hätte haben ſollen, gab er, als die Winterſchule ein Ende hatte, den Abſchied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hauſe kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit

Schnittlauch darauf gegeſſen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meiſter war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüſſel zum Küchenkäſtlein in der Taſche, und war bei einer Freundin auf Beſuch. Er ſchickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau ſoll heim kommen, oder den Schlüſſel ſchicken. Sie ſagte allemal: „Ich komm gleich, er ſoll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zuſammen gieng, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verſchloſſene Küchenkäſtlein in das Haus der Freundin wo ſeine Frau zum Beſuch war, und ſagt zu ſeiner Frau: „Frau ſey ſo gut und ſchließ mir das Käſtlein auf, daß ich etwas zum Abendeſſen nehmen kann, ſonſt halt ichs nimmer aus.“ Alſo lachte die Frau, und ſchnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der ſchlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirthshaus ſitzen bis nach Mitternacht anfieng, ſchloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu, und gieng ins Bett, und wollt er wohl oder übel, ſo mußte er unter dem Immenſtand im Garten über Nacht ſeyn. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leſer gebe acht! Als er ins Wirthshaus gieng, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm ſie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er ſie wieder

ein, und ſchloß ſie zu, und ſeine Frau hat ihn nimmer ausgeſchloſſen und iſt ins Bett gegangen, ſondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebeſſert.

Der Heiner und der Braſſenheimer Müller.

Eines Tages ſaß der Heiner ganz betäubt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerſt der rothe Dieter und darnach ſein eigener Bruder verlaſſen haben, und wie er jetzt allein iſt. „Nein," dachte er, „es iſt bald keinem Menſchen mehr zu trauen, und wenn man meint, es ſey einer noch ſo ehrlich, ſo iſt er ein Spitzbub." Unterdeſſen kommen mehrere Gäſte in das Wirthshaus, und trinken Neuen; und wißt ihr auch, ſagt einer, daß der Zundel-Heiner im Land iſt, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angeſtellt, und der Amtmann und die Schreiber ſtehen auf dem Anſtand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt ſey er verrathen. Ein anderer aber ſagte: „Es iſt wieder einmal ein blinder Lerm. Sitzt nicht der Heiner und ſein Bruder zu Wollenſtein im Zuchthaus?" Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Braſſenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die

Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen ſitzen, Beſcheid, und hört, daß ſie von dem Zundel-Heiner ſprechen, ſagt er: Ich hab ſchon ſo viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört; ich möcht ihn doch auch einmal ſehen. Da ſagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu ſehen bekommt. Es geht die Rede, er ſey wieder im Land.“ Aber der Müller mit ſeinen Pausbacken ſagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Friedſtätter Wald, dann bin auf der Landſtraße, und wenns fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin: was bin ich ſchuldig? und geht fort in den Friedſtätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Menſch. Gebt mir für ein Cäſperlein eure Krücke, ſagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut ſchreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächſten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Alſo gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und ſingen das Reuterlied. Wie er in den Friedſtätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Aſt, ſetzt ſich ungefähr ſechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zuſammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf ſtattlichem Schimmel der Müller daher trottirt, und macht ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der ſchöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, ſagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet

ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, ſie werden euch wohl begegnet ſeyn, haben mir all mein Almoſengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es ſo wenig war, die Krücke auf jenen Baum geſchleudert, und iſt an den Aeſten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn, und ſie mit eurer Peitſche herabzwicken?" Der Müller ſagte: „Ja ſie ſind mir begegnet an der Waldſpitze. Sie haben geſungen: So herzig wie mein Liſel, iſt halt nichts auf der Welt." Weil aber der Müller auf einem ſchmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, ſo ſtieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und ſchaut hinauf, ſchwingt ſich der Heiner ſchnell wie ein Adler auf den ſtattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Abſatz die Sporen und reitet davon. „Laßt euch das Gehen nicht verdrießen," rief er dem Müller zurück, „und wenn ihr heim kommt, ſo richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Heiner!" So etwas muß man ſelber ſehen, wenn mans glauben ſoll; deßwegen ſtehts hier neben abgebildet. *) Als er aber eine Viertelſtunde nach der Betzeit nach Braſſenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, ſtieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und ſetzte ſeinen Weg zu Fuß fort.

---

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Der falſche Edelſtein.

In einem ſchönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für ſein Geld hinein gehen und luſtig und honett ſeyn darf, da ſaß ein wohlgekleideter Mann, der auch ſein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem koſtbaren Edelſtein, und ſpiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und ſagt: „Herr, ihr habt einen ſchönen Edelſtein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Bruſtſchildlein des Aharons?" Der wohlgekleidete Fremde ſagte ganz kurz und trocken: „Der Stein iſt falſch; wenn er gut wäre, ſteckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieſer Stein nicht ächt ſeyn?" dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde ſagte ganz unwillig: „Was ſoll ich euch betrügen? ihr habt es ſchon gehört, der Stein iſt falſch." Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei ſaß, ſagte: „Ich ſtehe gut für den Iſraeliten, der Stein mag werth ſeyn, was er will." Der Fremde ſagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein iſt nicht ächt."

In dem nämlichen Garten ſaß damals an einem andern Tiſch auch der Hausfreund mit ſeinen Gevatterleuten, und waren auch luſtig und honett für Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und

einer

einer davon iſt ein Goldſchmidt, der's verſteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Naſe verloren hatte, hat er eine ſilberne angeſetzt und mit Fleiſchfarbe angeſtrichen, und die Naſe war gut. Nur einblaſen einen lebendigen Odem in die Naſe, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, ſagte er, ſoll dieſes kein ächter Edelſtein ſeyn? Kann der König Salomon einen ſchönern in der Krone getragen haben?" Der Gevattermann, der auch ein halber Sternſeher iſt, ſagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verſchaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, iſt euer Schmuhs." Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe euch ſechs Dublonen," und zählte ſie auf den Tiſch, funkel nagel neu. Der Fremde ſteckte den Ring wieder an den Finger, und ſagte jetzt: „Er iſt mir gar nicht feil. Iſt der falſche Edelſtein ſo gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten haltet, ſo iſt er mir auch ſo gut," und ſteckte die Hand in die Taſche, daß der lüſterne Iſraelit den Stein gar nicht mehr ſehen ſollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." Meinetwegen, ſagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe laſſen, und mit Gewalt wollt betrogen ſeyn. Aber ich ſage es euch vor allen dieſen Herren da, der Stein iſt falſch, und ich gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring iſt euer. Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch niemand

angeführt hat, machte ein paar groſe Augen. „Guter Freund, das iſt nicht mehr der nämliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieſer Stein iſt zwanzig Kreuzer werth zwiſchen Brüdern. So macht man ſie bei Sanct Blaſien im Eieli in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falſchen Ring in der Taſche, der völlig wie der gute ausſah, den er zuerſt am Finger ſpiegelte, und während der Jud mit ihm handelte, und er die Hand in der Taſche hatte, ſtreifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und ſteckte den Finger in den falſchen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein iſt falſch.“ Aber der Fremde ſagte ganz kaltblütig und gelaſſen. „Ich hab ihn euch für falſch verkauft. Dieſe Herren hier ſind Zeugen. Der Ring iſt euer. Hab ich euch ihn angeſchwätzt, oder habt ihr ihn mir abgeſchwätzt?“ Alle Anweſenden mußten geſtehen: „Ja er hat ihm den Stein für falſch verkauft, und geſagt der Ring iſt euer.“ Alſo mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuſcht.

Das ſchlaue Mädchen.

In einer groſen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen luſtigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Mu-

ſikanten wenigſtens 1500 Gulden zu verdienen geben, ſo könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth ſteuren." Alſo kam, als die Herren am fröhlichſten waren, ein hübſches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit ſüßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beſchaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen ſchmeichelnden Augen ſchaute, gieng ihm das Herz faſt in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und ſagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei ſchönen blauen Augen." Das war nämlich ſo gemeint: „Weil du ſchöne Fürbitterin für die Armen, zwei ſo ſchöne Augen haſt, ſo geb ich den Armen zwei ſo ſchöne Louisd'or, ſonſt thäts eine auch." Das ſchlaue Mädchen aber ſtellte ſich, als wenn es die Sache ganz anders verſtünde. Denn weil er ſagte: „Für deine zwei ſchöne Augen" — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, ſteckte ſie in den eigenen Sack, und ſagte mit ſchmeichelnden Gebehrden: „Schönen herzlichen Dank! aber ſeid ſo gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen." Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und ſagte: „Du kleiner Schalk!" Von den andern aber wurde er ganz entſetzlich ausgelacht, und ſie tranken auf des Mägdleins Geſundheit, und die Muſikanten machten Tuſch.

Ein gutes Recept.

In Wien der Kaiſer Joſeph war ein weiſer und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wiſſen, wie er einmal der Doktor geweſen iſt, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau ſagte zu ihrem Büblein: „Kind hol mir einen Doktor, ſonſt kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum erſten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien koſtet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langſam der Kaiſer in einer offenen Kutſche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiſer iſt, und dachte: Ich wills probiren. „Gnädiger Herr, ſagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden ſchenken, ſeid ſo barmherzig!" Der Kaiſer dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, ſo brauch ich nicht ſechzigmal um den Kreutzer zu betteln." „Thuts ein Cäſperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiſer. Das Büblein ſagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt ſey. Alſo gab ihm der Kaiſer den Gulden, und ließ ſich genau von ihm beſchreiben wie ſeine Mutter heißt, und wo ſie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor ſpringt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott

wolle ſie doch nicht verlaſſen, fährt der Kaiſer zu ihrer Wohnung und verhüllt ſich ein wenig in ſeinen Mantel, alſo daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum anſah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und ſah recht leer und betrübt darin aus, meint ſie, es iſt der Doktor, und erzählt ihm ihren Umſtand, und wie ſie noch ſo arm dabei ſey, und ſich nicht pflegen könne. Der Kaiſer ſagte: „Ich will euch dann jezt ein Rezept verſchreiben," und ſie ſagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug iſt. Alſo ſchrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke ſie es ſchicken müſſe, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tiſch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte ſich nicht wenig, als ſie hörte, er ſey auch der Doktor, und entſchuldigte ſich, es ſey ſchon ſo einer da geweſen und hab ihr etwas verordnet, und ſie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und ſehen wollte, wer bei ihr geweſen ſey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erſtaunte er auch nicht wenig, und ſagte zu ihr: „Frau, ſagte er, ihr ſeid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran ſteht: Joſeph, wenn ihr ihn kennt. Ein ſolches Magenpflaſter und Herzſalbe und Augentroſt hätt ich euch nicht verſchreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts ſagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anſtand von dem Zahlamt

ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die ſie ſich jetzt verſchaffen konnte, ſtand ſie in wenig Tagen wieder auf geſunden Beinen. Alſo hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiſer die arme, und ſie lebt noch und hat ſich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Rachſucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und warens in der erſten Viertelſtunde ſo gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind gieng, exercirten ſie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem ſeine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, ſagte: „Wart Amtmann, ich will dirs eintränken." Ein paar Tage darauf reitet die öſtreichiſche Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da ſagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, ſo groß wie ein Taubeney." So zieht der andere vor den Gehengten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Weſten gieng, drehten ſich und machten Front. Indem ſchleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch ſchlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und ſagte mit

Zittern und mit Beben: „Pardon! Ich hab ſie alle ins Waſſer geworfen.“ Der Dragoner ſagte: „Was haſt du ins Waſſer geworfen.“ — „Die Briefe.“ — „Was für Briefe?“ „Die Briefe vom Amtmann an die Franzoſen. Wenn Oeſtreicher ins Land kommen, ſagte der Burſche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins franzöſiſche Lager. Dießmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmaier.“ Alſo holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er gieng und ſtand, und mußte in den Pantoffeln zwiſchen den Pferden im Koth mitlaufen, und ſpritzte die Roſſe nicht ſehr, aber die Roſſe ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war ſo unſchuldig, als der römiſche Kaiſer ſelbſt, hätte ſich für die öſtreichiſchen Waffen lebendig ſchinden laſſen, hatte ſechs Kinder, eins ſchöner als das andere, und eine ſchwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als ſie ſagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedenken.“ Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Küraſſiere und Kaiſer Dragoner und Erdödi Huſaren ſahen ihn vorbei führen, ſagte einer von der Patrouille ſeinem Kameraden vom Pferd herab: „Es iſt ein Spion.“ Der Kamerad ſagte: „Strick iſt ſein Lohn,“ und der Offizier, an den ſie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und beſtellte ſpottweiſe ſchon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund iſts aber bei dieſer Geſchichte nicht halb ſo angſt, als dem geneigten Leſer, denn ohne ſeinen Willen kann der Amtmann nicht ſterben, ſondern als er vor das Verhör geführt wurde, ſchaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und

Bedauerniß an, und ſagte: „Seyd ihr nicht der Nemliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautſtande vor den Franzoſen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als ſie euch eben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, ſammt den Gumbiſt-Aepfeln.“ Der Amtmann ſagte: „Gott erkennts, und ich bin ſo unſchuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, ſo doch von Lindenholz iſt, und ihr Lebenlang noch keinen Buchſtaben geſchrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angeſehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten ſeine Rechtſchaffenheit und Treue und was er ſchon für Drangſalirung von den Franzoſen habe ausſtehen müſſen, und wie auf ſeine Anordnung der letzte Sieg der Oeſtreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er ſelber habe keinen Rauſch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garniſon lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautſtande, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Alſo ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein paar verfängliche Fragen an ihn, ſagte ihm aber nicht, daß ſie verfänglich ſind. Deswegen war der Burſche, ſo ſehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüſten eingeſogen hatte, mit ſeinem Ja und Nein ſo unvorſichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles geſtand. Alſo bekam er links und rechts fünfzehen Hiebe vom Profos, und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg.

Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarſchall zu Nacht, und den andern Tag bei ſeiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit ſtatuirt hat. Das Doneſchinger Bier dazu hat er geſchenkt bekommen vom Herrn Kuſel.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Der zwölfte December des vergangenen Winters (1809) brachte für die hohen Bergthäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Menſch wohl täglich Urſache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben ſind mit dem Tod umfangen." Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer friſch gefallener Schnee. Der zwölfte December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück, und betete. Wer ſich und ſeine Wohnung für ſicher hielt, ſchwebte in Betrübniß und Angſt für die Armen, die es treffen wird, und wer ſich nicht für ſicher hielt, ſagte zu ſeinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf," und bereitete ſich zu einem ſeligen Ende. Da riſſen ſich auf einmal und an allen Orten von den Firſten der höchſten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, ſtürzten mit entſetzlichem Toſen und Krachen

über die langen Halten herab, wurden immer größer und größer, ſchoſſen immer ſchneller, toſeten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor ſich her ſo durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zuſammen krachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen ſich in den Thälern niederſtürzten, da wurden Stunden lange Strecken, mit allen Wohngebäuden, die darauf ſtanden, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerſchmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauſeten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anſtoßt, und dachte: „Ich will den Zwiſchenraum zwiſchen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, ſo fahrt ſie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht“ — und als er ſagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da führte ihn der plötzliche Windbrauß, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn ſchwebend in die Luft, wie einen Vogel über einem entſetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war in die unermeßliche Tiefe hinab zu ſtürzen, und wäre ſeines Gebeins nimmer gefunden worden, da ſtreifte die Lavine an ihm vorbei, und warf ihn ſeitwärts an eine Halte. Er ſagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er ſich feſt hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu ſeinem Bruder, der auch noch

lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Beſen weggewiſcht war. Da konnte man wohl auch ſagen: „Der Herr hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu ſeinen Boten, und die Lavinen, daß ſie ſeine Befehle ausrichten."

Anders ergieng es im *Sturnen*, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendſegen ſagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieſer Nacht in Gefahr ſind." Und während ſie beteten, donnerte ſchon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während ſie noch beteten, ſtürzte plötzlich der Stall und das Haus zuſammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweg geführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgeſetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenſchlicher Anſtrengung ſich hervorgegraben, und die Stätte ſeiner Wohnung wieder erreicht hatte, und ſehen wollte, was aus den Seinigen geworden ſey, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängſtlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme ſeines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er ſie glücklich und unbeſchädiget hervor gegraben hatte, da hörten ſie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „*Mutter, ich wäre auch noch am Leben*, rief ein Kind, *aber ich kann nicht heraus.*" Nun arbeitete Vater und

Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen floſſen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgeriſſen, und unten in der Tiefe vom Schnee verſchüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub ſie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antliz. Als die Mutter halb nackt umher ſchaute, kannte ſie die Gegend nicht mehr, in der ſie war. Ihr Retter ſelbſt war ohnmächtig niedergeſunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entſetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da ſagte die Mutter: „Kinder, hier iſt keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlaſſen.“ Und als ſie beteten, ſank die ſiebenjährige Tochter ſterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zuſprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen ſie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetterin, und ſie ſank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schweſter aus, bis ſie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' ſie auf eigene Rettung bedacht war, mit ſtummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete ſich mit unſäglicher Mühe und Gefahr

erſt zu einem Baum, dann zu einem Felſen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo ſie zum Fenſter hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauſes erhalten wurde.

Kurz in allen Berg=Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubünden, ſind in Einer Nacht, und faſt in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerſchmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felſen hinab aufgeſchürft und weggeführt, und ganze Wälder zerſtört worden, alſo daß ſie ins Thal geſtürzt ſind, oder die Bäume liegen übereinander zerſchmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelſchlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri faſt mit Einem Schlag 11 Perſonen unter dem Schnee begraben worden, und ſind nimmer auferſtanden, gegen 30 Häuſer, und mehr als 150 Heuſtälle zerſtört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal hundert tauſend Gulden ſoll man den Schaden berechnen, ohne die verlornen Menſchen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes iſt nicht mit Gold zu ſchätzen.

Wie eine gräuliche Geſchichte durch einen gemeinen Metzgerhund iſt an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, theilen ſich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, ſagen, in der Schwanen kommen wir wieder zuſammen. Sind nimmer zuſammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, ſo zwar eine Wäſche in der Küche hatte, geht auch mit, ſo lauft das Kind für ſich ſelber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Bruſttuch hervorſchaut!" Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, ſchlagen im Stall den armen Metzger todt und bedecken den Leichnam in der Geſchwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuſchaut!" Wie ſie umblickt, ſieht ſie das Kind. So gehn ſie mit einander im Schrecken und Wahnſinn ins Haus zurück und ſchließen die Thüre zu, als wenn ſie im Feld wären. Da ſagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein hölliſches Drachenherz im Buſen hatte: „Kind," ſagte ſie, „wie ſiehſt du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waſchen." In der Küche ſteckt ſie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es zu todt. Jetzt meint ſie ſey alles geſchweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine zeitlang mit dem Kameraden

gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geſchwind in den Backofen geſteckt wurde, die Spur ſeines Herrn wieder auf, ſchnauft an der Stallthüre, ſcharrt an der Hausthüre und merkt, hier ſey etwas ungerades vorgefallen. Plötzlich ſpringt er ins Dorf zurück und ſucht den Kameraden. Aber der Künſtler, ſo die Abbildung*) hierneben geſchnitzt hat, und kurz vorher durch jene Gegend gereiſt war, ſagt: „Nein, ſondern der Hund ſey zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein guter Bekannter von ſeinem Herrn war, und jetzt eben ein Kälblein ſtach. Kurz der Hund winſelt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Alſo begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier etwas erſchreckliches vorgefallen ſey. Alſo winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei giengen. Man ſieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken iſt, und ihnen winket. Aber die Männer ſieht man nicht, denn ſie ſtehen noch neben dem Papier drauſen in der Luft. Man muß den Kalender auf den Tiſch legen, und ſie mit Kreide neben dran mahlen, wenn man ſie ſehen will. Aber inwendig im Haus, und inwendig in der verruchten Bruſt des Mörders und der Kindesmörderin gieng auch etwas vor, was man dem Papier nicht anſieht, und mit keiner Kreide auf den Tiſch mahlen kann. Denn als ſie drauſen das Winſeln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor ihre Augen wie lauter Hochgericht, und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenſter hinaus entſpringen,

*) Die lithogr. Abbildung ſiehe im rheinl. Bildermann.

die Frau hielt ihn am Rock und ſagte: „Bleib da!“ Der Mann ſagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehſt du nicht die erſchreckliche Geſtalt vor dem Fenſter, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?“ Unterdeſſen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Miſſethäter wurden handfeſt gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden ſie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben ſagen jetzt: „Das Fleiſch ſchmeckt gut.“

Seltſame Eheſcheidung.

Ein junger Schweizer aus Ballſtall kam in ſpaniſche Dienſte, hielt ſich gut, und erwarb ſich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübſche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit ſeinen guten Tagen ein Ende. Denn in den ſpaniſchen Haushaltungen iſt die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann iſt die Magd.

Als nun das arme Blut der Sclaverei und Drangſalirung bald müde war, fieng er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweitz, und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglaſt jenſeits der Clus; und wie man luſtig nach Einſiedeln wallfahrten könne, und ſchön beten in

Saſſeln

Saſſeln am Grabe des heiligen Bruders Niklaſ von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim beſitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wäſſerte endlich der Spanierin der Mund nach dem ſchönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in ſeine goldene Heimath. Alſo zogen ſie miteinander über das große Pyrenäiſche Gebirg bis an den Grenzſtein, der das Reich Hiſpania von Frankreich ſcheidet; ſie mit dem Geld auf einem Eſel, er nebenher zu Fuß. Als ſie aber vorüber an dem Grenzſtein waren, ſagte er: Frau, wenns dir recht iſt, bis hieher haben wirs ſpaniſch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutſch. Biſt du von Madrid bis an den Markſtein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, ſo reit ich jetzt von hier weg bis gen Ballſtall, Canton Solothurn, und das Fußgehen iſt an dir. Als ſie darüber ſich ungeberdig ſtellte, und ſchimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte; „Frau das verſtehſt du noch nicht, ſagte er, und ich nehme dirs nicht übel," ſondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballſtaller Ehe- und Männerrecht vor, und als ſie alles wohl verſtanden hatte, fragte er ſie: Willſt du jetzt mit welſche Hexe und gut thun, oder willſt du wieder hin wo du hergekommen biſt? Da ſagte ſie ſchluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebſte. Alſo theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten ſich von einander an dieſem Grenzſtein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat,

und jedes zog wieder in ſeine Heimath. Deinen Landsmann, ſagte er, auf dem du hergeritten biſt, kannſt du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hiſpania machens die Weiber zu arg, aber in Ballſtall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann ſoll ſeine Frau nie ſchlagen, ſonſt verunehrt er ſich ſelber. Denn ihr ſeyd Ein Leib.

Der liſtige Steyermarker. *)

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieſer böſen Zeit? Die Kaiſerin Maria Thereſia iſt mir noch ſo lieb, tröſt ſie Gott, und der Kaiſer Joſeph, tröſt ihn Gott, und der Kaiſer Franz, Gott ſchenk ihm Leben und Geſundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrſchaften noch ſo gut verborgen und geflüchtet, ſo riecht ſie der Feind, ſobald er die Naſe ins Dorf ſtreckt, und führt ſie in die Gefangenſchaft ins Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, ſagt er, wie ichs anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengeſtirn verrathet mich nicht, ſagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwiſchen die Gelveieleinſtöcke und die

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

ſpaniſchen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwiſchen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die ſchönen Blumenſtöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkrant einſtampft. Am Montag drauf ſtreiften ſchon die Chaſſeurs im ganzen Revier, und am Donnerſtag kam eine Parthie ins Dorf friſch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unſerm Bauern; und „Geld her Buur," rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunſer." Der Bauer ſagte, ſie möchten nehmen, was ſie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es ſey geſtern und vorgeſtern ſchon alles in die Rapuſe gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, ſagt er, ihr ſeyd die rechten. Als ſie nichts fanden auſſer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechſer mit dem Bildniß der Kaiſerin Maria Thereſia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur," ſagte der Sundgauer, „du haſt dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht haſt, oder du gehſt ohne dein letztes Vaterunſer aus der Welt." Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, ſagte der Bauer, ſo ſauer mich der Gang ankommt, ſondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen iſt. Der Herr Feind iſt ſchon geſtern und vorgeſtern da geweſen, und habens gefunden und alles geholt. Die Chaſſeure nahmen den Augenſchein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, ſondern jeder ſchaute in das leere Loch und dachte:

Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten ſie nur die ſchönen Gelveieleinſtöcke und den Goldlack nicht ſo verderbt, ſagte der Bauer, und ſo hintergieng er dieſe und alle, die noch nachkamen, und hat auf dieſe Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiſer Franz, den Kaiſer Joſeph, die Kaiſerin Maria Thereſia, und den allerhöchſtſeligen Herrn Leopold den erſten, gerettet, und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkey.

In der Türkey iſt Juſtiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reiſe von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet ſein Pferd, ſo mit koſtbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt ſich ſelber unter das Obdach des Baums, und ſchläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er gut geſchlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe ſich aufhielt und klagte vor ſeinem Richterſtuhl ſeine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum biſt du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, ſo wäreſt du ſicher geweſen. Es iſt deines Leichtſinns Schuld." Da ſagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten ſollen, unter freiem Himmel zu ſchlafen in einem Lande, wo du regierſt?" Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte

ihm zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkiſchen Schnaps, ſagte er zu dem Kaufmannsdiener, und ſchlafe noch einmal unter dem Baum." So geſagt, ſo gethan. Des andern Morgens als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er auch gut geſchlafen, denn das Rößlein ſtand mit allen Koſtbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hieng ein todter Menſch, der Dieb, und ſah das Morgenroth nimmer mehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchſchauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin ſtand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Alſo erſuchte er nach der Ablöſung den Unteroffizier, obs nicht beſſer wäre, wenn man dieſe Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier ſtrich den Bart und ſagte: Nein das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ermel hinein, im Sommer iſts ein Camiſol. Alſo ſtreckte der Rekrut, als er wieder auf den Poſten kam, die Hände hindurch, und ſagte, jetzt ſey er erſt gern Militär, weil er ſehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes ſorge.

Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will ſo ſpät den Zuchtmeiſter nimmer wecken," und als ſchon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeſchrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er ſey, und wie er hieße, und was er im Schilde führe; „Könnt ihr polniſch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache ſagt: „Ausländiſch kann ich ein wenig, ja! Aber polniſches bin ich noch nicht darunter gewahr worden." „Wenn das iſt," ſagte der Frieder, „ſo werden wir uns ſchlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeiſter am Thor ſey?" Die Schildwache holt den Thorwächter, es ſey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den ſie ſich ſchlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam zwar, entſchuldigte ſich aber zum voraus, viel polniſch verſtehe er auch nicht. „Es geht hier zu Land nicht ſtark ab, ſagt er, und es wird im ganzen Städtel ſchwerlich jemand ſeyn, der capabel wäre, es zu dollmetſchen." „Wenn ich das wüßte," ſagte der Frieder, und ſchaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel

gefunden hatte, ſo wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zuſtrecken bis in die nächſte Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter ſagte: „Es wäre unter dieſen Umſtänden faſt am beſten, wenn ihr gerade durchpaſſirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel iſt ja nicht groß," und war froh, daß er ſeiner los ward. Alſo kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er ſich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die ſich auf der Gaſſe verſpätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänſe," ſagte er, „iſt keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenns Abend iſt, ins Haus oder unter gute Aufſicht." Und ſo packte er ſie mit ſicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als ſich inwendig der Söldner rührte, ſchrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: Gut Freund! Alſo kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Gränzen.

Der Rekrut.

Ein Rekrut, dem ſchon in den erſten 14 Tagen das Schildwacheſtehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, und hinten und vornen, wie ein Förſter, wenn er einen Baum ſchäzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich ſagte er, ich möchte nur wiſſen, was ſie an dem einfältigen Kaſten finden, daß den ganzen Tag einer da ſtehen und ihn hüten muß. Denn er meynte, er ſtehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Die leichteſte Todesſtrafe.

Man hat gemeynt, die Gûllotine ſey's. Aber nein, ein Mann, der ſonſt ſeinem Vaterland viele Dienſte geleiſtet hatte, und bei dem Fürſten wohl angeſchrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenſchaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten nicht beten. Weil er aber ſonſt bei dem Fürſten wohl angeſchrieben war, ließ ihm derſelbe die Wahl, wie er am liebſten ſterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die ſollte ihm werden. Alſo kam zu ihm in den Thurn der Oberamtsſchreiber: „der Herzog will euch eine Gnade erweiſen. Wenn ihr wollt gerädert ſeyn, will er euch rädern laſſen; wenn ihr wollt gehenkt ſeyn, will er euch henken laſſen, es hängen zwar ſchon zwei am Galgen, aber bekanntlich iſt er drei=

ſchläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver eſſen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, ſagt der Herzog, die ſoll euch werden. Aber ſterben müßt ihr, das werdet ihr wiſſen." Da ſagte der Maleſikant: „Wenn ich denn doch ſterben muß, das Rädern iſt ein biegſamer Tod, und das Henken, wenn beſonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr verſtehts doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersſchwäche ſey der ſanfteſte, und den will ich denn auch wählen, und keinen andern," und dabei blieb er, und ließ ſichs nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben laſſen, bis er an Altersſchwäche ſelber ſtarb. Denn der Herzog ſagte: Ich habe mein Wort gegeben, ſo will ichs auch nicht brechen.

Dies Stücklein iſt von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn ſie ihn retten kann.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Weſtphälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutheriſch blieb, und der ältere katholiſch wurde. Als der jüngere lutheriſch blieb und der ältere katholiſch wurde, thaten ſie ſich alles Herzeleid an. Zuletzt ſchickte der Vater den katholiſchen als Ladendiener in die Fremde. Erſt nach einigen Jahren ſchrieb er zum erſtenmal an ſeinen Bruder. „Bruder," ſchrieb

er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen ſollen, vielleicht in gar keinen. Kannſt du mich wieder lutheriſch machen, wohl und gut, kann ich dich katholiſch machen, deſto beſſer." Alſo beſchied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geſchäft durchreiſte. „Dort wollen wirs ausmachen." In den erſten Tagen kamen ſie nicht weit miteinander. Schalt der lutheriſche: „der Pabſt iſt der Antichriſt," ſchalt der katholiſche: „Luther iſt der Widerchriſt." Berief ſich der katholiſche auf den heiligen Auguſtin, ſagte der lutheriſche: „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr geweſen ſeyn, aber beim erſten Pfingſtfeſt zu Jeruſalem war er nicht dabei." Aber am Samſtag aß ſchon der Lutheriſche mit ſeinem Bruder Faſtenſpeiſe. „Bruder," ſagte er, „der Stockfiſch ſchmeckt nicht giftig zu den durchgeſchlagenen Erbſen;" und Abends gieng ſchon der Katholiſche mit ſeinem Bruder in die lutheriſche Vesper. „Bruder," ſagte er, „euer Schulmeiſter ſingt keinen ſchlechten Tremulant." Den andern Tag wollten ſie miteinander zuerſt in die Frühmeſſe, darnach in die lutheriſche Predigt, und was ſie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten ſie thun. Als ſie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hauſe kamen, ermahnte ſie Gott, aber ſie verſtanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von ſeinem Herrn. „Augenblicklich ſetzt eure Reiſe fort. Hab ich euch auf eine Tridenter Kirchenverſammlung nach Neuwied geſchickt, oder ſollt ihr nicht vielmehr die Muſterkarte reiten?" Und der andere fand einen Brief von ſeinem

Vater: „Lieber Sohn komm heim ſobald du kannſt, du mußt ſpielen." Alſo giengen ſie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für ſich nach, was er von dem andern gehört hatte. Nach ſechs Wochen ſchreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder deine Gründe haben mich unterdeſſen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholiſch. Den Eltern iſt es in ſofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen." Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willſt du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die ſeligmachende Religion verläugneſt? Geſtrigs Tags bin ich wieder lutheriſch worden." Alſo hat der katholiſche Bruder den lutheriſchen bekehrt, und der lutheriſche hat den katholiſchen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchſtens ein wenig ſchlimmer.

Merke: du ſollſt nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierſt. Auch ſollſt du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigſten mit ſolchen, die es eben ſo wenig verſtehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die beſiegen dich durch ihre Gelehrſamkeit und Kunſt, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du ſollſt deines Glaubens leben, und was gerade iſt, nicht krumm machen. Es ſey dann, daß dich dein Gewiſſen ſelber treibt zu ſchanſchieren.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren ſeit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verroſtet, und die Scheere zuſammengewachſen, alſo nährt er ſich, ſo gut er kann. „Gevatter," ſagt zu ihm der Peruckenmacher, „ihr tragt nicht gerne ſchwer; wollt ihr nicht dem Herrn Dechant von Braſſenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie iſt leicht, und er zahlt euch den Gang." — „Gevatter," ſagt der Schneider, „es iſt ohnedem Jahrmarkt in Braſſenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Verſatz gelaſſen hat, der euch angeſchmiert hat, ſo ſtell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor."

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, ſo iſt ihm der Gang auch nicht zu weit, und iſt er von dem Hausfreund wohl bezahlt, ſo giebt er dem Jahrmarkt viel zu löſen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Alſo ſaß jetzt der Adjunkt auch zu Braſſenheim im wilden Mann und muſterte die Lieder: Erſtes Lied: Ein Lämmlein trank vom friſchen rc. Zweites Lied: Schönſtes Hirſchlein über die Maſſen rc. Drittes Lied: Kein ſchöner Leben auf Erden rc. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirſchledernen Beinkleidern, Halbſtiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäſte auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd ſchon in den Stall geführt?" fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder,

der Scheck?" ſagte der Schneider. Ich habe ihn au Cerf eingeſtellt im Hirſchen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelſtan und reiſe auf Menſchenkenntniß und Weinkunde; „Platz da!" ſagte er zum Adjunkt. „Holla," denkt der Adjunkt, „der meynt auch, grob ſey vornehm. Was gilts er iſt nicht weit her?" Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tiſch legte, und räuſperte ſich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, ſteht der Adjunkt langſam auf und ſagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger der es hörte, ſagt: „Herr Landsmann, ihr ſeyd auf der rechten Spur. Ich hab ihn geſehn die Stiefel am Bach abwaſchen, und eine Gerte ſchneiden. Er iſt zu Fuß gekommen." Ein Scheerenſchleifer ſagte: „Ich kenn ihn wohl, er iſt einmal ein Schneider geweſen. Jetzt hat er ſich zur Ruh' geſetzt und thut Botengänge um den Lohn." Alſo geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hieſiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen," ſagt er im Hereinkommen. „Da ſuchen die Hatſchirer in allen Wirthshäuſern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer galloppirt iſt, und ein Kind zu todt geritten hat." Da ſchauten alle Gäſte den Ritter Adelſtan an, der ſagte in der Angſt: „Mein Rock iſt eher gelb als roth." Aber der Ehninger ſagte: „Nein, aber euer Geſicht iſt eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Geſtehts ihr ſeid nicht geritten." „Doch er iſt geritten," ſagte der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es iſt losgeriſſen im

Hirſch, und ſucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und geſpaltene Hufe, und wenn er wiehert ſollte man ſchier nicht meynen, daß es ein Roß iſt? Zahlt euer Schöpplein und reitet ordentlich heim." Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder ſah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufſitzen, ſondern gieng zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gäſten entſetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr ſcheinen wollen, als man iſt, und als man ſich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, ſonſt kommt man unverſehens an den Unrechten. Einer in Baſel will ein Glas Bier trinken, das Bier war ſauer, zog ihm den Mund zuſammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gäſten lächerlich zu machen, ſagte er nicht, „das Bier iſt ſauer," ſondern „Frau Wirthin, ſagte er, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oehl zu meinem Bier haben?" Die Wirthin ſagte: „in Baſel kann man für Geld alles haben," ſtrickte aber noch ein wenig fort, als wenn ſie's wenig achtete, denn ſie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdeſſen die Gäſte miteinander diſcurirten, und einer ſagte:

„Habt ihr geſtern das Kameel auch geſehen und den Affen?“ ein anderer ſagte: „es iſt kein Kameel, es iſt ein Trampelthier;“ ſagte die Wirthin „mit Erlaubniß“ und deckte eine ſchneeweiße Serviette vom feinſten Gebilde auf den Tiſch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürſtlein beſtellt, oder etwas, und „es iſt doch ein Kameel,“ ſagte ein Dritter, denn es iſt weiß, die Trampelthiere ſind braun.“ Unterdeſſen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem markgräviſchen Garten, aus dem Treibhaus, fein geſchnitten, wie Poſtpapier, und mit dem koſtbarſten genueſiſchen Baumöhl angemacht, und ſagte zu dem Gaſt mit ſpöttiſchem Lächeln: „Iſts gefällig?“ Alſo lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, ſondern den Gaſt, und wer wohl oder übel ſeinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General-Feldmarſchall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow im Kalender 1809 hat dem geneigten Leſer nicht übel gefallen. Von ihm ſelber wäre viel anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig iſt, ſondern redet auch mit geringen Leuten, und ſtellt ſich manchmal als wenn er nur ihres gleichen wäre, ſo ſagt man zu ſeinem Lob: er iſt ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen ſchimmernden Ordensſtern an die Bruſt hängen, manchen Diamantring

an die Finger ſtecken, und aus mancher goldenen Doſe Taback ſchnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkey, ruſſiſcher General-Feldmarſchall und Fürſt, und an der Spitze von dreimalhunderttauſend Mann, ſo viel als ſeines gleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein ſehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht ſeyn mußte, ſo kleidete er ſich nie, wie ein General, ſondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, ſo hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal ſo gut gekleidet. Morgens, wenns noch ſo friſch war, gieng er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager ſpatzieren, nakt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Waſſer über ſich herabgießen zur Erfriſchung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutſche und kein Roß. In dem Treffen ſetzte er ſich aufs nächſte beſte.

Sein Eſſen war gemeine Soldatenkoſt. Niemand freute ſich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

Wenn ihn auf dem Marſch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen Baum ſteht, oder hinter eine Hecke geht, da

machte

machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuſchauen, wers noch nie geſehen hat.

Bei den vornehmſten Gelegenheiten, wenn er in der koſtbarſten Marſchalls-Uniform voll Ehrenkreuzen und Ordensſternen da ſtand, und wo man ihn anſah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb ers doch wie ein ſäuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktaſche ſteckt. Er ſchneuzte die Naſe mit den Fingern, ſtrich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Priſe aus der goldenen Doſe.

Alſo lebte der General und Fürſt Italinsky Suwarow.

Feuerfünklein.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12. April 1810 die heiße Aſche in ein hölzernes Gefäß, ſtellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächſten Nacht früh um ein Uhr ſtand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf ſtand in Flammen, und die Nacht war ſo hell, wie der Tag. In kurzer Zeit wars um zwanzig Firſten und Unſerer lieben Frauenkapelle Nro. 16. ſo viel als geſchehen. Sieben und zwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunſt heraus faſt wie aus Mutterleib, nackt und arm und hülflos, und man weiß faſt nicht, wer unglücklicher iſt, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann viel verlieren, aber der Arme alles.

Merke: Man muß die heiße Aſche nie in hölzernes Geſchirr ſammeln, wenn man nicht gern die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen, und ſein lebenlang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabackspfeifen nicht in Sägmehl oder ſo etwas ausleeren; denn das Holz tödtet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Hausfreund iſt ſelber ſchon ſo etwas paſſirt, zur Zeit des Raſtadter Congreſſes, und er thäts auch nimmer, wenn ers noch einmal zu thun hätte. Man meint, das Waſſer ſey gefährlicher, als das Feuer. Nein, das Feuer iſt gefährlicher, weil es an allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas voll Waſſer kann man kein Haus erſäufen, keinen Gänsſtall, kein Hühnerneſt. Aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf verbrennen, nicht allein aus Bosheit, ſondern auch aus Leichtſinn und Unverſtand.

Die zwei Poſtillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapoſt von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden ſein Geſchäft ermahnte, und gab der eine dem Poſtillion ein ſchlechtes Trinkgeld, ſo gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder ſagte: „Für was ſoll ich dem Poſtknecht einen Zwölfer ſchenken? ich trag' ja nicht ſchwer daran." Die Poſtillione aber, der von Dünkelsbühl und der von Ellwangen ſagten: „Wenn wir nur einmal den

Herren einen Dienſt erweiſen könnten, daß ſie ſpendaſchlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dünkelsbühl an, und will weiters. Der Poſtillion ſagte zu ſeinem Cameraden: „Fahr du den Paſſagier." Der Camerad ſagte: „Es iſt an dir." Unterdeſſen ſaß der Reiſende ganz geduldig in ſeinem offenen Eliaswagen, bis der Poſtillion aufſaß. Als er ſah, daß der Poſtillion im Sattel recht ſaß und die Peitſche erhob, ſagte er: „fahr zu Schwager! Werf er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Poſtillion dachte bei ſich ſelbſt: „Wenn jetzt nur mein Camerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!" Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und ſeinem Reiſekumpan in München auch einmal die Haare geſchnitten worden ſind, begegnen ſie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder ſagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigſchaber, wie du, dem ſeine Sechsbatzenſtücke ausſehen wie Hildburghäuſer Groſchen." Endlich legte ſich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!" ſagte er; „ſollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüſte bleiben?" und ſchimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieſer mit der Peitſche einen Hieb ins Geſicht gab. Der Dinkelsbühler ſagt: „du ſollſt meinen Paſſagier nicht hauen, er iſt mir anvertraut, und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch." — „Unterſteh' dich und hau mir meinen Herrn!" ſagte der Ellwanger. Alſo hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Paſſagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Paſſagier, und rieſen einander in

unaufhörlichem Zorn zu: „Willſt du meinen Herrn in Frieden laſſen oder ſoll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zuſammenhauen?" und je ſchmerzlicher der eine Au, und der andere Weih ſchrie, deſto kräftiger hieben die Poſtillione auf ſie ein, bis ſie des unbarmherzigen Spaſſes ſelber müde wurden. Als ſie aber auseinander waren und jeder wieder ſeines Weges fuhr, ſagten die Poſtillione zu ihrem Reiſenden ſo und ſo: „Nicht wahr ich hab' mich euer rechtſchaffen angenommen? Mein Camerad wirds Niemand rühmen, wie ich ihm ſeinen Herren zerhauen habe. Aber diesmal kommt's euch auch auf ein beſſeres Trinkgeld nicht an." — „Wenn's der Fürſt wüßte," ſagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Maxd'or nicht leid. Er ſieht darauf, daß man die Reiſenden gut hält.„

Merke: es iſt kein Geld ſchlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder ſonſt verunehrt wird. Für ein paar Groſchen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Merke: der Herr, der auf der Abbildung ſeitwärts ſteht, *) hat's mit angeſehen und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittageſſen erzählt.

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel iſt in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber iſt ein Goldſtück und thut zehen Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beiſpiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein ſchlauer Soldat in Moskau ſagte doch: „was gilts? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufgieng, vor allen Ständen ſtanden ſchon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge gieng auf und gieng ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieſer Kaiſerthaler, dieſer Rubel? gehört er euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zuſah, dachte endlich: „wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen ſind nicht ſo blöde. Hieher Musketier, der Rubel iſt mein.“ Der Soldat ſagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch ſchwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut ſey; ja er war gut, und ſteckt ihn in die Taſche. „Seid ſo gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ ſagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „ich habe keinen Imperial von euch, ſo bin ich euch auch keinen

ſchuldig. Da habt ihr euren einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen." Aber der Muſketier ſagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß iſt Ernſt und die Marktwache, die Polizey wird zu finden ſeyn." Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das ſchnöde, und es hängte ſich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?" fragte der Polizeyſergeant, als er ſich mit ſeinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag ich?" Der Krämer wußte wenig zu ſagen, aber deſto mundfertiger war der Muſketier. Vor keiner Viertelſtunde, erzählte er, hab' er dieſem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taſchen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm ſein Pathe geſchenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelaſſen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen ſey, hab er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „wem bin ich einen Rubel ſchuldig?" ſo habe dieſer da geſagt, er ſey derjenige, und ſey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wiſſen. „Wollt ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?" Als aber der Polizeyſergeant die Umſtehenden fragte, und die Umſtehenden ſagten: ja der Muſketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieſer habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und

daran geklingelt, ob er probat ſey. Als der Polizey-Hauptmann das hörte, ſo gab er den Beſcheid: „habt ihr euern Rubel bekommen, ſo gebt dem Soldaten auch ſeinen Imperial zurück, oder man petſchiert euch euren Stand mit Lattnägeln zuſammen, und ihr werdet zwiſchen euren eigenen Brettern eingeſchachtelt und eingeſchindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, ſo könnt ihr auch lang leben." Das ſagte der Anführer der Polizeywache, und wer dem Muſketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Der liſtige Kaufherr.

Der Adjunkt, der dieſes ſchreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Geſchichtlein einmauren kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hineinſtiftet, leſen nicht viel Leute, am wenigſten die Gelehrten ſelber. Der Hausfreund aber hat nach den neueſten Zählungen 700,000 Leſer, ohne die, welche umſonſt zuhören. Diesmal aber freut er ſich insbeſondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden iſt; denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein geſcheites Hündlein, ſagt Doktor Luther.

Ein franzöſiſcher Kaufherr ſegelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unſer Glaube, unſere

Fruchtbäume und unſer Blut daheim iſt, und dachte ſchon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schlößlein am Meer bauen, und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fiſche zu Nacht ſpeiſen wolle. Paff, geſchah ein Schuß. Ein algieriſches Raubſchiff war in der Nähe, wollte uns gefangen nehmen, und geraden Wegs nach Algier führen in die Sklaverei. Denn hat man zwiſchen Waſſer und Himmel gute Gelegenheit, Luftſchlöſſer zu bauen, ſo hat man auch gute Gelegenheit, zu ſtehlen. So denken die algierſchen Seeräuber auch. Hat das Waſſer keine Balken, ſo hats auch keine Galgen. Zum Glück hatte der Kaufherr einen Raguſaner auf dem Schiff, der ſchon einmal in der algierſchen Gefangenſchaft geweſen war, und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verſtand. Zu dem ſagte der Kaufherr: „Nicolo, haſt du Luſt noch einmal algieriſch zu werden? Folge mir, was ich dir ſage, ſo kannſt du dich erretten und uns.“ Alſo verbargen wir uns alle im Schiff, daß kein Menſch zu ſehen war, nur der Raguſaner ſtellte ſich oben auf das Verdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Säbeln ſchon nahe waren, und riefen, die Chriſtenhunde ſollten ſich ergeben, fieng der Raguſaner mit kläglicher Stimme auf algieriſch an: Tschamiana, fieng er an, tschamiana halakna bilabai monaschid ana billah anzorun min almaut. „Wir ſind alle an der Peſt geſtorben bis auf die Kranken die noch auf ihr Ende warten, und ein deutſcher Adjunkt und ich. Um Gotteswillen rettet mich.“ Dem algierer Seekapitän, als er hörte, daß er ſo nah an einem Schiff voll Peſt ſey, kam's grün und gelb vor die Augen. In der größten Ge-

ſchwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Naſe, hatte aber keins, ſondern den Ermel; und lenkte ſein Schiff hinter den Wind. Lajonzork ſagte er, Allah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall. „Gott helfe dir der Gnädige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Peſt! Ich will dir eine Flaſche voll Kräutereſſig reichen.“ Drauf ließ er ihm eine Flaſche voll Kräutereſſig reichen an einer langen Stange, und ſegelte ſo ſchnell als möglich linksum. Alſo kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marſeille das Schlößlein, und ſtellte den Raguſaner als Haushofmeiſter an auf lebenslang.

Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menſchen bekannt werde, den man nicht darum anſieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig hergieng, da hatten ſie eben einen baieriſchen Staabsoffizier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Miſtgabeln drangen ſie in das Gemach, wo ſeine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte, und ihr Leid Gott klagte, und wollten ſie auch ermorden. „Ja,“ fuhr ſie einer von ihnen wüthend an, und war der allerärgſte, „für euer Leben gibt es kein Löſegeld, und euer Bürſchlein da hat auch baieriſch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr ſterben, zuerſt euer kleiner Sadrach,

hernach ihr. „Laßt ihr eine Stunde Zeit,“ ſagte er zu den andern, „daß ſie noch beten kann; ſie iſt eine katholiſche Chriſtin.“

Nach einer Viertelſtunde aber, als ſie allein war und betete, kam er wieder und ſagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, ſo bitte ich euch, ihr wollt ob mir nicht erſchrecken und nicht in Böſem aufnehmen, was ich in guter Meinung geſagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, ſo will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdeſſen dieſes Plunder an, das er unter dem Mantel hervorzog, ſo will ichs probiren, ob ich euch mit Gottes und unſerer Frauen Hülfe auch kann retten.“ Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, ſtand ſie ſchon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den ſchlappen Hut recht ins Geſicht, richtete ihr den Hoſenträger beſſer zurecht, und gab ihr ſeine Miſtgabel in die Hand, als wenn ſie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardiſten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt,“ ſagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn ihr hinaus kommt, und macht euch ein wenig breit.“ Als ſie aber miteinander die Treppe hinab giengen, kamen die andern wieder, und, „haſt du ihr den Treff ſchon gegeben, Seppel?“ fragte ihn einer. Da ſagte er: „nein, ſie hat die Thüre zugeſchloſſen und gebetet. Jetzt kann ſie fertig ſeyn. Ich hab' ſie durchs Schlüſſelloch geſehen, und ſie ſtand eben auf, als ich durchſah.“ Alſo gieng er mit ihr die Treppe hinab, und die andern ſtürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während ſie vor der verſchloſſenen Thüre lärmten und pochten, und

in das leere Gemach hinein riefen: „ſeid ihr bald fertig? die Thüre ſoll bald eingetreten ſeyn," brachte er ſie auch zu ſeiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber ſie weinte und drückte es brünſtig an ihr Geſicht und an ihren Buſen. Alſo hatte ſie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat ſie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein baieriſch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufgieng. Auf nebenſtehender Figur *) kann man ſehen wie die Sonne eben aufgeht, indem er ſie ihren Landsleuten übergibt und nichts annehmen will für ſeine Wohlthat und für ſeine Mühe, als ein Trünklein Bier. Nro. 1. iſt der Seppel und Nro. 2. die Offiziersfrau.

Unverhofftes Wiederſehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann ſeine junge hübſche Braut und ſagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unſere Liebe von des Prieſters Hand geſegnet. Dann ſind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Neſtlein," — und Friede und Liebe ſoll darinn wohnen, ſagte die ſchöne Braut mit holdem Lächeln, dann du biſt mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab ſeyn, als an

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

einem andern Ort. Als ſie aber von St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum dieſe Perſonen nicht möchten ehelich zuſammenkommen." Da meldete ſich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in ſeiner ſchwarzen Bergmannsklei- dung an ihrem Haus vorbeigieng, der Bergmann hat ſein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenſter, und ſagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und ſie ſaumte vergeblich ſelbigen Morgen ein ſchwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, ſondern als er nimmer kam, legte ſie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdeſſen wurde die Stadt Liſſabon in Portugal durch ein Erdbeben zer- ſtört, und der ſiebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kaiſer Franz der erſte ſtarb, und der Jeſuiten- Orden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiſerin Maria Thereſia ſtarb, und der Struenſee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken ſchloſſen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kaiſer Joſeph ſtarb auch. Der König Guſtav von Schweden eroberte ruſſiſch Finnland, und die franzöſiſche Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiſer Leopold der zweite gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute ſäeten und ſchnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute

gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdiſchen Werkſtatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwiſchen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben ſie aus dem Schutt und Vitriolwaſſer den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eiſenvitriol durchdrungen, ſonſt aber unverweſt und unverändert war; alſo daß man ſeine Geſichtszüge und ſein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erſt vor einer Stunde geſtorben, oder ein wenig eingeſchlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren ſchon lange todt, kein Menſch wollte den ſchlafenden Jüngling kennen oder etwas von ſeinem Unglück wiſſen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zuſammengeſchrumpft kam ſie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz ſank ſie auf die geliebte Leiche nieder, und erſt als ſie ſich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es iſt mein Verlobter,“ ſagte ſie endlich, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal ſehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit iſt er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen. Da wurden die Gemüther aller Umſtehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als ſie ſahen die ehemalige Braut jetzt in der Geſtalt des hingewelkten kraftloſen Alters und den Bräutigam noch in ſeiner jugendlichen Schöne, und wie

in ihrer Bruſt nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie ſie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis ſein Grab gerüſtet ſey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüſtet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, legte ſie ihm das ſchwarzſeidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag ſeiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, ſagte ſie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird ſie zum zweitenmal auch nicht behalten," ſagte ſie, als ſie fortgieng, und noch einmal umſchaute.

Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seyd ihr nicht einer von den graußmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt mit ihnen von Baſel nach Schalampi zu fahren auf dem Waſſer. Der Gerſauer Kaufherr, er war von Gerſau, ſagte: haſt

du unterdeſſen nichts neues ausſpintiſirt, Reis-Kamerad? Der Jud antwortet: Habt ihr gute Geſchäfte gemacht auf der Meſſe? Wenn ihr gute Geſchäfte gemacht habt, — um einen Sechsbäzner, ihr könnten mir drei Worte nicht nachſagen. Der Gerſauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. Laß hören! Der Jud ſagte: Meſſerſchmid. Der Gerſauer Meſſerſchmid. Dudelſack — Dudelſack. Da ſchmunzelte der Jude und ſagte: Falſch! — Da dachte der Gerſauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Taſche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen.“ Noch einmal! ſagte der Kaufherr: Der Jud ſagte: Baumöhl. Der Kaufherr Baumöhl. Rothgerber — Rothgerber. Da ſchmunzelte der Hebräer abermal, und ſagte: Falſch, und ſo trieben ſie's zum ſechstenmal. Als ſie's zum ſechstenmal ſo getrieben hatten, ſagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannſt, wo ich gefehlt habe. Der Jude ſagte: Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgeſprochen. „Falſch“ war das dritte Wort, das habt ihr mir nie nachgeſprochen, und alſo war die Wette gewonnen.

Zuſtand von Europa im Auguſt 1810.

Oeſtreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten ſchrecklichen Kriegs, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis ins Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des

öſtreichiſchen Kaiſers Franz iſt jetzt die Gemahlin des Kaiſers Napoleon, und friſch von den blutigen Schlachten weg, erfolgte eine lange Reihe von Feyer- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom Merz bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris gerieth der Tanzſaal, in welchem mehr als 1200 Menſchen beiſammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menſchen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böſe Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England iſt noch immer mit Waſſer umgeben. Dafür ſind alle Seehäfen des feſten Landes ſeinen Schiffen verſchloſſen, und engliſche Waare iſt Contreband, wo der Franzos ſie findet. Der römiſche Pabſt lebt in der Stille, ſeine Fürſtenthümer gehören jetzt zur franzöſiſchen Monarchie, und Rom iſt die zweite Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel ſtehen die Neapolitaner und Franzoſen, und jenſeits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüſtung. Aber bis in die Mitte des Auguſts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen ſey. Während der furchtbaren Kriegsſtürme um und um, ſtand die Schweizer-Eidgenoſſenſchaft ruhig und feſt, wie ihre Berge, und es iſt ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In Deutſchland iſt unter anderm das neue Großherzogthum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürſt Primas iſt Großherzog. Aber nach ſeinem Tod ſolls erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen wars noch nicht im Reinen. Der König von Holland legte ſeine Krone freiwillig für ſeinen Sohn nieder. Aber der Kaiſer Napoleon ſagte, Nein, ſondern vereinigte

das Königreich Holland auch mit der franzöſiſchen Monarchie, und Amſterdam iſt jezt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu ſagen, aber in Schweden iſt der neue Kronprinz plözlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als ſein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entſtand unverſehens ein Aufruhr, und der ſchwediſche Graf Ferſen wurde zu Tod geſteinigt. Die Ruſſen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch ſollen die Ruſſen nicht aus allen Schlachten Lorbeere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt ſich um ſeine Haut, und die Engländer ſind auch hier in dem Spiel.

So ſtanden die Sachen im Auguſt des Jahres 1810, als der lezte Bogen dieſes Kalenders gedruckt wurde. Wie es übers Jahr um dieſe Zeit ausſehen wird, will der Hausfreund für ſich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben es ſelber zu erleben. Sonſt könnt er's ſo gut voraus ſagen, als das Wetter.

Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzoſen und Oeſtreicher in der Nachbarſchaft von Tirol alle Händevoll miteinander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben iſt gut fiſchen. Sie wollten nimmer bayriſch ſeyn. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar keiner. Sie wußten zuletzt ſelber nimmer recht was ſie wollten. Unterdeſſen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzoſen hatten harten Stand; beſonders in den engen Päſſen, wenn Felſenſtücke wie Sauerkrautſtanden und Schweinſtälle ſo groß auf ſie herabflogen. Bald glücklich bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Inſpruck ein, die Hauptſtadt in Tirol; bald mußten ſie ſie wieder verlaſſen; bekamen ſie wieder, und konnten ſie doch nicht behalten. Ungeheure Grauſamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayeriſchen Beamten und Unterthanen, nein auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder ſtirb. Wer nicht mitmachen wollte war des Lebens nicht ſicher. Der Jäger Henny könnte davon erzählen, wenn er noch lebte. Endlich als manches ſchöne Dorf und Städtlein in der Aſche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher Leichtſinnige und Raſende verlor das Leben; jedes Dorf, faſt jedes Haus hatte ſeine Leichen, ſeine Wunden und ſeinen Jammer, da dachten ſie zuletzt, es ſey doch beſſer bayeriſch ſeyn, als ſie im Anfang gemeynt hatten, und unterwarfen ſich wie-

der. Unverſucht ſchmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerſt ein wenig erſchoſſen oder gehenkt ſeyn; zum Beiſpiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer, Sandwirth in Paſſeyer und Viehhändler hatte bis über ſein 40ſtes Jahr bis der Aufſtand ausbrach, ſchon manch Schöpplein Wein ausgeſchenkt, manch Stücklein Kreide an böſen Schulden verſchrieben, und ſchätzen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufſtand brachte er es zum Kommandanten, nicht blos von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürſteten Grafſchaft Tirol, und nahm ſein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amthaus, ſondern in dem großen fürſtlichen Reſidenzſchloß zu Insbruck. An fünfzig tauſend Mann Landſturm ſtand in kurzer Zeit unter ſeinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präſentirte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, ſtand Andreas Hofer darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminiſter war ein geiſtlicher Herr, Pater Joachim genannt, ſein Adjutant war der Kronenwirth von Pludenz, ſein Schreiber ein entlaufener Student. Unter ſeiner Regierung wurden für dreißigtauſend Gulden eigene Zwanzigkreuzerſtücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hutvoll davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt, und mit ſtarken eiſernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Inſpruck ließ er ſich gut auftragen. Selber eſſen macht fett. Er ſagte: ich bin lang genug Wirth geweſen. Jetzt will ich auch einmal Gaſt ſeyn. Bei dem allem änderte er ſeine Kleidertracht nie. Er

gieng einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, ſo lang das Haar wachſen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein Paar Terzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben ſeinen ſchweren Regierungsgeſchäften trieb er den Viehhandel fort, wie vorher. Jetzt ſchickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Metzger: „Wie theuer die vier Stieren, die ihr bei eurem Schwager eingeſtellt habt. Sonſt war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Einem gefangenen Offizier ſagte er: Morgen werdet ihr erſchoſſen. Den andern Tag ſagte er: Ich habe gehört, daß ihr ein braver Mann ſeyd, ich will euch einen Paß geben, daß ihr heim könnt. Aber größer war das Unglück, das er durch ſeine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch ſeine Treuloſigkeit verurſachte. Jetzt ſchrieb er an das bayeriſche Commando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer, Oberkommedant in Diroll gewöſter.“ Zugleich ſchrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch ſo lang ihr könnt. Trifts nicht, ſo gilts nicht.“ Als ſich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade ſeines großmüthigen Königs unterwarf, und alle welche ſich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug ſolch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß er ſey ein wenig ſpazieren gegangen über die Grenzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in ſeiner armen hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hinterſten Paſſeyer

Thal, wo er mit ſeinem Schreiber verborgen lag, und mit 6 Fuß hohem Schnee verſchanzt war. Sein Haus und ſein Vermögen war von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verſchaffte ihm von Zeit zu Zeit ſeine Frau, die jetzt ſelber mit ihren 5 Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da ſah es anderſt aus als in der Burg zu Inſpruck. Schlimmeres Quartier wartete auf ihn. Einer von ſeinen guten Freunden verrieth für Geld ſeinen Aufenthalt. Ein franzöſiſches Kommando umringte ſeine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchſen, viel Geld, wenig Nahrung. Er ſelbſt war von Mangel, Kummer und Angſt abgezehrt. Auf der Abbildung iſt alles zu ſehen. *) So wurde er von einer ſtarken militäriſchen Begleitung unter Trommelſchlag durch das Land nach Italien nach Mantua ins Gefängniß gebracht, und daſelbſt erſchoſſen. In ſolchen Waſſern fangt man ſolche Fiſche.

Vorgethan' und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

---

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt Abends am 5. December 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb baarfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirg, und geſellt ſich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hauſe waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen, mir nichts, dir nichts in die Stube, und denkt nimmer ans Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, daß ſich von der Heerde verlaufen hat, und in der Wildniß herumirrt, wenn es wieder zu ſeines gleichen kommt, ſo hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben von Gutenberg.“ Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater.“ — Wie heißt deine Mutter? — „Ich habe keine Mutter.“ — Wem gehörſt du denn ſonſt an? — „Ich gehöre Niemand ſonſt an.“ — Aus allem, was er fragte, war nur ſo viel herauszubringen, daß das Kind von den Betteleuten ſey aufgeleſen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern ſey herumgezogen, daß ſie es zuletzt in St. Peter haben ſitzen laſſen, und daß es allein über St. Märgen gekommen ſey, und jetzt da ſey. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, ſetzte ſich das fremde Kind auch an den Tiſch. Als es Zeit war zu ſchlafen, legte es ſich auf den Ofenbank und ſchlief auch; ſo den andern Tag, ſo den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in ſein Elend hinausjagen, ſo ſchwer es mich ankommt, eins

mehr zu füttern. Aber am dritten Tag ſagte er zu ſeiner Frau: Frau, ich wills doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen. Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; aber das Mägdlein, ſagte der Pfarrherr, ſoll nicht das Brod mit euern Kindern theilen, ſonſt werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter ſuchen. Alſo gieng der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in ſeinem Kirchſpiel, der ſelber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß juſt nicht, wie ers dem Manne ſagte: „Peter ſagte er, wollt ihr ein Geſchenk annehmen?" — Nach dem's iſt, ſagte der Mann. — Es kommt von unſerm lieben Herr Gott. — Wenns von dem kommt ſo iſt's kein Fehler. Alſo bot ihm der Pfarrherr das verlaſſene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geſchichte dazu, ſo und ſo. Der Mann ſagte: Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen. Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. Wenn's gut thut, ſagte der Mann, ſo will ich's erziehen, bis es ſein Stücklein Brod ſelber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, ſo will ich's wenigſtens behalten bis ins Frühjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen. Jetzt hat ers ſchon viermal überwintert, und viermal überſommert auch. Denn das Kind that gut, iſt folgſam und dankbar und fleißig in der Schule, und Speiſe und Trank iſt nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, ſondern die chriſtliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule ſieht, ſollt es nicht erkennen, ſo gut ſieht

es aus, und ſo ſauber iſt es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Taglöhner und die braven Pflegeltern des Kindes mit Namen nennen, wer ſie ſind und wie ſie heiſſen. Aber über ſeinen Mund kommts nicht.

Geſchwinde Reiſe.

Ein italieniſcher Kaufmann, der auf die Frankfurter Meſſe reiſen wollte, hatte ſich in Stuttgart um einen Tag verſpätet. Alſo mußte er die Extrapoſt anſpannen laſſen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geſchwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Koſten; Poſtillion, ſagte er, als er in das Kaleſchlein ſaß, fahr langſam, denn ich ſitze nicht nur auf dem Kutſchenkiſtlein, ſondern auch auf einem Blutgeſchwür, und meine entſetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirſt du hoffentlich ſehen. Eigentlich aber war ſie nicht wohl zu ſehen. Denn fürs erſte war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig ausſah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. Wenn du recht langſam fahrſt, ſagte er, auf der Station ſoll's dich nicht reuen. Der Poſtillion dachte; ſolchen Gefallen kann ich den Roſſen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr ſo langſam, daß die Pferde ſelber anfiengen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch ſelten geſchieht. Nichts deſto weniger ſchrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langſam! Der Poſtillion ſagte: wollt ihr auf der Straße übernacht

bleiben, ſo will ich euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Thu ich nicht langſam genug. Aber der Paſſagier ſagte: ich ſchieß dich todt, wenn du nicht gemach fahrſt. Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Poſtillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei ſchäbige Zwölfer, einen Albus und ein Paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben ſonſt wenigſtens acht und vierzig Kreuzer, auch einen Gulden und drüber. Wenns recht preſſirt und wenns recht in der Taſche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorſtellung des Poſtillions und alles Proteſtiren half nichts. Hab ich euch nicht ſchlecht genug geführt, fragte er. Nein du haſt mich nicht langſam genug geführt. Geh zum Henker. Der Poſtillion nahm das Geld und dachte: lieber wenig als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du biſt noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einſpannte, fragte er den Stuttgarter: iſt der Weg gut? Schlecht, antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abſeits. Ein wenig abſeits ſagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Paſſagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen ſey. Fahr den Ketzer drauf los, ſagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteiſen, drei Löcher im Kopf und eine geſpaltene Knieſcheibe.

Der Paſſagier, als der Poſtknecht aufſaß, ſagte: fahr langſam Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Poſtillion dachte: Dein Trinkgeld kenn ich. Meine Pferde ſind auf

geſunde Herrn dreſſirt, ſagte er, ich kann ſie nicht halten, wenn ſie im Lauf ſind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkiſche Armee hinter ihm drein käme. Der Paſſagier im Caleſchlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentirt, flucht daß ſich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Beſigheim giebt er dem Poſtillion dreißig Kreuzer, wie dem erſtern. Was bringſt du für einen preſthaften Herrn, ſagte der Beſigheimer. Fahr ihn gar todt, ſagte der Ludwigsburger, es iſt ohnedem nicht mehr viel an ihm, und ſo recommandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geſchwinder davon als der andere, ſo, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nöthig war. In Frankfurt ſprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Poſtillions kerngeſund aus dem Kaleſchlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

Brennende Menſchen.

Zwar von feurigen Mannen hat man ſchon oft gehört, aber ſeltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht Nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd ſteigt mit dem Licht auf eine Stellaſche, greift auf den Schaft, wirft eine große Flaſche voll Branntwein um, worin ungefähr 6—8 Maas waren, und zerbricht ſie, der Branntwein ſtrömt plötzlich herab, ſo über die Magd, ſo über die Frau. Das Licht kommt der

Magd an den Ermel. Die Magd fangt an lichterloh zu brennen, roth mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hülfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf in den Hof. Der Apothekerjung ſiehts und ſpringt davon, meint, es woll ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen ſie ſich mit Waſſer. Das Waſſer wird nicht Meiſter über den Brannte-wein. Endlich wirft ſich die Magd auf den Dunghaufen im Hof, und wälzt ſich darauf. Die Frau wirft ſich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt ſich auch. Beide löſchten aus; die Magd wurde noch geheilt, aber die Frau mußte ſterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man ſich auf einem Miſthaufen wälzen. Solches iſt auch gut für die, welche den Branntewein inwendig im Leib haben. —

König Friedrichs Leibhuſar.

Der Leibhuſar König Friedrichs von Preuſſen muß mit ſeinem Herrn in gutem Vernehmen geſtanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Verſehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man ſie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, alſo daß mans draußen ihm wohl anſehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhuſar bat wegen ſeines Verſehens um Verzeihung, ſtellte

ſich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete ſeine Locke wieder zurecht, und ſtäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unſchicklich war. Dem König kams auch ſo vor, denn er ſagte: was fällt dir ein? Willſt du noch eine? Der Leibhuſar ſagte Nein, er habe genug an einer; aber die andern, ſagte er, brauchen nicht zu wiſſen, wenn ich hinaus komme, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Da lächelte der König wieder, und war nimmer böſe über den Leibhuſar. Item, einmal thut ſo etwas gut, ein andermal nicht.

Andreas Hertzeg.

Am 13. April, zwar ſchon vor 9 Jahren, *) gieng in Ungarn, in der Geſpannſchaft Neograd ein Mann verloren Namens Andreas Hertzeg, und es war ſchade für ihn, denn er war rechtſchaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheirathet. Man erkundigte ſich nach ihm in allen Dörfern, in allen Geſpannſchaften mündlich, ſchriftlich im Wochenblättlein. Niemand wußte wo er hingekommen iſt. Sein Bruder in einem andern Dorf ſagte zwar, er ſey ſelbigen Morgen bei ihm geweſen. Das wußte ſeine Frau auch, und als er gegen Mittag fortgieng, ſagte er, jetzt wolle er heim. Alſo hielten ihn zuletzt die Seinigen für todt, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranſtalteten ihm eine Seelenmeſſe. Er ſelber wußte, ſo wenig als die andern Leute,

*) Aus dem Kalender vom Jahr 1812.

wo er war, und wo er ſo lange blieb. Aber am 8. Auguſt darauf zuckte etwas in einer Felſenhöhle und ſtreckte ſich, und es kam Empfindung in eine erwachte Bruſt und es richtete ſich etwas auf, und als es auf den Beinen ſtand, ſagte es zu ſich ſelber: „bin ich der Andreas Hertzeg, der jüngere? Ich glaube." Als er aber ſchlaftrunken vor die Höhle heraus kam und ſah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hiengen voll Laub und reifer Früchte, die Heuſchrecken und Sommervögel machten ſich luſtig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinſtock nach den weichen Beeren; da ſagte er zu ſich ſelbſt: „ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg ſeyn." Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, ſo hats geſchneit und geſtöbert als ich in die Höhle gieng und einſchlief, ſonſt wär ich nicht hineingegangen. Unterdeſſen kam er immer mehr zu ſich, erkannte immer beſſer die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchthurm erblickte, und die Häuſer erkannte, und ſein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, ſo muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft ſich in Bewegung wollte ſetzen, da war er ſo kraftlos und ſo matt, und als er in die Taſche griff, ob er ein Pfeiflein Taback rauchen könne, blieb ihm die ganze Taſche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren ſeine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Noth und Mühe in das Dorf, und ſeine Frau ſaß vor der Thüre und ſchabte gelbe Rüben. Da warf ſie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Meſſer weg, und ſprang

auf ihn zu, und als ſie ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, ſagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!" und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeg ſey. Hierauf erzählte ſie ihm, wie ſie ſich um ihn bekümmert und geweint und wie ihn jedermann für todt gehalten habe, und heute ſey der 8te Auguſt, und fragte ihn, wo er unterdeſſen geweſen, und was ihm zugeſtoßen ſey. Wenn heute der 8te Auguſt iſt, ſagte er, ſo hab ich weiter nichts als 16 Wochen lang geſchlafen in der Felſenhöhle bei Berceſno. Und ſo wars auch. Sechszehn Wochen hatte er geſchlafen ohne Speiſe, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jetzt wieder da. Dies iſt ein merkwürdiges Ereigniß, und beweiſt, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menſchlichen Körpers ausſtudirt haben. Denn nicht jeder hätte Ja geſagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob ſo etwas möglich ſey.

Nunmehro aber wird ſich der geneigte Leſer freuen auf die Mahlzeit, und wie ſich der ausgehungerte Mann eine Weinſuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmeſſer und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel ſchlachten läßt und ein Kalb und wie er jetzt hinwiederum 16 Wochen lang wachen, und dem Nachtwächter den Dienſt abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflegt der Präſident zu ſagen, der mit dem Hausfreund das Geſpenſt geſehen hat) ſondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable den Mund zum Eſſen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu ſich bringen, ward täglich ſchwächer und elender und empfieng am 4ten Tag das heilige Abendmahl,

und ſchlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böſes Geſchwür im Kopf aufgieng, und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geſchwür ſich geöffnet und halber wieder geſäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu ſeinen völligen Kräften und in ſeine Ordnung, hat unterdeſſen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf dieſe Stunde und iſt geſund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leſer dieſe ſeltſame Geſchichte auf ſein Wort glauben ſoll, maßen er ſelber nicht dabei geweſen iſt. Aber die Sache iſt hernach gerichtlich von den Herrn der Geſpannſchaft und von dem Phyſikat unterſucht und als authentiſch in die Akten gebracht worden, und ein rechtſchaffener Herr daſelbſt hat ſie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

Der Rekrut.

Ein junger ſchön gewachſener Burſche mit krauſen röthlichten Haaren und viel Laubflecken, ſagte dem preußiſchen Offizier, der ihn hinten auf ſein Gefährt aufſitzen ließ, nicht wo er daheim ſey, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergeſtalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbei fuhr auf der Straße, etwas langſam, weils bergan gieng, und bei ſolcher Gelegenheit ein Pfeifchen

Taback ſtopfte, dachte der Rothkopf: „Fahren iſt ringer als laufen, wenns gerathet," und zog auch ſein hölzernes Pfeiflein aus der Taſche. „Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn, gnädiger Herr, und mir auch Taback geben zu einer Pfeife. Ich will euch derweilen Feuer ſchlagen. Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu ſeiner Garniſon zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der ſchöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo biſt du her mein Sohn? — Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren ſeyn, vor etwa einer Stunde. Mein Vater iſt der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. — Was iſt dein Geſchäft auf der Straße? — Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächſten Werbplatz. — Wie viel Jahre haſt du? — Neunzehn ſeit vorgeſtern, und nicht viel gute darunter. Drum hat mir vorgeſtriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben. Großer, hat ſie geſagt, du wirſt heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als Einen Rauſch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, iſt der Vater mit dem Geißelſtecken gekommen, und hat mich gewalkt. Es iſt nicht das erſte mal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es iſt auch nicht das erſtemal. Willſt du alles an den Lümmel henken, hat er geſagt, an den rothhärigen Galgenſtrick? — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Taback in die Hand, und ſagte: du kannſt hinten aufſitzen, wenn wir auf der Höhe ſind. Ich will dich mitnehmen. — Ich verlange kein Handgeld, ſagte der Rothkopf, und ſchlug an die Taſche.

Kann

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin. Der Offizier ſagte: So bald du majorenn wirſt, ſolls nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechſelt wurden, ließ er ihm gut einſchenken, um ihm frohen Muth zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, ſagte er: es ſchmeckt, doch nicht recht, wies ſoll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat. Unterwegs ſaß er bald auf dem Brett, bald ſtellte er ſich wie ein Bedienter, der hinten aufſteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein luſtiges Stücklein. Der Offizier ſagt: Du kannſt Pfeifer-Major werden, bei des Königs Leibgarde. Solche giebts nicht viel in der Armee. — Ich kann auch die Orgel ſpielen. — Gut! du kannſt auch General-Feldorgelſpieler werden. Aber zuerſt mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelſpielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend als ſie durch den Wald fuhren, ſtellte ſich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. Jetzt, wenn ihr um die Waldſpitze herum ſeyd, gnädiger Herr, rechts erblickt ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchthurm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß ihr mich ſo weit habt laſſen mit fahren. Aber als er die letzten Worte ſagte, ſprang er ſchon über dem Straßengraben, und huſch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirſch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier ſchoß ihm zwar mit der Kugelbüchſe nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwiſchen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Poſtillion aber ſagte: Es hat mich ſchon lang Wunder genommen, was ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaiſe thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, ſagte er.

Herr Chriſtian Kuhmann, des geneigten Leſers Landsmann.

In Rohrbach, einem badiſchen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Taglöhner ein Sohn geboren. Das iſt derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß ſie einen kaiſerlich franzöſiſchen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in ſeiner Kindheit ſtarb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott ſagte: „Laßt mich nur machen," und gab ihn vor der Hand einem rechtſchaffenen Mann, einem Bildweber in Pflegſchaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksburſche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meiſter kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die ſchönen Regimenter ſah aufmarſchiren, und hörte den luſtigen Marſch, und wenn er wieder an ſeinen Webſtuhl ſaß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel ſchoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: *Bataillon halt!*

Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandirte er wieder: Vorwärts Marſch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab ich das nöthig? Ich geh zu Prinz Max Regiment Elſaß und nimm Handgeld. So gedacht, ſo geſchehn. Merke: der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geſchickter Weberskne cht, und iſt nicht aus Leichtſinn, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches, Soldat worden, oder im Rauſch, ſondern es iſt inwendig in ihm geſeſſen, und die Montur hat ſich nur heraus gekehrt. Solches wird ſich alſo bald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm ſtecke, nämlich der jetzige König von Baiern, ein gütiger Soldaten= und Menſchenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten und ſchenkte ihm bald ſeine Gunſt. Eines Tages ſagte er zu ihm: Kuhmann, ſagte der Prinz, wenn du beſſer ſchreiben und rechnen könnteſt, leſen ohnehin, ſo ſollte dir eine Unteroffiziersſtelle nicht fehlen. Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg ſtudirte, Schreiben und Rechnen, und brachts in kurzer Zeit bis zum Corporal, nein zum Sergeanten. Aber jetzt ſtand er an einem böſen Schlagbaum, über den er nicht ſpringen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen ſtand. Denn wer damals bei dem Regiment Elſaß weiter kommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft ſeyn, kein Weberskne cht von Rohrbach. Als aber in derſelbigen Zeit ein neues leichtes Dragoner=Regiment errichtet wurde, wo mans vermuthlich im Anfang nicht ſo genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber

deſſelben zu einer Offiziersſtelle; ſo gütig war der Prinz. Alſo wurde jezt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragoner-Regiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundſchaft ſo gute Dienſte leiſten konnte, als ein Adelsbrief, und noch beſſere. Kuhmann nahm keinen Antheil an den Unruhen und Unthaten, ſondern ſagte: „wenn alles revoluzionirt, ſo will ich meinem Kommandanten getreu bleiben.“ Alſo gehorchte er ſeinem Kommandanten, was er ſagte und befahl, und half die Ariſtokraten fortjagen. In dieſer Zeit alſo, und während des Kriegs, ſtieg er durch ſeine Tapferkeit von einer Ehrenſtufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der lezte bei der ſiegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon mußte ihn wohl geſehen haben, wie er mit ſeinen Schwadronen in die öſtreichiſchen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranen-Feſt in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits ſchon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiſer zum Obriſten, ja zum Kommandanten der neuen Militärſchule in Fontänebleau, ja zum franzöſiſchen Reichsbaron, und ſchenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hats der Landsmann des geneigten Leſers, der Herr Chriſtian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim gebracht, und ſtarb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann geweſen wäre, und nicht ſeine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, ſo hätten ſie nicht gleich verlaſſenen Waiſen an ſeinem Sarge geweint, und geſagt: Wir haben unſern Vater verloren. So ein Wort auf den Weg in die

Ewigkeit iſt noch mehr werth, als der Titel Reichs-baron, meint der Hausfreund.

Gute Geduld. *)

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Waſſer gieng und faſt ſchmal war, alſo daß ſich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als ſie auf der Mitte derſelben zuſammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzoſen aus dem Wege,“ ſagte der Engländer. Par Dieu, erwiederte der Franzos, mein Pferd iſt auch ein Engländer. Es iſt ſchade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch ſeinen Stumpfſchweif zu zeigen. Alſo laßt doch wenigſtens euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Euerer ſcheint ohnehin der jüngere zu ſeyn; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolſe Anno 1702.

Allein der Engländer machte ſich wenig aus dieſem Einfall, ſondern ſagte: Ich kann warten: Ich habe jetzt die ſchönſte Gelegenheit die heutige Zeitung zu leſen, bis es euch gefällt, Platz zu machen. Alſo zog er kaltblütig, wie die Engländer ſind, eine Zeitung aus der Taſche, wickelte ſie aus einander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Roß und auf

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

der Brücke, und die Sonne ſah nicht aus, als wenn ſie den Thoren noch lange *zuſehen wollte*, ſondern neigte ſich ſtark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zuſammen legen wollte, ſah er den Franzoſen an und ſagte: Eh bien! Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, ſondern erwiederte: Engländer, ſeyd ſo gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin leſen kann, bis es *Euch* gefällt auszuweichen. Als aber der Engländer dieſe Geduld ſeines Gegners ſahe, ſagte er: Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen. Alſo machte der Engländer dem Franzoſen Platz.

Lange Kriegsfuhr. *)

Dieß iſt die Geſchichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unſichtbarer Freund geſchenkt hat, und der Freund ſagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die Sache ſey ganz gewiß.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wieſenkreis, und in dem Dorf durchs Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Colonne hängen. Denn er mußte Torniſter führen, und Offizierskiſten und Weibsleute. Der Meiſter ſagte: Komm bald wieder heim *Jobbi*! Der Jobbi dachte: An mir ſolls nicht fehlen. Die Meiſterin weinte und

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

lamentirte, aber ein ſchwediſcher Corporal ſagte: Man wird Roß nicht freſſen. Tartar frißt Roß. Indeſſen gieng die erſte Tagsſtation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi ſo hoch droben bei den Wolken, war ſchon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebiſſen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meiſten ſein Lieblingsroß den Jockli, daß er ſchon in ſeinen beſten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, ſo mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten bis weit hinein ins Schwabenland und hinter ſich und für ſich, und aus ſo viel Tagen wurden ſo viel Monate und mehr, bis er einmal zwiſchen einem Montag und Dienſtag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für ſich zu machen ins Freye. Die öſtreichiſchen Vorpoſten riefen ihn an: Wer da? — Gut Freund. — Wer iſt gut Freund? Der Jobbi von da und da. Bassamallergi, ſagte der Corporal, biſt du Jobbi von da und da? Der Corporal hatte auch ſchon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei ſeinem Meiſter getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpoſtenhauptmann war auch ſchon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Alſo ſagte der Hauptmann: Willſt du einen Paß nach Haus oder willſt du bei uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meiſter ſchon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappirt mich

unterwegs der Schwed, ſo gehts zu böſen Häuſern oder gar zu böſen Bäumen, und der Mund ſtand ihm voll Waſſer, wenn er ſah, wie die öſtreichiſchen Dukaten flogen, und auf den Boden fielen, und niemand buckte ſich darnach. Denn der öſtreichiſche Krieg hat Geld. Alſo blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Presburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte ſich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meiſter und an die Meiſterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurückwolle, wenns ſauber ſey im Reich. Und der Meiſter und die Meiſterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi ſelig, und wie es ihm möge ergangen ſeyn bei den Schweden. Eines Tags, als ſchon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Oſtſee verſauſt hatten, die Meiſterin ſchnitt die Suppe ein zum Mittagseſſen und der Wirth richtete den Zeiger an der Wand-Uhr, denn es ſchlug auf der Kirche, da ſeufzte die Frau, und ſagte nichts. Der Meiſter fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts, ſagte ſie, ich hab an den Jobbi gedacht, Gott hab ihn ſelig, und an den ſchönen Zug, heut jährt ſichs wieder." — Es wird ſich noch vielmal jähren, ſagte der Mann. Gottlob daß wieder Ruhe im Lande iſt. Indem tritt der Hausknecht herein, und ſagt: Meiſter, da draußen haltet ein obſonater Geſell, ein Ungar mit ſchneeweißem Bart und 4 Roſſen, der ausſieht wie ein Marketender und hat auch ſo

ein Brannteweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangſchemang in den Stall und ſagt: „an dieſem Platz bin ich der Meiſter; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die ſeinigen an. Iſt noch Krieg oder iſt's Frieden? Indem der Meiſter hinaus will, kommt der Ungar hinein und ſagt: Gemach! — Der Wirth fragt: Woher des Landes? Solche Gäſte haben wir auch ſchon gehabt. „Eine Halbe will ich, ſagte der Ungar, von eurem Beſten und zwei Gläſer. — Das iſt nicht von euerm Beſten, ſagte er nachher. Von dem Krenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brodbahre, wo die Katz darauf ſitzt. Der Wirth ſagt: Woher wißt ihr, was ich für Wein im Keller habe? Der Ungar ſagt: Von euerm Knecht dem Jobbi, und wollte ſich noch lange verſtellen. Als er aber ſeinen Namen hörte, wiewohl er ihn ſelber ausſprach, konnte er nimmer an ſich halten, ſondern griff die Hand des Meiſters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köſtliche Balſam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herab fleußt in ſein Kleid und Luſt und Freude erregt. Ich bin ja der alte Jobbi, ſagte der vermeinte Ungar, wo einmal bei euch — Aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeſchrei, und den Jockli hab ich auch wieder mitgebracht, ſagte der Jobbi, die andern ſind neu. Jetzt giengs an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirth rief die Kinder zuſammen, der Jobbi ſey wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber ſie fürchteten ſich und ſchrien vor dem fremden Bart;

und der Herr Schulmeiſter kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meiſter ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einſchenken, ſagte der Jobbi: das Fäßlein! Wir müſſen zuerſt das Fäßlein abladen. Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein voll kaiſerlicher Thaler und Kremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, ſo ſchwer ſie tragen konnten. Dieß iſt euer Geld, ſagte der Jobbi, das ich euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die ſechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruheſtand. Der Meiſter ſagte: Du ſollſt keinen Lohn von mir bekommen, ſondern du ſollſt das Kind im Hauſe ſeyn und zwar das älteſte. Aber der Jobbi ſagte: Ihr habt unterdeſſen, wie ich ſehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin, und gieng mit einem Mund voll Brod hinaus, um nach den Pferden zu ſehen, und ſeine alten Geſchäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg geweſen wäre.

Alſo blieb er bis an ſein Ende im Dienſte ſeines Meiſters, und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch ſein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung, thut 416 Gulden rheiniſch. Der Meiſter aber rührte das Geld nicht an, ſondern ſtiftete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß ſagen. Aber er denkt ſo; War der Jobbi ein guter Knecht, ſo war der Meiſter ein guter Menſch. Fromme Herrſchaft zieht frommes Geſinde. Grobheit, Fluchen und Geiz iſt der falſche Weg zu

gutem Geſind, hinten herum. Iſt alſo der Wirth ein ſo raiſonabler Mann geweſen, hat er auch das Geld den Armen geſchenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi ſtarb auch der Jockli. Merke: die Kleidertracht auf der Abbildung iſt nicht, wie man ſie jetzt trägt, ſondern wie ſie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Geſicht neben der Wirthin iſt ohne Zweifel der Herr Schulmeiſter. Sieht er nicht aus faſt wie ein Weihbiſchof?

Der ſchwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonſt hat der Hausfreund nie viel auf Geſpenſter gehalten, wenn einem die Geſpenſter erſcheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräſident durch den Braſſenheimer Wald nach Hauſe gieng; vornehme Herren ſchämen ſich nicht, mit ihm zu gehen, und gut Freund zu ſeyn, abſonderlich bei Nacht, wenn es niemand ſieht, und wenn ſie ſelber froh ſind, daß ſie jemand begleitet; denn als ſie aus dem Wald kamen, ſchlug es 12 Uhr in Braſſenheim und die Mitternacht ſeufzte in den Bäumen. Ein ſchwacher Wind wehte durch die finſtere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen ſchimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo ſie am brüchigſten waren.

Adjunkt, ſagte der Vicepräſident, wißt ihr nichts zu erzählen? Ja, ſagte der Adjunkt: die Hirſchauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, ſo ſtellten ſie die Brücke der Länge nach in den Strom, denn ſie ſagten: Es ſieht beſſer aus, und wenn ein großes Waſſer kommt, kann es beſſer an der Brücke vorbei, und nimmt ſie nicht mit. Adjunkt, ſagte der Hausfreund, ſind wohl die Flinten zuerſt erfunden worden, oder die Ladſtecken? Der Adjunkt ſagte: die Ladſtecken. Denn ſonſt wäre es nicht der Mühe werth geweſen, die Flinten zu erfinden, weil man ſie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt nießen mußte, dreht er den Kopf ſeitwärts gegen das Feld und nießt. Indem er den Kopf ſeitwärts dreht, druckt er ſich auf einmal an den Hausfreund. Habt ihr nichts geſehn, Hausfreund, ſagte er ängſtlich und leiſe. Eine ſchneeweiße Wolke ſtieg aus der Erde auf und in der Wolke ſtand ein ſchwarzer Mann, und hat mir gewinkt, ich ſoll kommen. Warum ſeyd ihr nicht gegangen, ſagte der Hausfreund. Es ſind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt nießen müſſen. Er hat das Feuer im Elſaß geſehen, ſagte der Vicepräſident. Aber bald vergieng uns der Spaß, und die Mitternacht ſchauerte allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erſcheint wieder die weiße Wolke, und in der weißen Wolke die ſchwarze Geſtalt und winkt. Weg wars wieder auf einmal. Habt ihrs jezt geſehen, fragte der Adjunkt, es iſt gut, daß der Herr Präſident bei uns iſt, mit uns zweien machte er kurzen Prozeß. Aber der Präſident dachte, es iſt gut, daß der Hausfreund bei mir iſt, daß ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitter-

ten die Kniee und der Muth ſtieg keinem ſonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund wills einſtweilen dem geneigten Leſer zu rathen geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Beſinnung gekommen waren, obgleich die Erſcheinung wenigſtens ſiebenmal wieder kam, ſagte endlich der Präſident: Hausfreund, ihr habt doch am meiſten getrunken in Neuhauſen, ſo werdet ihr auch den meiſten Muth haben; redet den Geiſt an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geiſter" ſchwarze Geſtalt der Mitternacht, wer biſt du? Da rief der Geiſt mit Zetergeſchrei: Ich bin der Xaveri Taubenkorn von Braſſenheim. Um unſrer lieben Frauen willen verſchont mich!

Merke: Der Taubenkorn iſt ein unbeſcholtener Gerichtsmann in Braſſenheim und wirthet; alſo kennt ihn der Hausfreund wohl, und iſt ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu ſpät oder zu früh iſt für ſeinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: Xaveri, was treibt ihr für Blendwerk? ſeyd ihr mit dem Böſen im Bund? — Sagte er: ſeyd ihrs Hausfreund? Nein, ich ſtreue Jps auf meinen Kleeacker. Der Wind iſt gut, und es kommt bald ein linder Regen. Alſo wenn er eine Hand voll Gyps auswarf entſtand die Wolke ein wenig vom Mond erhellt, und man ſah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, ſah man nichts mehr. — Ihr habt mich rechtſchaffen erſchreckt, ſagte der Xaveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beſchreit mich ein Geſpenſt. Ein andermal laßt euere Poſſen bleiben.

Das Bettelkind.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber faſt wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind und bittet ihn um ein Allmoſen. Wir haben ſchon ſeit dem Samſtag kein Weißbrod mehr, und das ſchwarze iſt ſo theuer, weil die Laibe ſo groß ſind. Der Herr, der auf Ordnung hielt und das Betteln nicht wohl leiden konnte, ſagte: Weil du ſonſt ſo beſcheiden biſt, ich habe dich noch nie geſehen, und heute zum erſtenmal zu mir kommſt, ſo will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein ſchenken. Aber unterſtehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken laſſeſt, ſonſt gehts mit einem Groſchen ab. Alſo holte das Kind in Zukunft den Groſchen faſt über jeden andern Tag. Als er aber des Ueberlaufens müde war, ſagte er: Jetzt bin ichs müde. Wenn du dich noch einmal unterſtehſt, ſo ſetze ich dich auf einen Kreutzer herab. Alſo kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreutzer. Die Köchin rieth dem Herrn, er ſolle dem Kind gar nie mehr etwas geben, ſo wirds ſchon wegbleiben. So? ſagte er, das iſt mir ein ſauberer Rath. Seht ihr nicht, je weniger man ihm gibt, deſto öfter kommts?

Digitized by Google

Waſſerläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Waſſer nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirthshaus, er ſey in Italien, von der Inſel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländiſche Meer gegangen, und das Waſſer ſey ihm nicht höher gegangen als an die Bruſt. Mit der linken Hand habe er Taback geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein anderer ſagte: das iſt eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren iſt ein ganzes Bataillon Rothmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marſchirt, und das Waſſer reichte keinem höher, als bis an die Knie.

Ein Dritter ſagte: Solches war keine Kunſt. Denn ſie hatten ſelbigen Tag, als ſie am Rhein ankamen, ſchon einen Marſch von 20 Stunden zurückgelegt. So haben ſie davon ſolche Blaſen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war tiefer, als ſo, im Waſſer zu ſinken.

Das Vivat der Königin. *)

Nicht eben ſo gut als der Franzos der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Eng-

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

länder ſaß ſchon über eine halbe Stunde ſtill und ſtumm in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zuſammengebiſſen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entſetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzoſe, ein Perückenmacher oder ſo etwas an den Tiſch, wo der Engländer ſaß, und wollte ſeinen Kameraden einen Spaß zum Beſten geben. Denn er glaubte der Engländer ſey dumm, oder noch ſcheu dort zu Land. Alſo fing er ein langes Geſpräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land ſey, und daß einer ſchon ein gutes Pferd haben müſſe, wenn ers in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König ſo gerecht ſey, und die Königin ſo gut. Aber auf das Wohl der Königin, ſagte er, trinkt ihr doch eins mit mir, und noch mehr? Als ſie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrauſe an ſeinem alten abgewaſchenen Hemde und ſagte: Es lebe die Königin! Gentelman, ſagte er, ihr müßt eure Hemdkrauſe auch zerreißen auf das Wohlſeyn der Königin. Ich hab meine auch zerriſſen. Geht zum Henker, ihr Sapperment, ſagte der Engländer, euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Näherin weg und iſt an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel. Aber der Perückenmacher ſagte: Herr ich verſtehe keinen Spaß! Entweder zerreißt ihr euer Hemd, oder ihr müßt euch mit mir ſtechen auf Leben und Tod. Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, ſo mußte er ſeine Hemdkrauſe zerreißen wie der Franzoſe. Aber

jetzt

jetzt wurde er auf einmal freundlich und redſelig und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchthurm in London, und wie einer droben ſchon gute Augen haben müſſe, wenn er unten die Stadt noch ſehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle, „Seyd ſo gut, ſagte der Engländer, und zieht mir dieſen Stockzahn da aus, den dritten aufs Wohlſeyn der Königin von England! Herr, ſagt er zu dem Perückenmacher, ihr bleibt da ſitzen und rührt euch nicht. Als der Zahn glücklich heraus war, ſagte er zu dem Zahnarzt, ſeyd ſo gut und zieht jetzt dieſem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlſeyn der Königin von England. Guter Freund, ſagte er, ihr müßt euch auch einen ausreißen laſſen, ich hab mir auch einen ausreißen laſſen. Da vergieng dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen Backen, und proteſtirte zwar, die Sache ſey nicht gleich. Euer Zahn da, ſagte er, iſt ſo hohl, daß eine Häſinn drin ſetzen könnte. Die meinigen ſind alle ſo kerngeſund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt ich Geld damit prägen. Aber der Andere gab darauf kein Gehör, ſondern ſagte: Herr, ich verſtehe keine Spaß! Entweder ihr laßt euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder ihr könnt euch mit mir ſtechen, auf Leben und auf Tod, und ich bohr euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht. Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn, — Ein Leben! — Neun Kinder hab ich daheim. — Lieber ein Zahn. Alſo ließ er ſich wohl oder übel auch einen ausreißen,

und ſchieden darauf in Frieden von einander. Aber zu ſeinen Kameraden ſagte er nachher: „diesmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?“

Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm ſo lieb, daß er ſagte: Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir ſtirbt. Aber den, der mir von ſeinem Tod die erſte Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken. Item, das Rößlein ſtarb doch, und Niemand wollte dem König die erſte Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. Ach, gnädigſter Herr, rief er aus, ihr Pferd!“ Ach das arme, arme Pferd! Geſtern war es noch ſo“ — da ſtotterte er, und der erſchrockene König fiel ihm ins Wort und ſagte: „Iſt es geſtorben? Ganz gewiß iſt es geſtorben, ich merks ſchon. „Ach gnädigſter Herr, fuhr der Hofnarr mit noch größerm Lamento fort, das iſt noch lange nicht das ſchlimmſte. Nun was denn? fragte der König. — Ach daß Sie jetzt noch ſich ſelber müſſen henken laſſen. Denn Sie habens zuerſt geſagt, daß ihr Leibpferd todt ſey. Ich habs nicht geſagt. Der König aber betrübt über den Verluſt ſeines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch beluſtiget durch ſeinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abſchied, mit einem guten Reiſegeld. „Da Hofnarr, ſagte

der König, da haſt du 100 Dukaten. Laß dich, ſtatt meiner dafür henken, wo du willſt. Aber laß mich nichts mehr von dir ſehen und hören. Sonſt wenn ich erfahre, daß du dich nicht haſt henken laſſen, ſo thu ichs.

Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder beſuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittageſſen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An ſeinem Namenstag, als ſie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegeſſen wegen dem Durſt, und ſchwitzten Tropfen wie Haſelnuß, denn es war am 8. Auguſt, Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak ich will doch ſehen einmal, ob Ich der gute Freund bin, oder mein Wein. Alſo nahm er den einen vor dem Eſſen auf die Seite und ſagte: Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tiſch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Waſſer trinken, und ihr müßt ihm fleißig anſtoßen, auf den Cyriak, allemal ex pleno. Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auf die Seite, und ſagte: helft mir heute meinen Gevattermann zudecken, und that ihm den nämlichen Vorſchlag. Dem Apotheker wars auch recht, und jeder dachte: das giebt ein Spaß. Alſo tranken ſie miteinander ſieben Maaß Waſſer Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei Maaß ſtehenden Fußes auf viel nachfolgende.

Als er ihnen die vierte einſchenken wollte, ſagte der Gevattermann: Ich kann nimmer, er iſt mir zu ſtark. Der Apotheker ſagte: Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck*) kochen, wenn ich heimkomme. Doch nahmen ſie noch eins zur ſchuldigen Dankſagung. Unterwegs ſagte der Gevatter des Cyriaks: Apotheker, heut habt ihr ein Meiſterſtück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie ihr noch aufrecht gehen könnt. Der Apotheker ſagte: Mich wunderts, daß Ihr nicht blindhagel voll ſeyd. So, ſagte der Gevattermann: drum hab ich Waſſer getrunken. Da giengen dem Apotheker die Augen auf, und ſagte: Ich auch; da giengen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Schreckliche Mordthat.

In Biozat in Frankreich im Departement der Allier hat ſich am 13. Jänner 1811 folgende unmenſchliche That ereignet.

Ein ehrlicher Bürger, Namens Albert, war genöthigt, etwas von ſeinen Habſeligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends ſitzt er mit ſeiner Frau und drei Töchtern am Feuer und wärmten ſich; das Büblein war nicht dabei. Die älteſte Tochter von 23 Jahren fängt an, gottloſe Reden gegen den Vater auszuſtoßen und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als ſie die gottloſen Reden ausſtieß, dachte der böſe Feind: „dich hab ich!" wie es denn auch war, und nicht

*) d. i. Süßholzſaft.

anders ſeyn kann, wenn ein Kind einmal ſo verſtockt iſt, daß es Schimpf- und Scheltworte gegen ſeine Eltern gebrauchen und über ſie fluchen kann. Der Vater hatte lange Geduld. Endlich gab er ihr Red und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Gebühr und Recht, und befahl ihr jetzt, den Augenblick ſtill zu ſeyn. Das that ſie für eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelſtunde ſprang ſie wieder auf, ergreift ſchnell eine Axt, ſpaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnſchale, darauf ſchlägt ſie mit der nämlichen Axt auch die Mutter todt, drauf auch denn eine Schweſter ein Mägdlein von 10 Jahren. Die andere, ein Kind von 3 Jahren warf ſie lebendig in den Sodbrunnen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und ſprang ins Dorf. Zwar rief ſie ihm mit freundlichen Worten und Verſprechungen zu, er ſoll da bleiben, ſie wolle ihm nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, ſondern machte Lermen im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte ſie ein langes Meſſer in der Hand, gieng mit großen Schritten auf und ab, und drohte jeden niederzuſtechen, der ſie anrühren würde. Aber der Schrecken über die gräuliche Unthat, und das Entſetzen bei dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhafteſten Männern die Glieder, daß ſie keiner anrühren konnte; ſondern ſie öffnete in ihrer Gegenwart das Käſtlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus, und gieng ohne Furcht und Zagen mitten zwiſchen den Leuten fort ins Freye.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man ſie nicht mehr bekommen hätte. Es giebt

Verbrechen, welche die göttliche Vorſehung nicht läßt vor den menſchlichen Richter kommen, weil ſie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Oedenbach im Jahr 1786. Solches iſt auch noch nicht vergeſſen. Wann nun ein ſolcher Uebelthäter dem weltlichen Arm entgangen iſt, ſo meint er, jetzt habe es nichts mehr zu ſagen. Doch! Es hat zu ſagen. Mancher muß ſich ſein Recht ſelber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit, daß er bisweilen froh wäre, wenn Jemand die Barmherzigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet ſich ſelber drum.

Allein dieſe Mörderin, von welcher wir reden, iſt doch wieder eingebracht und vor das Gericht geſtellt worden und die Gerechtigkeit hat ſich ihrer angenommen und hat ſie vom Leben zum Tod bringen laſſen durch des Henkers Hand am 20. März in Moulins.

Der Geitzige.

Ein geitziger Mann hatte ein einträgliches Geſchäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig theuret war, ſo wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf, und gieng alle Morgen hinein, und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen anſprach: „Seyd ſo gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, ſonſt muß ich den Gang ſelber thun,“ ſo ſagte er:

Iſts nicht genug, wenn ich die Schuhſohlen in meinen eigenen Geſchäften ablaufe, ſoll ich die eurigen auch noch verſehen. Wenn nun der Nachbar ſagte, „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob ihr mir daneben einen kleinen Dienſt erweiſet oder nicht," ſo erwiederte er: „Und wenn ich euch den Dienſt nicht erweiſe, ſo müßt ihr doch auf euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt ihr was? Ich will euch meine Schuhe leihen," ſo that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, ſo that er ihm auch den Gefallen nicht.

Der Lehrjunge.

Eines Tags wurde in Rheinfelden ein junger Menſch wegen eines verübten Diebſtahls an den Pranger geſtellt, an das Halseiſen, und ein fremder wohlgekleideter Menſch blieb die ganze Zeit unter den Zuſchauern ſtehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelaſſen wurde von ſeinem Ehrenpoſten, und zum Andenken noch 20 Prügel bekommen ſollte, trat der Fremde zu dem Hatſchier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und ſagte: Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr Halt uns feſt! Gebt ihm die beſten, die ihr aufbringen könnt; und der Hatſchier mochte ſchlagen, ſo ſtark er wollte, ſo rief der Fremde immer: Beſſer! Noch beſſer! und

den jungen Menſchen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhniſchem Lachen: Wie thuts Bürſchlein? Wie ſchmeckts?

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, gieng ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, ſagte er zu ihm: Kennſt du mich noch Gutſchick? Der junge Menſch ſagte: Euch werde ich ſobald nicht vergeſſen. Aber ſagt mir doch, warum habt ihr an meiner Schmach eine ſolche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatſchier mit dem Weidenſtumpen geſchrieben hat, ſo ich doch euch nicht beſtohlen, auch mein lebenlang ſonſt nicht beleidiget habe. Der Fremde ſagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache ſo einfältig angelegt hatteſt, daß es nothwendig herauskommen mußte Wer unſer Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder, ſagte er, und er wars auch — „Wer unſer Metier treiben will, der muß ſein Geſchäft mit Liſt anfangen, und mit Vorſicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willſt, denn an Verſtand ſcheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung haſt du jetzt, und ſo will ich mich deiner annehmen, und etwas rechtes aus dir machen." Alſo nahm er den jungen Menſchen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unſicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit ſich in die ſpaniſchen Niederlande.

Der Waſſerträger.

In Paris holt man das Waſſer nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, ſo ſchöpft man auch das Waſſer Ohmweiſe aus dem Strom, der hindurch fleußt, in der Seine, und hat eigene Waſſerträger, arme Leute, die Jahr aus, Jahr ein, das Waſſer in die Häuſer bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmal hunderttauſend Menſchen in Einer Stadt ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Waſſer, ſolches iſt auch eine Urſache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei ſolche Waſſerträger verdienten ihr Stücklein Brod und tranken am Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten ſie immer etwas weniges von dem Verdienſt zurück und ſetztens in die Lotterie.

Wer ſein Geld in die Lotterie trägt, trägts in den Rhein. Fort iſts. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tauſenden einen etwas namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Alſo ließ es auch unſere zwei Waſſerträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, als er ſeinen Antheil heimgetragen hatte, dachte nach. Wie kann ich mein Geld ſicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ichs aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ichs nimmer zählen kann? Und wie ihn ſeine Ueberlegung ermahnte, ſo that er, und iſt jetzt ein ſteinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der andere ſagte: „Wohl will ich mirs auch werden laſſen für mein Geld, aber meine Kunden geb ich nicht auf, dies iſt unklug,“ ſondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der ſo lang ſein Geſchäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er ſagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Alſo kleidet er ſich jetzt in die vornehmſte Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer ſchöner als der andere, ließ ſich alle Tage friſiren, ſieben Locken über einander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochſen ſchlachten, ſechs Kälber, zwei Schweine für ſich und ſeine guten Freunde, die er zum Eſſen einladete und für die Muſikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer ſtanden zwei Reihen Bediente und reichten ſich die Flaſchen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaſchen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, ſondern wenn er in die Comödie fahren wollte, oder ins Palais royal, ſo mußten ihn ſechs Bedienten in die Kutſche hineintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf, und der verſtändigſte Mann in ganz Paris. Als er aber nach drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkaſten griff, um eine Hand voll Dublonen ungezählt und unbeſchaut herauszunehmen, als er ſchon auf den Boden der Kiſte griff, ſagte er: Gottlob, ich werde geſchwinder fertig als ich gemeint habe. Alſo bereitete er ſich und ſeinen Freunden noch einen luſtigen Tag, wiſchte

alsdann den Reſt ſeines Reichthums in der Kiſte zuſammen, ſchenkte es ſeinem Adjunkt und gab ihm den Abſchied. Denn am andern Tag gieng er ſelber wieder an ſein altes Geſchäft, trägt jetzt Waſſer in die Häuſer, wie vorher, wieder ſo luſtig und zufrieden, wie vorher. Ja er bringt das Waſſer ſelbſt ſeinem ehemaligen Cameraden, nimmt ihm aus alter Freundſchaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er ſagt's nicht. —

Die Tabacksdoſe.

In einer niederländiſchen Stadt in einem Wirthshaus waren viele Leute beiſammen, die einander eines Theils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein," ſagte ein dicker bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirth und nahm eine Priſe Taback aus einer ſchweren ſilbernen Doſe. Da ſah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Geſell ſich zu dem dicken Mann ſtellte, ein Geſpräch mit ihm anfieng und ein paarmal, wie von ungefähr nach der Rocktaſche ſchaute, in welche der Mann die Doſe geſteckt hatte. Was gilts, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich ſtand der Geſell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, ſetzte ſich auch auf den Bank und ſprach mit dem Dicken allerlei curioſe Sachen, woran dieſer Mann viel Spaß fand. Endlich

kam ein Dritter. Excüſe ſagt der Dritte, kann man auch ein wenig Platz hier haben? Alſo rückte der windige Geſell ganz nahe an den dicken Mann hin, und diskurirte immer fort: Ja, ſagte er, ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieſes Land kam und ſah, wie die Windmühlen ſo fläthig*) vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Alſo muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tauſend Wachteln kommen, vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenräder, ſo fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieſer Zeit nicht kann mahlen laſſen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus. Darüber gerieth der dicke Mann ſo ins Lachen, daß ihm faſt der Athem vergieng, und unterdeſſen hatte der ſchlaue Geſell die Doſe. Aber jetzt hört auf, ſagte der Dicke. Es thut mir weh im Kreuz, und ſchenkte ihm von ſeinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, ſagte er, der Wein iſt gut. Er treibt. Excüſe, ſagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm ſaß, laßt mich einen Augenblick heraus! Den Hut hatte er ſchon auf. Als er aber zur Thür hinausgieng, und fort wollte, gieng ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn drauſen auf die Seite, und ſagte zu ihm: Wollt ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers ſeine ſilberne Doſe herausgeben? Meint ihr, ich habs nicht gemerkt. Oder ſoll ich Lärmen machen? Ich hab euch ſchonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube ſitzen. Als nun der Dieb ſah, daß er

*) „fläthig,“ ſo viel als: geſchwind.

verrathen ſey, gab er zitternd dem Frieder die Doſe her, und bat ihn vor Gott und nach Gott, ſtille zu ſeyn. Seht, ſagte der Frieder, in ſolche Noth kann man kommen, wenn man auf böſen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faſelt *) nicht. Ehrlich währt am längſten. Den Hut hatte der Frieder auch ſchon auf. Alſo gab er dem Geſellen noch eine Priſe Taback aus der Doſe, und trug ſie hernach zu einem Goldſchmied.

Hagenloch.

Berg auf, Berg ab ritt der Herzog Karl von Würtemberg auf der Jagd, und wieder Berg auf. Als er oben war, jenſeits hinab erblickte er ein Dörflein und fragte zwei Männer, die auf dem Berge ſtanden· Wie heißt das Dorf da unten? Da bückten ſich die zwei, daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch" ſagte der eine. Wem gehörts? fuhr der Herzog fort. Da ſtieß der zweite den erſten mit dem Elnbogen in die Rippen, daß ihm der Athem verhielt. „Es gehört Euer Hochfürſtlichen Durchlaucht,. ſagte er gleichwohl. Ich bin der Weidgeſell." Als aber der Herzog vorbei war, ſagte der andere: Dumme Kuh, konnteſt du nicht ſagen, es ſey hechingiſch, wenn ers nicht weiß. Bei dieſer Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen.

Merke: Der Herzog hats doch erfahren.

*) „faſelt nicht," ſo viel als: bringt keine Frucht.

Zwei honette Kaufleute.

Zwei Beſenbinder hatten neben einander feil in Hamburg. Als der eine ſchon faſt alles verkauft hatte, der andere noch nichts, ſagte der andere zu dem einen: Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Beſen ſo wohlfeil geben kannſt. Ich ſtehle doch das Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden. Das will ich dir wohl glauben, Kamerad, ſagte der erſte, ich ſtehle die meinigen, wenn ſie ſchon gebunden ſind.

Der liſtige Quäcker.

Die Quäcker ſind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verſtändige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr und dürfen vieles nicht thun nach ihren Geſetzen, nicht ſchwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehn, aber reiten dürfen ſie, wenn ſie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar ſchönen ſtattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlſchwarzem Geſicht ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn ſie waren alle ausgebiſſen, nicht am Haber aber am Stroh. „Kind Gottes, ſagte der Räuber, ich

möchte meinem armen Thier da, das ſich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Iſrael aus Egypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das eurige haben muß dem Ausſehen nach. Wenns euch recht iſt, ſo wollen wir tauſchen. Ihr habt doch keine geladene Piſtole bei euch, aber ich." Der Quäcker dachte bei ſich ſelbſt: „Was iſt zu thun? Wenn alles fehlt, ſo hab ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Alſo tauſchten ſie mit einander und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die erſten Häuſer kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und ſagte: Geh voraus, Lazarus, du wirſt deines Herrn Stall beſſer finden, als ich. Und ſo ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach Gaſſe ein, Gaſſe aus, bis es vor einer Stallthüre ſtehen blieb. Als es ſtehen blieb und nimmer weiter wollte, gieng er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Geſicht mit einem wollenen Strumpf. „Seyd ihr wohl nach Haus gekommen? ſagte der Quäcker. Wenns euch recht iſt, ſo wollen wir jetzt unſern Tauſch wieder aufheben, er iſt ohnedem nicht gerichtlich beſtätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das eurige ſteht vor der Thür." Als ſich nun der Spitzbube entdeckt ſah, wollte er wohl oder übel gab er dem Quäcker ſein gutes Pferd zurück. „Seyd ſo gut, ſagte der Quäcker, und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und euer Rößlein ſind mit einander zu Fuß ſpazirt." Wollte der Spitzbube

wohl oder übel, mußt er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. Nicht wahr das Thierlein lauft einen ſanften Trab, ſagte der Quäcker.

Blutbad in Neuburg am Rhein.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, ſtachen einmal die Neuburger eine ſchwediſche Patrouille todt, und ſagten: Wenn wir nach Schweden kommen, machts uns auch ſo. Darob entrüſtete ſich der ſchwediſche General, dergeſtalt, daß er einen hohen und theuren Schwur that. Auch kein Hund ſoll am Leben bleiben, ſchwur er hoch und theuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Norſchinger zu viel. Als ſolches die Neuburger hörten, ſchloſſen ſie die Thore zu. Aber am andern Tag als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war Vormittags ein gar menſchlicher Herr, und bekam faſt große Anfechtung in ſeinem Gewiſſen, daß er mit viel unſchuldigem Blut ſein Wort und ſeinen Eid ſollt löſen. Alſo ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm ſeine Noth. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der Gott leid ſey, ſo ſey brechen beſſer als halten. Das glaubte der Feldhauptmann nicht, denn er hielt ſein Wort und ſeinen Schwur über alles theuer. Aber nach langem Beſinnen kams auf einmal wie Sonnenſchein in ſein Angeſicht, und ſagte: Was ich geſchworen habe, das will ich

auch

auch halten, Punktum! Als aber die ſchwediſchen Zimmerleute das Stadtthor hatten eingehauen, und der Feldhauptmann ritt ſelber mit drei Fähnlein hinein, befahl er alle Hunde im Städtlein zu tödten, aber die Menſchen ließ er leben, und wurden ſelbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vier und ſechszig Pudel, acht Windſpiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich theils zuſammengehauen, theils mit Büchſen zu todt geſchoſſen. Alſo hat der Feldhauptmann das menſchliche Blut verſchont, und doch ſeinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund ſoll am Leben bleiben, und iſt auch keiner dran geblieben.

Die Schmachſchrift. *)

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachſchrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde und ſein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majeſtät," ſagte der Kammerdiener, „es iſt Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab ich nicht leſen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich geleſen habe, iſt nichts gutes;" da ſagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu ſtelle, auf daß jedermann leſen kann, was es für ungezogene Leute giebt." Nach der Hand geſchah nichts mehr.

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Nicht eben ſo dachte der Amtsſchreiber von Braſſenheim. Denn Braſſenheim iſt ein Amtsſtädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erboſt und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und ſchlug der unſchuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsſchreiberin ganz entrüſtet wurde und fragte: Biſt du verruckt oder was fehlt dir? Der Amtsſchreiber ſagte: „Da lies! du haſt deinen Theil auch darin.“ Als das die loſen Vögel erfuhren, welche die Schandſchrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsſchreiber alſo im Harniſch ſey, hatten ſie ihre große Freude daran, und ſagten: „Heutnacht thun wirs wieder.“ Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandſchrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeſchlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender, und warf Tiſche und Stühle zuſammen, ja er ſchrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geſchrieben hatte, und den Sand darauf ſtreuen wollte, ergriff er in der Raſche ſtatt der Sandbüchſe das Dintenfaß und goß die Dinte über den Bericht, und über die weißtüchenen Amtshoſen.

Am Abend aber ſagte er zu ſeinem Bedienten: „Hansſtoffel ſagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirſt, ſo bekommſt du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will ſehen, ſagte er, ob ich mir ſoll auf der Naſe herumtanzen laſſen.“

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von ſeinem Poſten herauf, und der Herr Amtsſchreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf friſcher That erſtechen könnte. „Herr Amtsſchreiber, ſagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts paſſirt iſt, wenn ſie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein ſind ausgelöſcht, die Wirthshäuſer ſind leer, die zwei letzten ſind nach Haus gegangen und des Wagner-Mattheiſen Hahn hat zweimal hintereinander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen.“ Da fuhr ihn der Amtsſchreiber wie ein betrunkener Heide an: „dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Poſten, bis der Tag aufgeht, oder ich ſchlage dir das Gehirn im Leib entzwei,“ ſagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leſer denkt: „Was gilts, während der Stoffel bei dem Amtsſchreiber war, iſt die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt findet er ſie jetzt.“ Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war, und der Amtsſchreiber ihm noch einmal nachſah, „Hans-Stoffel, rief er ihm, komm noch ein wenig daher!“ — Der Stoffel kam, „dreh dich um! Was haſt du auf dem Rücken?“ Wills Gott keinen Galgen, ſagte der Stoffel. Nein vermaledeiter Dummkopf, aber wahrſcheinlich ein Pasquill. — Wie geſagt, ſo errathen, der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und ſtanden darin noch viel muthwilligere Dinge als in dem erſten und zweiten und unter andern ein Rezept, für Dintenflecke aus den Amtshoſen zu bringen. Dieß war ſo zugegangen.

Als der Stoffel noch vor dem Haus geſeſſen war, kamen zwei loſe Geſellen heran, und einer von ihnen hatte ſchon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, alſo daß die beſchriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig beſtrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als ſie aber den Bedienten des Amtsſchreibers vor der Thüre ſitzen ſahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel. „Ei guten Abend ſagte der eine, was ſchaft Er guts hier Herr Hansſtoffel, was gilts Er kann nicht hinein," da erzählte er ihnen, warum er da ſitzen müſſe, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit ſo lange ſey, und es komme doch niemand. „Ei, ſagte der eine, die Lichter im Städtlein ſind ausgelöſcht, und die Wirthshäuſer ſind leer, und wir zwei ſind die letzten, die heimgehen. Alſo gehe Er in Gottes Namen ins Bett. Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, ſchlug ihn im Fortgehen ſanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb und ſagte: Gute Nacht Herr Hansſtoffel, ſchlaf Er wohl! Ebenfalls! ſagte der Stoffel, und als ſie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der ruſſiſche General-Feldmarſchall Suwarow Fürſt Italinsky im Lager. Alſo brachte der Stoffel dem Amtsſchreiber die Pasquille ſelber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsſchreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum, und ſchlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an ſich ſelber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaß-

vögel ſagten: „der Klügſte giebt nach. Jetzt wollen wirs aufgeben, eh es zu böſen Häuſern geht," und jedermann der davon erfuhr, lachte den Amtsſchreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat ſich in dieſem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsſchreiber von Braſſenheim.

Der Prozeß ohne Geſetz. *)

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es ſolche auch unter dem achtungswerthen Bauernſtand, ſonſt wär es nicht nöthig. Ein ſolcher ſchob eines Morgens einen ſchwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Taſche, und „Frau," ſagte er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs ſagte er von Zeit zu Zeit: „dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Priſe darauf, als wenn er den Taback meinte, mit ihm woll er fertig werden; er meinte aber ſeinen Schwager den Oelmüller. In der Stadt gieng er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe, mit ſeinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schweb am Rhein geweſen ſey, und ſeine Voreltern drauf ins Land gekommen ſeyen, der Schwager aber ſey von Enzberg im Würtembergiſchen, und der Herr Advokat ſoll jetzt ſo gut ſeyn und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabackspfeife im

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Mund, ſie rauchen faſt alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter ſchwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeiſtand, natürlich. „Guter Mann,“ ſagte er, wenns ſo iſt, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen,“ und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabackstopf hervor. „Seht da“ ſchlug er ihm auf, „Kapitel ſo und ſo viel, Numero Vier, das Geſetz ſpricht gegen euch unverrichteter Sachen.“ Indem klopft jemand an der Thüre, und tritt herein, und ob er einen Zwerchſack über die Schulter hängen hatte, und etwas drinn, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abſeits. „Ich komm gleich wieder zu euch.“ Unterdeſſen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Geſetz ſtand, drückte es geſchwind in die Taſche und legte das Buch wieder zuſammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, ſtellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und ſchlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas ſollte klingeln hören oben in der Taſche. „Ihr Gnaden,“ ſagte er zu dem Advokaten, „ich hab mich unterdeſſen beſonnen. Ich meine, ich wills doch probiren, wenn Sie ſich der Sache annehmen wollten,“ und machte ein verſchlagenes Geſicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und ſagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat ſagte: „Ich habe aufrichtig mit euch geſprochen, und euch klaren Wein eingeſchenkt.“ Der Bauersmann ſchaute unwillkührlich auf den Tiſch, aber er

ſah keinen. „Wenn ihrs wollt drauf ankommen laſſen,“ fuhr der Advokat fort, „ſo kommts mir auch nicht drauf an.“ Der Bauersmann ſagte: „Es wird nicht alles gefehlt ſeyn.“

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Geſetz auswendig wußte, wie alle. Item was geſchieht? Der Gegenpart hatte einen ſaumſeligen Advokaten, der Advokat verabſäumt einen Termin, und unſer Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr,“ ſagte der Advokat, „dieſen ſchlechten Rechtshandel hab ich gut für euch geführt?“ — „Den Gukuk hat er,“ erwiederte der Bauersmann, und zog das ausgeriſſene Blatt wieder aus der Taſche hervor: „Sieht er da? Kann er gedruckt leſen?“ Wenn Ich nicht das Geſetz aus dem Landrecht geriſſen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren. Denn er meinte, wirklich, der Prozeß ſey dadurch zu ſeinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Geſetz aus dem Landrecht geriſſen hatte, und auf dem Heimweg, ſo oft er eine Priſe nahm, machte er allemal ein pfiffiges Geſicht, und ſagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Oelmüller.“

Item: So können Prozeſſe gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Die gute Mutter. *)

Im Jahr 1796, als die franzöſiſche Armee nach dem Rückzug aus Deutſchland jenſeits hinab am Rhein lag, ſehnte ſich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war, und von dem ſie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee ſeyn," ſagte ſie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als ſie auf dem Poſtwagen zum St. Johannisthor in Baſel heraus, und an den Rebhäuſern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redſelig, wie alle Gemüther ſind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte ſie ihren Reiſegefährten bald, was ſie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, ſo geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, ſo geh ich nacher Mainz." Die andern ſagten das dazu und jenes, und einer fragte ſie: „Was iſt denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde ſie faſt verſchämt in ihrem Inwendigen. Denn ſie dachte, er könnte wohl Major ſeyn, oder ſo etwas, weil er immer brav war, aber ſie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," ſagte ſie, „ſo darf er auch etwas weniger ſeyn, denn er iſt mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als ſchon die Sonne ſich zu den elſäſſer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße ſtanden parthieenweiſe

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Oberſten ſtanden vor dem Lager beiſammen, diskurirten mit einander und eine junge weißgekleidete Perſon von weiblichem Geſchlecht und feiner Bildung ſtand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Poſtwagen ſagte: „das iſt auch keine gemeine Perſon, daß ſie nahe bei den Herren ſteht. Was gilts, der wo mit ihr redet, iſt ihr Mann.“ Der geneigte Leſer fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Poſtwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahndung ſo nahe ſie an ihm vorbeigefahren war, ſondern bis nach Colmar hinein, war ſie ſtill und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo ſchon eine Geſellſchaft an der Mahlzeit ſaß, und die Reiſegefährten ſetzten ſich auch noch wo Plaz war, da war ihr Herz erſt recht zwiſchen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß ſie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas ſey, und hatte doch den Muth faſt nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja ſo gerne hören möchte, und das Nein iſt doch möglich. Auch meinte ſie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn ſey, nach dem ſie frage und daß ſie hoffe, er ſey etwas geworden. Endlich aber als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt ſie ihn heimlich an dem Rocke feſt, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, ſo und ſo?“ Der Diener ſagt: „Das iſt ja unſer General, der im Lager ſteht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegeſſen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab

ihm wenig Gehör darauf, ſondern meinte es ſey Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth ſagt: „Ja," ſo heißt der General." Ein Offizier ſagte auch: „Ja," ſo heißt unſer General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja ſo alt kann er ſeyn, und ja ſo ſieht er aus, und iſt von Geburt ein Schweizer." Da konnte ſie ſich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und ſagte: „Es iſt mein Sohn, den ich ſuche;" und ihr ehrliches Schweizergeſicht ſah faſt ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn ſie ſchämte ſich, daß ſie eines Generals Mutter ſeyn ſollte, vor ſo vielen Leuten, und konnte es doch nicht verſchweigen. Aber der Wirth ſagte: „Wenn das ſo iſt, gute Frau, ſo laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Poſtwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Caleſchlein anſpannen laſſe, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als ſie in das Lager kam, und den General ſah, ja ſo war es ihr Sohn, und die junge Frau, die geſtern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General ſeine Mutter erkannte, und ſeiner Gemahlin ſagte, „das iſt ſie," da küßten und umarmten ſie ſich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth ſchwammen in einander und goſſen ſich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, faſt weniger darüber, daß ſie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß ſie ſie geſtern ſchon geſehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, ſagte er, „das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken

nähme er darum, daß er nicht zugeſehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und ſein Glück ſah; und der Hausfreund ſagt: „Es iſt die ſchönſte Eigenſchaft weit aus im menſchlichen Herzen, daß es ſo gerne zuſieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhoft wieder zuſammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

Das gute Wort.

Der ſogenannte Lügenprophet Mahomed hat Manches geſagt und gethan, was ein chriſtliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles iſt auch nicht gefehlt, was Mahomed geſagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm. „Geſandter Gottes, ich habe das Geſetz der Faſten gebrochen, das Fleiſch iſt ſchwach." Der Prophet ſagte: „Haſt du ein böſes Werk begangen, ſo mußt du es mit einem guten büßen. Es giebt keine ſchönern Bußen als gute Werke. Haſt du einen Sclaven," fragte ihn der Prophet, den du freilaſſen kannſt?" Der Araber fing an zu lachen, und ſagte: „Sclaven freilaſſen, und ich! Wie komm ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort: Kannſt du die Faſten noch einmal von vornen anfangen? Der Araber erwiederte: „Ich bins nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten ſoll, muß auch gehörig eſſen." Der Prophet fuhr fort: „Kannſt du ſechszig Arme ſpeiſen?" Der Araber erwiederte: „Nicht ſechszig

Mäuſe, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig.“ Da brachte man dem Propheten ſeine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleiſch, und er ſagte dem Araber: „So nimm dieſes Stück Fleiſch, und brings in deinem Namen einem Aermern, als du biſt, zum Almoſen.“ Der Araber erwiederte: „Gibts noch einen Aermern als ich bin? Ich weiß keinen.“ Da fuhr der Prophet fort: „Weiſt du was, ſo brings deinen Kindern, die ſollen es eſſen. Deine Kinder ſind noch ärmer als du biſt.“ — So hat Mahomed geſagt und gethan.

Das letzte Wort.

Sonſt ſagt man, der Horcher an der Wand hört ſeine eigene Schand. Manchmal aber kann man auch ſagen: „der Schreiber an die Wand ſchreibt ſeine eigene Schand,“ zum Beiſpiel der weiland Herr Canzler Hans Kurz von Würtemberg. Ob derſelbe mit den Geſchäften ſeiner Herrn Räthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und ſchrieb an die Thüre der Kanzleiſtube:

„Allhier gehts wunderlich zue.“

Bald darauf als der Herzog ſelber dieſe Zeile erblickte, ob derſelbe ſonſt mit dem Canzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug er ſuchte ebenfalls ein Stücklein Kreide, und ſchrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue.“

Bald darauf, als wieder dieſe Worte der Canzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß ſie eine vornehmere Hand geſchrieben hat, als die ſeinige war, oder ob ers nicht gemerkt hat, genug er ließ es darauf ankommen und ſetzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaſchene Hand geſchrieben.“

Und zum Trumpfaus ſchrieb er ſeinen Namen darunter, „Hans Kurz.“ — Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Canzler geſchrieben hatte, dachte er: „Wart Kurz, diesmal ſollſt du das letzte Wort haben.“ Nämlich er netzte einen Finger, und löſchte nur die zweite Zeile, die er ſelber geſchrieben hatte wieder aus, alſo daß jetzt unter des Canzlers eigener Schrift die Worte ſtanden: „das hat eine ungewaſchene Hand geſchrieben.“

Als hernach der Canzler wieder ſah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, ſondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löſchte ſeine eigene zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern geſagt: das habt Ihr gethan, oder das hab Ich gethan, oder ſo.

Merke: Man muß ſich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man ſelber einer iſt, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen ſchlagen alſogleich mit Scheltworten und Fäuſten drein, wenn etwas geſagt wird, was auf ſie will gemünzt ſcheinen. Verſtändige und feine Leute wiſſen den Muthwillen

und die Grobheit auf eine ſpitzige und witzige Art heim zu weiſen, und ihren Reſpekt zu erhalten. Der Canzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thür geſchrieben.

Die Raben.

Zwei gute Freunde, ein Geiſtlicher und ein Kaufmann machten mit einander eine Reiſe. Der Kaufmann neckte im Spaß den Geiſtlichen und der Geiſtliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufflatterten, und den beiden um die Köpfe flogen, ſagte der Kaufmann: „da haben wirs! Es iſt kein Schick dabei, wenn man mit einem Geiſtlichen reist." — Denn manche Leute glauben ſonſt, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. Der Geiſtliche ſagte: „Glaubt doch nicht ſo einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr ſeyd. Ich habe in kurzer Zeit mehrere armen Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Thiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute." Der Kaufmann ſagte: „Herr Pfarrer Ihr ſeyd ein loſer Vogel!

Das heimliche Gericht.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern ſo viel Leid und ſo viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laſter feil haben,

ſchlug zu ſeiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz und zwar unter dem ſeidenen Camiſol eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen verſtand er troz einem, und das Schuldigbleiben noch viel beſſer. Schön von Angeſicht und Wuchs, lieblich in ſeinem Thun und Weſen, glatt und einſchmeichelnd in ſeinen Reden, verſchwenderiſch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten hatte er alle Mittel in den Händen, die arme ſchwache Unſchuld zu verführen, und ſparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war ſo frech und nannte die Namen tugendhafter Perſonen, als wenn ſie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem alſo. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weiſe eine ſehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und ſtolz — „das ſoll er nicht umſonſt gethan haben," ſagte ſie mit ernſthaftem Angeſicht. Spät eines Abends, als er in ſeinem Caleſchlein ganz allein in eine luſtige Nachtgeſellſchaft fahren wollte, — man kannte ſeine Wege — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reutern, und man gab ihm mit Zeichen zu verſtehen, daß er ihnen folgen ſolle, wenn er nicht wolle niedergeſtochen ſeyn auf der Stelle. Der junge Leichtſinn dachte: das ſind ein Paar von meinen luſtigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu ſich ſitzen und das Leitſeil in die Hand nehmen, läßt ſich auch willig von ihm die Augen verbinden.

„Ich merke ſchon, dachte er, ich ſoll nicht wiſſen, wo ſie mich hinführen. Aber wenn ſie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll ausgeleſener Frauen und Jungfrauen und eine nach der andern fällt in meine Arme.“ Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernſthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich giengs auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es gieng zwiſchen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schloßhof nach einer alten feſten Burg mit kleinen Fenſtern und hohen Thürmen und Zinnen. Es gieng durch einen hohen Thurm eine ſchmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine ſtarke eiſerne Thüre und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muthe! Ein tannener Tiſch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düſtres Lämplein waren ſein ganzes Geräthe, ein Todtenkopf auf dem Tiſch ſeine einzige Geſellſchaft. Niemand redete mit ihm ein Wort oder eine Sylbe. Nur die Schlöſſer und Riegel raſſelten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren ſiebenfach verſchloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Waſſer und ein Laiblein ſchwarz Brod brachte, ſprach zu ihm: „Geh in dich.“ Nur die Fledermäuſe ziſchten und die Eulen wehklagten vor dem hohen ſchmalen Fenſterlein, und die Ratten und Mäuſe beſuchten, nicht ihn, ſondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer ſcharfer Meſſerſtich durch das Herz, dieſer luſtige Spaß könne

auf

auf gut deutſch heißen furchtbarer Ernſt. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn ſeine bewaffneten Begleiter wieder ab und führten ihn ſchweigend die ſchmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und ſtatt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen ſchwarzen Mänteln ſitzend in einem halben Kreis, und der oberſte von ihnen, nannte ihn mit Namen und Geſchlecht und ſagte: „Ihr ſeyd vor dieſem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unſchuld, als boshafter Verläumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet euch, oder nicht, ihr ſeyd gerichtet." Dagegen machte der angſtvolle Menſch zwar allerlei Einwendungen, er wolle wiſſen vor wem er ſtehe, niemand habe über ſeinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele andere auch, das ſey nicht dem alſo und eines, Leichtſinn der Jugend ſey kein Verbrechen zum Tode." Allein der Richter ſagte: „Wißt ihr wo ihr ſteht, und wer über euer Leben zu ſprechen hat, das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit verſammelt iſt, und ſchon andern Leuten als ihr ſeyd, das Urtheil geſprochen hat von Rechtswegen, und ließ ihm ſein ganzes Sündenregiſter vorleſen und ſagte: „Euere Thaten richten euere Worte," und mit dieſen Worten wurde er in ſein Gefängniß zurückgeführt, und bis zur Nacht ſeiner Beſinnung, ſeinem Gewiſſen und ſeiner Reue überlaſſen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknieen und

der Richter ſprach: „der Stab iſt gebrochen über euer Leben und über euere Sünden,“ und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tode ſollte gebracht werden; da war es ihm als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm verſinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünſchungen ſeiner angſtvollen Seele, giengen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er ſeitwärts im Fackelſchein ſchon ſein Todtengerüſte erblickte in eine ſchwach erleuchtete Capelle geführt, beichtete dort einem Prieſter, und empfieng vom ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre ſtand ſein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die ſchauerliche Nacht ſchlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüſte getragen, und er mußte hinter ſeinem Sarg her und daran vorbei gehen und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Prieſters und ſeine einſinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüſte. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte, und den Todesſtreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leſer athmet wieder. Aber der arme Sünder war ſo weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesſtreich nicht mehr unterſcheiden konnte, ſondern er glaubte, dieſes Wort habe ſeinen Kopf vom Leibe getrennt, und es ſey jetzt ſeine Schuldigkeit todt zu ſeyn. Denn er fiel in eine ſo ſchwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der erſten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorgieng.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu ſich kam und die Augen aufſchlug, es muß einem ſonderbarlich zu Gemüth ſeyn, wenn das letzte, deſſen man ſich beſinnen kann, ſo viel iſt, man ſey vor einer Stunde geköpft worden, und weiß ſelber nicht anderſt, als man ſey todt, und lebt doch, — als aber wie geſagt, unſer Malefikant die Augen aufſchlug, — erſtaunte er noch mehr, denn er befand ſich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen guten Bett. Zwei Aerzte ſaßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm ſey? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorſicht ſtärkende Mittel, er ſank in einen ſüßen erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergeſtellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten ſchmackhaften Mahlzeit, und ein Paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach ſeinem Stand und nach ſeiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsſchreiber, und laß ihm ſein zweites Urtheil vor, gabs ihm auch ſchriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof laßt euch zum letztenmal Begnadigung wiederfahren, und hofft er werde an euerem künftigen Lebenswandel keine Urſache mehr finden, euch vor ſeine Schranken zu laden.“ Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres wiederfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr ſein Caleſchlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem ſie ihn geholt

hatten, und als ſie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er ſich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu ſeiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausſchweifende junge Mann für ſeine Sünden ausſtehen. Aber wie hat der ſich gebeſſert? Von Stund an lebte er ſo, daß in wenig Jahren ſein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war, und nach und nach alle ſeine Schulden wieder bezahlt werden konnten. Keine Unſchuld war mehr durch ſeine Gelüſten, keine weibliche Ehre durch ſeine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage gieng er in die Meſſe, nicht mehr um ſchöne Mägdlein auszuſuchen, ſondern ſeine Sünden zu verſöhnen und ſchöne Geſinnungen in ſein Herz zu pflanzen.

Gute Antwort.

In Segringen im Wirthshaus klagte ein Krämer über ſeinen Sohn, daß er ihm ſo viel Geld durchbringe, und doch zu keinem Geſchäft zu gebrauchen ſey. „Ganz recht," ſagte darauf der liederliche Zirkelſchmied, deſſen ſich der Leſer noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „ſo ein Einkommen," ſagte er, „wie das eurige iſt, braucht zwei Schelme, einen der es erwirbt, und einen, der's verthut." Dem antwortete der Krämer: „da macht ihr eine artige Bemerkung, Zirkelſchmied! Es iſt mir ſchon

Digitized by Google

lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was ihr Vormittags in der Werkſtatt verdient, das verſauft ihr Nachmittags im Wirthshaus ſelber, und wenn mans euch giebt, noch mehr dazu."

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, gieng jede Woche einmal in ſeinen Geſchäften durch ein gewiſſes Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauſchel!" Der Hebräer dachte: Was ſoll ich thun? Schimpf ich wieder, ſchimpfen ſie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baſelrappen mit, wovon fünf ſo viel ſind als zwei Kreuzer, und ſchenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauſchel!" einen Rappen. Als er wieder kam, ſtanden alle Kinder auf der Gaſſe: „Jud! Jud! Judenmauſchel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und ſo noch etliche Mal, und die Kinder freuten ſich von einer Woche auf die andere und fiengen faſt an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber ſagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, ſo gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer ſind zu viel." Da wurden ſie ganz betrübt, ſo daß einigen das Waſſer in die Augen kam, und ſagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, ſo ſagen wir auch nicht mehr Judenmauſche."

Der Hebräer ſagte: „Ich muß mirs gefallen laſſen. Zwingen kann ich euch nicht." Alſo gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr und von der Stund an ließen ſie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Nachtwächter von Neuhauſen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachtwächter von Neuhauſen, eine halbe Stunde herwärts Braſſenheim, ein Räuſchlein mitzubringen auf die Wachtſtube. Brachte er es nicht mit, ſo wartete in der Wachtſtube das Räuſchlein auf ihn. Ob er in ſolchen Umſtänden je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu ſpät ausrief, muß der Müller von Braſſenheim wiſſen. Eines Abends reitet der Müller durchs Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? Was? Thomas," ſagte der Müller, ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es iſt noch nicht ſo ſpät." Darauf erwiederte der Wächter: „Herr Müller, ich hab nicht zu viel gerufen, aber ihr habt vielleicht zu viel gehört. Denn euere Ohren ſind ein wenig groß, wie mans in den Mühlen wohl bisweilen antrifft." Der geneigte Leſer verſtehts, was er meinte mit den großen Ohren.

Der Vater und der Sohn.

Der Vater ſtellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es ſey nirgends beſſer verwahrt. Als aber der Sohn nach Hauſe kam, und die Schublade ſchnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige, und ſagte: „Kannſt du nicht zuerſt ſchauen, was in der Tiſchlade iſt, eh' du ſie aufthuſt." Der Sohn erwiederte zwar: „Nein, das könne niemand." Aber der Vater ſagte: „den Augenblick ſey ſtill, oder du bekommſt noch eine."

Merke: Man iſt nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht iſt gut beweiſen. Aber für das Unrecht braucht man ſchon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweisthum.

Wie ſich der Zundelfrieder hat beritten gemacht. *)

Als der Zundelfrieder bald alle liſtigen Diebsſtreiche durchgemacht, und faſt ein Ueberleid daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder ſtiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnſucht, oder aus Liederlichkeit, ſondern aus Liebe zur Kunſt und zur Schärfung des Verſtandes; hat er nicht dem Braſſenheimer Müller den Schimmel ſelber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leſer oder des Hausfreunds

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Reiſegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie geſagt faſt alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Alſo ſtahl er in ſelbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ ſich attrapiren. Den andern Tag im Verhör geſtand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben laſſen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug." Deswegen verſchnappte er ſich noch ein wenig in den Redensarten und geſtand bei der weitern Unterſuchung nach kurzem Widerſtand, wie er von jeher ein halber Kackerlack geweſen ſey, das heißt, ein Menſch, der bei Nacht faſt beſſer ſieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein Paar andern Diebſtählen wiſſe, die kürzlich begangen worden, ſagte er, „allerdings wiſſe er davon, und er ſey derjenige." Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müſſe ins Zuchthaus, und der Stadtſoldat der ihn begleiten ſollte, ſtand ſchon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, ſagte er ganz reumüthig: „Recht findet ſeinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden." Unterwegs erzählte er dem Stadtſoldaten, er ſey auch ſchon Militär geweſen. „Bin ich nicht ſechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienſt geweſen? Könnt ich euch nicht ſieben Wunden zeigen, aus dem Scheldekrieg, den der Kaiſer Joſeph mit den Holländern führen wollte." Der treuherzige Begleiter ſagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtſoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelſchmied. Aber die Zeiten

ſind ſchlimm." — „Im Gegentheil," ſagte der Frieder, „ein Stadtſoldat iſt mir reſpektabler als ein Feldſoldat. Denn Stadt iſt mehr als Feld, deswegen avanzirt der Feldſoldat in ſeinem Alter noch zum Stadtſoldaten. Zudem der Stadtſoldat wacht für ſeiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegsſoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem, ſagte er, „kann ein Stadtſoldat, wenn er nichts Ungeſchicktes begangen hat, mit Ehren ſterben, wann er will. Unſer einer muß ſich ſchon drum todtſtechen laſſen. Ich verſichere euch," fuhr er fort, „ich und meine Feinde," er meinte die Strickreuter, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe." — Der Nagelſchmied wurde über dieſe ehrenvolle Vergleichung ſo gerührt, daß er bei ſich ſelbſt dachte, einen ſo gütigen und herablaſſenden Arreſtanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder gieng immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelſchmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterſcheiden ſich die Feldſoldaten von den Stadtſoldaten," ſagte er, „daß ſie an einen weiten Schritt gewöhnt ſind von dem Marſch." Abends um 4 Uhr, als ſie in ein Dörflein kamen, und an ein Wirthshaus, „Kamerad," ſagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?" — „Herr Camerad," erwiederte der Nagelſchmied, „was ihm recht iſt, iſt mir auch recht." Alſo tranken ſie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderſchaft ohnehin," und der Frieder erzählte immer fort von ſeinen Kriegsaffären, bis der Nagelſchmied vor Schwere des Weins und

Müdigkeit einſchlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer ſah, war ſein erſter Gedanke: „Was gilts, der Herr Bruder iſt alsgemach vorausgegangen!“ Nein er ſtand nur ein wenig drauſſen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, ſagte er: „Herr Bruder der Mond will bald aufgehen. Wenns dir recht iſt, ſo bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelſchmied ſchläfrig und träge, ſagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelſchmied feſt ſchlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchſchnarchte, der Frieder aber nicht ſchlafen konnte, ſtand der Frieder auf, viſitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taſchen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen ſeiner dem Stadtſoldaten an den Zuchthaus-Verwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturſtiefel an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er ſich für Zeitvertreib durch das Fenſter auf die Gaſſe herab und gieng des geraden Wegs fort, ſo weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelſchmied früh erwachte, und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig drauſſen ſeyn.“ Freilich war er wieder ein wenig drauſſen, und als er den Tag erlaufen hatte, im erſten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es iſt mir ein Unglück paſſirt. Ich bin ein Arreſtant und der Stadtſoldat von da und da, der mich transportiren ſollte, iſt mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, alſo laßt mir auf gemeine Koſten eine Suppe kochen und

verſchafft mir einen Wegweiſer in die Stadt ins Zuchthaus." Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlſuppe und einen Schoppen Wein, und ſchickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann der dort frühſtückt, wenn er fertig iſt, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus." Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, ſagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren." In der Stadt bei den erſten Häuſern fragte er ein Büblein auf der Gaſſe: „Büblein wo iſt das Zuchthaus," und als er es gefunden und vor den Zuchthaus = Verwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelſchmied aus der Taſche genommen hatte. Der Verwalter las und las und ſchaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund," ſagte er, „das iſt ſchon recht. Aber wo habt ihr dann den Arreſtanten? Ihr ſollt ja einen Arreſtanten abliefern." Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ey, der Arreſtant, der bin ich ſelber." Der Verwalter ſagte: „Guter Freund, es ſcheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier ſpaßt man nicht. Geſtehts, Ihr habt den Arreſtanten entwiſchen laſſen! Ich ſeh es aus allem." Der Frieder ſagte: „Wenn Sie es aus allem ſehen, ſo will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, ſagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, ſo getrau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es iſt kaum eine Viertelſtunde, daß er mir aus den Augen gekommen iſt."

„Einfältiger Tropf," ſagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geſchwindigkeit des Roſſes, wenn er mit einem Unberittenen reiten ſoll. Könnt Ihr reiten?" Der Frieder ſagte: „Bin ich nicht ſechs Jahre Würtemberger Dragoner geweſen?" — „Gut," erwiederte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß ſatteln laſſen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung, und verſchaffte ihm in der Eile ein offenes Ausſchreiben an alle Ortsvorgeſetzte, auf daß, wenn er Mannſchaft nöthig habe zum Streif. Alſo ritten der Strickreuter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzuſuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheideweg ſagte der Frieder dem Strickreuter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten ſoll, und auf welchem er ſelber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zuſammen." Als ſie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete ſich der Frieder wieder rechts, und machte mit ſeinem Ausſchreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder ſey im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fitzer *) und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht paſſiren.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das

*) Fitzer d. i. ein leichter Streich.

Elſaß. Wie er in Türkheim Abends in das Wirthshaus kommt, ſitzt der Präſident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürſte, eine nach der andern. „Herr Präſident,“ ſagte der gute Bekannte, „treff ich euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet.“ Der Präſident lächelt, und ſagte: „Es iſt alles möglich.“ Sie bleiben beiſammen, diskuriren allerlei mit einander, trinken auch allerlei miteinander, gehn mit einander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt ſich zu ſtrecken, ſtemmte er ſich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein Paar Bretter, ein Haſpel, zwei Paar Schuh ꝛc. Braſtbergers Predigtbuch und eine große Flaſche voll Kirſchenwaſſer ſtürzten herunter. Aber die Flaſche zerbrach unterwegs an dem Haſpel und übergoß den guten Bekannten mit Kirſchenwaſſer und Glasſcherben. „Herr Präſident kommt mir zu Hülfe!“ — Was iſt euch begegnet?“ fragte der Präſident. — „Ich glaube der Himmel der über dem Bett iſt, ſey eingefallen.“ Da lachte der Präſident und ſagte: „Es kommt mir auch ſo vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie ſind von Tannenholz. Hab ich euch nicht geſagt, es ſey alles möglich?“

Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages ſagte zu ſich ſelbſt ein einfältiger Menſch: „dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, ſo wird kein Menſch vermuthen, daß ichs bin. Alſo legte er ſich aufs Stehlen. Aber ſchon nach dem erſten Diebſtahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwieſen, weil er die goldne Uhr, die er geſtohlen hatte, ſelber trug, und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherrn meinten, man könne wegen ſeiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren, als mit andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus ſchicken. „So?“ ſagten die andern, „iſts nicht genug, daß ſo viele verſchmitzte Halunken das ſaubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien ausſetzen, damit alles ſtiehlt,“ und ſechs gegen fünf ſagten: Er muß an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals viſitirte, ſagte er zu ihm: „Guter Freund, ihr habts ziemlich dick da herum ſitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Faſt hätt ich einen längern Strick nehmen ſollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich ſtark mit dem Hals verwachſen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeſchickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinabſtieß, glitſchte dieſer mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unverſehrt herab, auf die Erde. Einige Zuſchauer lachten, aber der größte Theil erſchrack und that einen lauten Schrei, als ob ſie fürch-

teten, es möchte dem Maleſikanten, den ſie doch wollten ſterben ſehn, etwas am Leben ſchaden. Aber der Henker ſtand einige Augenblicke wie verſteinert oben auf dem Seigel, und ſagte endlich: „So etwas iſt mir in meinem Leben noch nie paſſirt.“ Da ſagte der Maleſikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetſchter Stimme: Mir auch nicht,“ und alle die es hörten, vergaßen die Ernſthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes verſchuldetes Gewiſſen an ſeinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter ſelber hielt das Schnupftuch vor den Mund, und ſah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherrn aber ermahnten die ſtrengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen iſt er geweſen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangſt hat er ausgeſtanden.“ Alſo ließen ſie den armen Ketzer laufen.

Der Schimmel. *)

Was gilts, der geneigte Leſer, wenn er hieneben die Abbildung anſieht, ſo denkt er: „das iſt eine Geiſtergeſchichte!“ — Nichts nutz! — Der Herr in der weiſſen Geſtalt den man für den Geiſt anſieht, hat Fleiſch und Blut, wie andere Menſchen hie zu Land. Die Mägdlein laſſen ſich von ihm küſſen, und gern, und reiten kann er im Gallop und Trab, trotz einem. Iſt er nicht ſelbigen Abend auf ſeinem

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

eigenen ſtattlichen Schimmel vor einem Wirthhaus angeritten, ich will nicht ſagen wo, und „Herr Poſthalter,“ ſagte er, „kann ich hier nicht über Nacht bleiben?“ Der Poſthalter erwiederte: „Was Euer Gnaden befehlen.“ Alſo ſpeißte er zu Nacht, verliebte ſich in eine Bouteille Klingenberger und ging ins Bett. Während er im erſten Schlaf war, fuhr eine Kutſche nach der andern vorbei, und wechſelte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Poſtwagen ſein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einſchlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafſtube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenſter. „Was fangen wir jetzt an,“ ſagte der eine Poſtknecht zu ſeinem Camerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett.“ Der Camerad ſagte: „Spann den Schimmel ein!“ Der Herr im Bett dachte: „Wills Gott nicht meinen.“ — „Er merkts nicht,“ fuhr der Camerad fort. Der Herr im Bett dachte: „freilich merkt ers“ und fuhr wie eine brennende Rakette aus dem Bett und hinter das Fenſter um im Mondſchein zu ſehen, was geſchehen will. „Bis er aufſteht, biſt du ſchon lang wieder da,“ fuhr der Camerad fort. Der Herr hinter dem Fenſter dachte! „Nein, er iſt ſchon auf, und kommt eh du fortgehſt.“ Indem gieng der Poſtknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenſter ſteht, ſondern der Poſthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Poſthalter hatte dem Knecht be-

befohlen, ihn ein Paar Tage zu ſchonen, bis er wieder hergeſtellt ſey. Deswegen ſagte der Camerad zum Poſtknecht: „Er merkts nicht, und bis er aufſteht, biſt du ſchon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenſter ſah den Poſtknecht nach dem Stall gehn, ſprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, blos in einem Paar leinenen Unterhoſen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer unterſteht ſich den Schimmel anzuſpannen? Wer will todtgeſchoſſen ſeyn?“ Der Camerad des Poſtknechts ſagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel, oder ſonſt einen, geht Ihr wieder in Euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdeſſen brachte der Poſtknecht den Schimmel angeſchirrt, und ſtellte ihn vor die Deichſel, ſo daß der Herr ganz deſperat wurde. „Meinen Gaul ſollt ihr nicht anſpannen, und ſo und ſo.“ Der Camerad des Poſtknechts ſagte endlich: „Himmel Stern Batallion! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ — „So! Ihr Galgenſtricke,“ ſagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Antheil an dem Geſpräch, und es kam zu ein Paar harten Redensarten, die man beſſer mit den Ellenbogen und Fäuſten als mit den Fingern abſchreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Poſthalter herauskam, und fragte: „Was giebts da?“ Da riefen der Herr und die Poſtknechte faſt unverſtändlich durcheinander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Poſtwagen ſpannen wollten, und wie der kurioſe Herr da nicht leiden wolle, daß ſie den

Schimmel vor den Poſtwagen ſpannen, und es ſey doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett.“ Da konnte der Poſthalter das Lachen faſt nicht verwehren. „Gnädiger Herr,“ ſagte der Poſthalter, „das iſt nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall ſtehen; es iſt mein eigener und er hat ſeit ein Paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen.“ Da ſagte der Herr: „Ja ſo! Wenn das iſt!“ und gieng ganz ſtill und betuches wieder in ſein Bett. Dißmal, dachte er, bin ich ein curioſer Herr geweſen. Wenns nur nicht bekannt wird! —

Die Treue und ihr Dank. *)

Schon viel Wohlthat und Segen iſt von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einſt Maria Thereſia und Joſeph der Zweite ſaßen. Aber Kaiſer Franz der Zweite, Joſephs Neffe und Zögling blieb auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Geſinde=Ordnung für die Stadt Wien ausgehen laſſen, und zehen Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaiſergulden für eben ſo viel männliche oder weibliche Dienſtboten ausgeſetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß ſie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbeſcholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieſer Zeit zehn Jahre lang hintereinander in einem und

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

dem nämlichen Dienſt. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum erſtenmal diejenigen aufgefordert, ſich zu melden, welche ſich getrauen konnten, ſie ſeyen der Belohnung werth. Mancher Leſer denkt: Es werden nicht viel gekommen ſeyn.

Doch! Geneigter Leſer! Es ſind ſiebenhundert und ein und fünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre, ſondern auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in ihrem Wandel und treu in ihrem Dienſte ausgehalten. Das iſt ein Reſpekt. Die Wahl that weh, unter ſo viel achtungswerthen Menſchen. Aber folgende zehen, der Hausfreund will keinen verheimlichen, ſind für die würdigſten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrſchaften, bei der erſten, fünf und zwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünf und fünfzig Jährlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und iſt darüber fünf und ſiebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Geſicht, als wenn er ſchon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, biſt über Wenigem treu geweſen, ich will dich über viel ſetzen. Gehe ein zu deines Herren Freude."

2) Adelbert Hamelton. Acht und ſechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unverſorgten Kindern, iſt zwei und vierzig Jahre lang im nämlichen Dienſt geweſen, als er die Belohnung des Kaiſers empfieng, und ſagt: „Ich habe noch nie geſehen den Gerechten verlaſſen, oder ſeinen Samen nach Brod gehn."

3) Anton Cares. Diente ſchon ſieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vice-Präſident von Sommerfels, und der Herr Präſident ſagt: „er ſey ihm noch nicht feil.“

4) Polixena Imhoferin. Iſt ſeit fünf und fünfzig Jahren in Dienſten, und hat ſechs und vierzig Jahre davon in dem nämlichen Hauſe mit unbeſcholtner Treue zugebracht. Sie iſt dort ganz wie daheim und ſagt: „ſie könnts an einem andern Ort nimmer aushalten.“

5) Mariane Wurmin. Diente ſieben und fünfzig Jahre in dem nämlichen Haus, zuerſt als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis ins vier und achtzigſte Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu, bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone der Ehren geben.

6) Magdalena Zotterin. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herrſchaften und ſtand bei der letzten ſchon ſeit ein und dreißig Jahren.

7) Marianna Rabin. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre in dem nämlichen Hauſe, um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis ins Alter und bis du grau wirſt. Ich wills thun. Ich will heben, tragen und erretten.“

8) Thereſe Höflingerin. Iſt ſeit acht und fünfzig Jahren Dienſtmagd in dem nämlichen Hauſe geweſen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war ſeit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Eliſabeth Obentraufin. Wem dient die ſchon ſieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und iſt ſeine einzige treue Stütze.

10) Roſalie Swoboda. Sie hat in neun und zwanzig Dienſtjahren ihre Herrſchaft, eine jetzige Wittwe, wohlhabend und arm geſehen. Als die Wittwe den Mann verloren hatte, und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, ſagte Roſalie Swoboda: „Ich verlaſſe euch nicht.“ Auch fragt ſie weiter nicht, „wann bekomm ich meinen Lohn?“ ſondern ſucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hauſe ſo viel neben her zu verdienen, daß ſie ihrer Herrſchaft auch noch ein wenig Gutes davon thun kann. Es wird alles ſeyn, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Wittwe theilt.

Dieſe drei Nro. 8. 9. und 10., beſonders die letzte, wenn man ſie recht drum beſchaut, ſcheinen auch ſchon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank geweſen, und ihr habt mich gepflegt.“

Dies ſind die zehen gottesfürchtigen Dienſtboten, welchen der Kaiſer zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtſchaffenheit und Tugend zuſammen eintauſend fünfhundert Kaiſer-Gulden hat ausbezahlen laſſen, und wer war dabei? Der Viertelsmeiſter und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber Se. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Excellenz der Herr Vice-Präſident von Sonnenfels, Ihro Excellenz und Hochgeboren, die Frau Gräfin

Mariane von Dietrichſtein, im Namen der adelichen Frauen, Sr. Hochfürſtliche Gnaden, der Fürſt Erzbiſchof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Einer, den man nicht ſehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leſer zu dieſem allen denkt. Er denkt: „So ſollts an andern Orten auch ſeyn. Wer weiß, ſo bekäme man auch beſſeres Geſinde.“ Antwort: das iſt ſo abſolut juſt nicht nöthig. Vielmehr der Hausfreund hat ſchon gedacht: Wenns an ihm wäre der Kaiſer zu ſeyn, ob er nicht ſchier auch eine Belohnung für Herrſchaften ausſetzen wollte, die gegen ihr Geſinde ſich ſo betragen, daß es zehen Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienſtboten in Ehren und ſey gütig gegen ſie, denn ſie ſind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Verſorge ſie chriſtlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege ſie in der Krankheit! Sey nachſichtig oder ſtreng gegen ihre Fehler, nachdem ſie ſind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß ſie auch ſonſt ein wenig merken, daß du Gott fürchteſt und die Menſchen liebeſt. Das iſt noch mehr, als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert fünfzig Gulden Segen ins Haus und ins Herz bringen, meint ſeines Orts der rheinländiſche Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat ſich noch nicht überall von den armen und geringen Menſchen geſchieden und bei den reichen und vornehmen einquartiert. Vielmehr, ſie hat ſich ſchon an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrſchaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienſtboten geflüchtet.

Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leſer wird eine Freude daran haben, und ſich etwas darauf einbilden, daß er in ſeinem Kalender zum erſtenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche ſtatt der Sündfluth und ſtatt der Errichtung der aſſyriſchen Monarchie, die merkwürdigſten Begebenheiten der vaterländiſchen Geſchichte von den älteſten Zeiten an ausweist, und in keinem andern Kalender zu finden iſt. Wer den Hausfreund nicht beſitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wiſſen will, muß er dem geneigten Leſer gute Worte geben. Damit nun derſelbe mit Red und Antwort nie ſtecken bleibt, und mit guter Gelegenheit ſelber erfährt, was ihm zu wiſſen vielleicht angenehm iſt, ſo ſollen von nun an alle dieſe Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umſtändlicher beſchrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintauſend achthundert und achtzig Jahren ſchon einmal zwiſchen dem Schwarzwald und dem Rheinſtrom gelebt hätte, und jetzt wieder ſagen könnte, wie alles damals ausgeſehen hat. Faſt alle Berge und luſtigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachſen. Der Rhein und die wilden Waldſtröme, damals viel größer und reiſſender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faſchinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige

Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten, die Landſchaft ihre jetzige Geſtalt gewann, von einer Grenze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirthshäuſern. Wildes Gethier, das man jetzt nicht mehr ſonderlich kennt, hauſte und horſtete in den Wäldern, auf den Felſen, in den Höhlen, und Völkerſchaften andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugniſſe des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodenſee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg, Markomannen, Ehrenveſt hieß ihr König; ein ungeſchlachtes und rauhes Geſchlecht, aber noch nicht unſere Stammväter von deren Blut wir abſtammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung ſelbſt gemachte Hütten, ihre Beſchäftigung Viehzucht und Jagd. Noch gieng kein Pflug ins Feld. In Utzenfeld ſtand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Caſtel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegeriſcher Geiſt wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheiniſche Völker, in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Aeduer und die Sequaner begiengen einen dummen Streich; nämlich ſie riefen den König Ehrenveſt zu Hülfe. Der König ließ ſich nicht zweimal rufen. Er gieng mit fünfzehntauſend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntauſend wurden hundert und zwanzigtauſend, und die Aeduer mußten den Deutſchen gewonnen geben, aber.

die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutſchen wohl, und ein Markomann ſah den andern an, und ſagten: „Wollen wir nicht da bleiben?“ Alſo blieben ſie dort, bis ins 14te Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner ſah den Aeduer auch an, und ſagte: „Wir hätten uns faſt ringer mit einander verglichen.“ Endlich ſuchten die Aeduer Hülfe bei dem römiſchen Feldherrn Cajus Julius Cäſar, welcher ſelbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römiſchen Kriegsheer in der Nähe ſtand, und Cäſar ließ ſich auch nicht zweimal bitten, ſondern er wollte den Deutſchen befehlen: „Ihr ſollt keine von euern Landsleuten mehr über den Rhein kommen laſſen. Geht lieber ſelber heim.“ Aber der Deutſche ſagte: „Wißt ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen.“ Alſo kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutſche Kraft konnte gegen die geſchloſſenen Reihen und Glieder und gegen die römiſchen Waffen und Kriegskunſt nichts anhaben. Sie wurden geſchlagen, zuerſt auf dem linken, hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenveſt band am Ufer ein Schifflein los, und brachte mit Mühe ſein Leben wieder an das dieſſeitige Geſtade, man glaubt zwiſchen Grenzach und Wiehlen. Wenige von ſeinen Landsleuten hatten vom nämlichen Glück zu ſagen. Die meiſten wurden auf der Flucht von den römiſchen Reutern zuſammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Dieß iſt die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römiſchen Feldherrn Cajüs Julius Cäſar, 58 Jahre vor Chriſti Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

Denn nach der mörderiſchen Schlacht vermehrten ſich die Römer immer mehr an dem jenſeitigen Rheinufer, und befeſtigten daſelbſt ihre Herrſchaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn diſſeits machten ſchlechte Geſchäfte. Nach und nach verödete ſich das Land, was noch da war zog davon, den Römern aus den Augen und viele Jahre lang vom Bodenſee bis an den Iſteiner Klotz, von Iſtein bis an die Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Menſch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenſeits Rheins an dem ſchweizeriſchen und Elſäſſer Ufer lange hinüber geſchaut hatten in die menſchenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack und ſiedelten ſich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landſchaft bekam nach und nach ein Ausſehen, als wenn noch etwas draus werden könnte. Aber die Römer, ſtets begierig, ihre Herrſchaft auszubreiten, als ſie auch ſahen, daß aus der Landſchaft etwas werden könnte und ſchon war, zogen ſie ebenfalls herüber mit Schild und Schwerd, mit Zimmerleuten und Maurern, und machten ſich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und ſteuerbar, befeſtigten es durch Wälle, Thürme und Schlöſſer, und verſchönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, alſo daß mancher ſchöne Ort, der noch ſteht, ohngefähr in dieſem Zeitlauf ſeinen erſten Urſprung bekam, als Conſtanz, Pfullendorf, Badenweiler,

Sulzburg mit einem Caſtell oder Schloß auf dem jetzigen Caſtelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim, und andere. An manchen Orten ſieht man noch die letzten Ueberreſte von altem römiſchen Bau, heidniſche Götzenbilder und Altäre. Aber ſchon mancher Schnee iſt darauf gefallen — in mehr als anderthalb tauſend Jahren. Ueber manche Stätte geht ſchon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rauſch iſt ſeitdem auf den Bergen gewachſen, wo die römiſchen Kriegsſchlöſſer ſtanden. Alſo waren die Welteroberer, die Römer, 200 Jahre lang nach Chriſti Geburt im ruhigen Beſitz des Landes bis ein neues deutſches Volk, die Allemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leſer ein mehreres erfahren wird.

Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reißen und in Dover ein Schöpplein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem Weſtlein, gieng wöchentlich zweimal ein großes Poſtſchiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort iſt das Meer zwiſchen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Diß ſchien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wiſſen, denn er kam eine Viertelſtunde zu ſpät, als man ſchon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog

ſich mit Wolken. „Soll ich jezt ein Paar Tage hier ſitzen bleiben, und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein 12 Sousſtücklein und fahre dem Poſtſchiff nach." Denn ein kleines Boot fährt geſchwinder als das ſchwere Poſtſchiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge ſaß, „wenn ich dran gedacht hätte," ſagte der Schiffsmann, „ſo hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;" denn es fieng an zu tröpfl:n, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben, mit dem Meer von unten ſich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „das gibt einen Spaß." — „Gottlob," ſagte endlich der Schiffsmann, „ich ſehe das Poſtſchiff." Als er nun an demſelben angelangt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reiſegeſellſchaft die im Schiff ſaß, wunderte ſich jeder wo er herkomme, ſo ſpät, ſo allein, und ſo naß. Denn in einem ſolchen Meerſchiff ſitzt man wie in einem Keller und hört vor dem Geſpräch der Geſellſchaft, vor dem Geſchrei der Schiffsleute, vor dem Getöſe, vor dem Rauſchen der Segel und Brauſen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr ſeht ja aus," ſagte einer, „als wenn ihr wäret gekielholt, das heißt, unter dem Schiff durchgezogen worden." — „So? Meint ihr," ſagte der Gaskonier," man könne trocken ſchwimmen? Wenn das noch einer erfindet, ſo will ichs auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und ſchwimme alle Montage mit

Briefen und Beſtellungen nach dem feſten Lande, weils geſchwinder geht. Aber jetzt hab ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt iſt," fuhr er fort, „ſo will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicher Weiſe angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit ſeyn nach Dover." — „Landsmann," ſagte einer, und ſtieß eine Wolke von Tabacksrauch aus dem Mund, (es war aber kein Landsmann, ſondern ein Engländer,) „wenn ihr von Calais bis hierher geſchwommen ſeyd durch das Meer, ſo ſeyd ihr noch über den ſchwarzen Schwimmer in London." — „Ich gehe keinem aus dem Weg," ſagte der Gaskonier. — „Wollt ihrs mit ihm verſuchen," erwiederte der Engländer, „wenn ich hundert Louisdor auf euch ſetze," der Gaskonier ſagte: „Mir an!" Reiche Engländer haben im Brauch auf Leute, die ſich in einer körperlichen Kunſt hervorthun, groſe Summen unter einander zu verwetten; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf ſeine Koſten mit ſich nach London, und hielt ihm gut zu mit Eſſen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord," ſagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilts hundert Guineen: er ſchwimmt beſſer, als euer Mohr?" Der gute Freund ſagte: „Es gilt!" Den andern Tag erſchienen beide mit ihren Schwimmern auf einem beſtimmten Platz an dem Themſe-Fluß, und viel hundert neugierige Menſchen hatten ſich verſammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, ſechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn zwanzig Guineen, und der Mohr ſchlug den Gaskonier nicht hoch an.

Als ſich aber beide ſchon ausgekleidet hatten, band ſich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kiſtlein an den Leib, und ſagte nicht warum, als wenns ſo ſeyn müßte. Der Mohr ſagte: „Wie kommt ihr mir vor? Habt ihr ſo etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Haſen fangen wollte, damit er den Haſen nicht überſprang." Der Gaskonier öffnete das Kiſtlein, und ſagte: „Ich habe nur eine Flaſche Wein darin, ein Paar Knackwürſte und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr euere Lebensmittel habt. Denn ich ſchwimme jetzt gerades Wegs den Themſefluß hinab in die Nordſee, und durch den Canal ins atlantiſche Meer nach Cadix, und wenns nach mir geht, ſo kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den 16ten muß ich wieder in Oleron ſeyn. Aber in Cadix im Rößlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagseſſen beſtellen, daß es fertig iſt, bis ihr nachkommt." Der geneigte Leſer hätte kaum gedacht, daß er ſich auf dieſe Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit dieſem Enterich," ſagte er zu ſeinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette ſchwimmen. Thut was ihr wollt," und kleidete ſich wieder an. Alſo war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von ſeinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine anſehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, das es von dem Franzoſen nur Spiegelfechterei war, ſo fand doch jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall, und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf

ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäuſern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch ſein Lebenlang in keinem Waſſer geweſen ſey.

Kurze Station.

Der Poſtmeiſter ſagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße iſt friſch überführt. Dafür ſeyd ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.“ Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle wenn ich Vier nehme?“ — „In zwei Stunden.“ — „Und wenn ich Sechs nehme?“ — „In einer Stunde.“ — „Wißt ihr was,“ ſagte endlich der Jude, „ſpannt Acht an, ſo brauche ich gar nicht abſtatt zu fahren!“

Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen, lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß ſie bisweilen einen kleinen Wortwechſel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beiſpiel „Frau, ſagte der Mann, die Suppe iſt wieder nicht genug geſalzen, und ich hab dir's doch ſchon ſo oft geſagt.“ Die Frau ſagt: „Mir iſt ſie ſo eben recht.“ Der Mann

bekommt etwas Röthe im Geſicht. „Du unverſtändiges Maul, iſt das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten.“ Die Frau erwiedert, „draußen in der Küche iſt das Salzfaß. Ein andermal koch dir ſelber, oder ſieh, wer dir kocht.“ Der Mann wird flammenroth, und wirft der Frau die Suppe ſamt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke ſelber.“ Jetzt gehts der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Waſſer fließt in die Läufe, und alle Mühlenräder gehn an, und ſie überſchüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigſten von einer Frau, am allerwenigſten von ſeiner eigenen. Der Mann aber ſagt: „Ich ſeh ſchon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anſtreichen mit dem hagebuchenen Pinſel.“ — Solcher Liebkoſungen endlich müde, gieng die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Noth. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widerſprechen und Schimpfen gegen ihren Mann ſelber Schuld an ſeinen Mißhandlungen ſey. „Hat euch mein ſeeliger Vorfahr nie von dem geweihten Waſſer gegeben?“ ſagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdeſſen goß er reines friſches Brunnenwaſſer in ein Fläſchlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, verſüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Roſenöhl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. Dieſes Fläſchlein, ſagte er zu ihr, müßt ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und ſo Euer Mann wieder aus dem Wirthshaus kommt, und will Euch Vorwürfe machen, ſo nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde bis er wieder zufrieden iſt.

iſt. Alsdann wird ſeine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können." Die Frau befolgte den Rath, das geweihte Waſſer bewährte ſeine Kraft, und die Nachbarsleute ſagten oft zuſammen, unſere Nachbarn ſind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

Wie einmal ein ſchönes Roß um fünf Prügel feil geweſen iſt. *)

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat ſich folgende wahrhafte Geſchichte zugetragen, und der Hausfreund hats ſchriftlich.

Ein Cavallerie-Offizier, ein Rittmeiſter kam in ein Wirthshaus. Einer der ſchon drinn war, und ihn hatte vom Pferd abſteigen geſehn, ein Hebräer ſagte, „daß das gar ein ſchöner Fuchs iſt, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten ſind."

Gefällt er Euch, Sohn Jakobs, fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre," erwiederte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitſche an den Stiefeln. Was brauchts hundert, ſagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben.

Der Hebräer ſagte: „thuns fünf und zwanzig

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

nicht auch.“ — „Auch fünf und zwanzig,“ erwiederte der Rittmeiſter — „auch fünfzehn, auch fünf wenn ihr daran genug habt.

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernſt iſt. Als aber der Offizier ſagte, „meinetwegen auch fünf,“ dachte der Hebräer, „hab ich nicht ſchon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch koſcher. Herr, ſagte er, Sie ſind ein Offizier. Offiziers-Parole? Der Rittmeiſter ſprach: Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihrs ſchriftlich?

Lieber wär's mir, ſagte der Hebräer.

Alſo beſchied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn, dem Hebräer folgende authentiſche Ausfertigung zuſtellen: „Wenn der Inhaber dieſes von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten, und empfangen hat, ſo wird ihm der Offizier ſeinen bei ſich habenden Reit-Gaul, den Fuchs, ohne weitere Laſten und Nachforderung, alſo gleich als Eigenthum zuſtellen. So geſchehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Taſche hatte, legte er ſich über einen Seſſel und der Offizier hieb ihm mit einem hiſpaniſchen Rohr mitten auf das Hintertheil dergeſtalt, daß der Hebräer bei ſich ſelbſt dachte: Der kanns noch beſſer als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auweih ſchrie, ſo ſehr er ſich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber ſetzte ſich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thuts Sohn Jakobs?“ Der Hebräer

ſagte: „Na wie thuts, gebt mir die andern auch, ſo bin ich abſolvirt.“

„Das kann geſchehen,“ ſprach der Offizier, und ſetzte ihm den zweiten auf, dergeſtalt, daß der erſte nur eine Lockſpeiſe dagegen zu ſeyn ſchien, darauf ſetzte er ſich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Alſo that er beim dritten Streich, alſo beim vierten. Nach dem vierten ſagte der Hebräer: „Ich weiß nicht ſoll ichs Euer Gnaden Dank wiſſen, oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen laſſen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, ſo bin ich des Genuſſes los, und der Fuchs weiß, an wen er ſich zu halten hat.“

Da ſagte der Offizier: „Sohn Jakobs auf den fünften könnt ihr lange warten,“ und ſtellte das hiſpaniſche Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anweſende, daß man faſt das Haus unterſtützen mußte, der Hebräer aber wendete ſich an den Notarius, er ſolle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verſchreibung vor. Der Notarius aber ſagte: „Jekeſſen was thu ich damit. Wenns der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verſchreibung ſteht nichts davon, daß er muß.“ Kurz der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt dieſen Muthwillen nicht loben, wenn ſich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer ſich zu fünf Schlägen hergiebt, ums Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß ſich nie ums Gewinns willen freiwillig mißhandeln laſſen.

Die naſſe Schlittenfahrt. *)

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwiſchen Friedlingen und Andernach, unter andern ein Paar loſe. Einer davon verſteht ſich gut darauf, Kiſſen und Säcke auszuſtopfen, um weich darauf zu ſitzen, und man darf ihn rekommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm, ſagten zu einander an einem ſchönen kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit den Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Alſo ſpannten ſie den Rappen an den Rennſchlitten, und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu ſitzen. Als ſie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde luſtig getrunken — der Wein lag ihm nie überzwerch im Faß — Schliengener, Böllinger, Steinenſtatter vier und achtziger, achtziger, vier und ſiebenziger. Beim vier und ſiebenziger blieben ſie ſitzen, bis der Abendſtern über dem Waßgau funkelte, und die Bettglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Bettglocken laut wurden, ſagte einer

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

von ihnen: „Jetzt will ich anſpannen, unſer Weg iſt der weiteſte." Der Theodor ſagte: „Wahrſcheinlich auch der krümmſte. Hüſt um! Dort links iſt die Stubenthür." Denn der Gaſt taumelte nach der Thüre eines Milchſchranks, in der Meinung, es ſey die Stubenthür. Als ſie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten, zu Sankt Johannes Segen, und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwiſchen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll mir etwas paſſirt ſeyn, oder iſt mein Camerad dahinten nicht waſſerfeſt?" Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuerſack, oder iſt meinem Cameraden etwas paſſirt?" „Gevatter, ſtammelte endlich der Vordere, es ſcheint mir, ihr habt's euch kommod gemacht. Ich hätt' euch wohl ein Paar Minuten lang das Leitſeil halten mögen." — „Gevatter erwiederte der Andere, mir kommt's vor, ihr ſolltet nicht mehr ſaufen, als ihr bei euch behalten könnt." Während ſie aber ſo Wortwechſel treiben, und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden ſie immer näſſer, und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis ſie auf dem harten Brette ſaßen. „Mordſapperment, ihr ſchwemmt mich noch über den Schlitten hinunter," fuhr der zweite fort. — „Oder ihr mich," erwiederte der erſte. „Wenn ich nicht da ſäße, wie einer der zwiſchen den zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge ſchon lange auf dem Boden, und die Stiefel ſind mir bereits mit ſammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen." — „Drum eben," erwiederte der erſte. „Woher kommt's, daß euch das Waſſer an den Beinen herabläuft?" Als ſie aber halbſteif nach Hauſe gekommen waren, und die Spreu aus dem Sacke

ausleeren wollten, da ſchoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da ſagte der eine: „Ich glaube gar der Schalk der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum ſind wir ſo naß geworden.“ Der andere ſagte: „Es kömmt mir auch ſo vor.“ — Es war auch ſo.

Der Bauersmann und der Viſitator.

Der Viſitator an der Grenzſtätte, wenn man verbotene Waaren ins Land bringen will, merkt's gleich, und ſieht's dem Reiſenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Geſicht an, ob er ihm trauen darf, oder nicht. Er läßt zehen Unſchuldige durchpaſſiren und nimmt's nicht genau. Den eilften der etwas hat, hält er an und viſitirt ihm alle Säcke und Näthe aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längſten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unſchuldigen ohne Noth auf, weil man gleichwohl nicht wiſſen kann. Bisweilen thut auch ein loſer Vogel dem Viſitator einen Schabernack an, und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenſeits der Brücke ſchoß der Viſitator aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt Ihr in euern Säcken.“ Der Bauersmann ſagte halb leiſe und mit verzagter Stimme: „Haber,“ und ſchaute mit einem ängſtlichen Blick nach den Pferden. Der Viſitator meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Iſt ſonſt nichts

darin, als was ihr ſagt?" — „Nein, ſonſt nichts." Der Eigenthümer einer Waare iſt nicht ſchuldig, daß er ſie ſelber abladet und auseinander legt, und wieder zuſammenpackt, ſondern das iſt des Viſitators Schuldigkeit und er iſt dafür bezahlt. Alſo rief der Viſitator ſeinen Gehülfen heraus. „Hier ſind verdächtige Säcke zu viſitiren." Man taſtete daran herum. Man ſtach mit ſpitzigen Viſitirſtäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab, und leerte ihn aus. Im erſten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelſteine oder Pfefferkörner darunter ſeyn. Es war auch nichts heimliches darunter. Alſo faßten die Viſitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden ſie zuſammen und warfen ihn auf den Wagen und ſchwitzten dazu, wie ein Präzeptor. Weil ſie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, ſagte der Viſitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, ihr ſeyd ein ehrlicher Mann. Aber warum ſeyd ihr dann ſo verzagt und ängſtlich geweſen? daran erkennen wir ſonſt das böſe Gewiſſen, und haben ganz gewiß geglaubt einen guten Fang an euch zu machen." Da nahm den Viſitator der Bauersmann auf die Seite, und ſagte wieder halb leiſe, aber mit ſchalkhafter Miene: „Ich hab's müſſen, damit die Pferde nicht erfahren ſollten, daß ich noch mit Haber verſehen bin. Ich hab ihnen ſchon ſeit vier Monaten keinen mehr gegeben." Da fuhr der Viſitator auf: „daß euch, ihr dieſer und jener — — Ich hätte den beſten Luſt" — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als ſeine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann

ihn nicht geheißen. „Es iſt mir leid genug, ſagte dieſer, daß ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

Dankbarkeit.

In der See-Schlacht von Trafalgar, während die Kugeln ſausten und die Maſtbäume krachten, fand ein Matroſe noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal ſtreifte er mit zuſammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er ſich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matroſen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieſer Kugel wäre zerſchmettert worden, wenn er ſich nicht nach dem Thierlein gebücket hätte, hob er es ſchonend von dem Boden auf, und ſetzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet haſt,“ — ſagte er, — „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer.“

Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Braſſenheim an dem Kirchhof vorbei gieng, deutete

der Doktor auf ein friſches Grab und ſagte: „Selbiger iſt mir auch entwiſcht. Den haben ſeine Kameraden geliefert."

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beiſammen ſaßen, bei einem lebhaften Disputat ſchlug einer von ihnen auf den Tiſch „Und es gibt doch keine!" ſagte er, — nämlich keine Geſpenſter und Erſcheinungen. — „Und ein altes Weib," fuhr er fort, „iſt der, der ſich erſchrecken läßt." Da nahm ihn ein anderer beim Wort und ſagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilts ſechs Flaſchen Burgunder Wein, ich vergellſtere *) dich, und ſag dirs noch vorher." Der Buchhalter ſchlug ein: „Es gilt."

Jetzt gieng der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Landchirurgus, wenn ihr einmal einen Leichnam zum Verſchneiden bekommt, von dem ihr mir einen Vorder-Arm aus dem Elnbogen-Gelenk löſen könntet, ſo ſagt mirs. Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbſtmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibts noch keine Erſcheinungen Buchhalter?" — „Nein es giebt noch keine." Jetzt ſchlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte ſich unter das Bett, und als ſich der Buchhalter gelegt hatte; und eingeſchlafen war, fuhr er ihm mit ſeiner eigenen warmen Hand über das Geſicht. Der Buchhalter fuhr auf und ſagte, dann er wirklich ein beſonnener und beherzter Mann war: „Was ſind das für Poſſen? Meinſt du ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willſt?" Der Schreiber war mausſtille.

*) „Vergellſtern" ſo viel als: „einem Furcht einjagen."

Als der Buchhalter wieder eingeſchlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Geſicht. Der Buchhalter ſagte: „Jetzt laß es genug ſeyn, oder wenn ich dich erwiſche, ſo ſchaue zu, wie es dir geht.“ Zum Drittenmal fuhr ihm der Schreiber langſam über das Geſicht; „und als er ſchnell nach ihm haſchte, und als er ſagen wollte:“ „Hab ich dich,“ blieb ihm eine kalte todte Hand und ein abgelöſter Armſtümmel in den Händen, und der kalte tödtende Schrecken, fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er ſich wieder erholt hatte, ſagte er mit ſchwacher Stimme: „Ihr habt, Gott ſey es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und ſagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiederte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den ſiebenten Morgen war er eine Leiche. „Geſtern früh,“ — ſagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter ſelbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.“

Franziska.

In einem unſcheinbaren Dörfchen am Rhein, ſaß eines Abends, als es ſchon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webſtuhl, und dachte, während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch ſchon von der Spule abgelaufen

war, hernach an den Großvater ſelig, dem er einſt auch noch auf den Knien geſeſſen und an das Grab gefolgt war, und war ſo vertieft in ſeinen Gedanken und in ſeiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine ſchöne Kutſche mit vier ſtattlichen Schimmeln vor ſeinem Häuslein anfuhr und ſtille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Weſen trat herein von weiblichem Anſehen mit wallenden ſchönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Weſen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennſt du mich Heinrich.“ Da war es als ob er aus einem tiefem Schlaf auffühhre, und war ſo erſchrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es ſey ihm ein Engel erſchienen und es war auch ſo etwas von der Art, nämlich ſeine Schweſter Franziska, aber ſie lebte noch. Einſt hatten ſie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgeleſen, manches Binſenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegeſſen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, alſo daß ſie dieſelbe von dem kärglichen Verdienſt ernährte, den ſie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen ſchlafloſen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten zerriſſenen Buch von Holland erzählte, von den ſchönen Häuſern, von den großen Schiffen, von der grauſamen Seeſchlacht bei Doggers-

bank und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um zwei Uhr ſagte die Mutter: „Bete mit mir meine Tochter. Dieſe Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieſer Welt.“ Da betete und ſchluchzte und küßte das arme Kind die ſterbende Mutter, und die Mutter ſagte: „Gott ſegne dich, und ſey“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Mutterſegens „und ſey dein Vergelter!“ mit ſich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte was jetzt aus ihr werden ſolle, ſagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete ſich langſam und ſinnend empor, und die letzte Thräne für dießmal blieb ihr in dem blauen Auge ſtehen. Als ſie von Dorf zu Stadt, und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war, und ſo viel erſammelt hatte, daß ſie ſich ein ſauberes Kleidlein kaufen konnte, in Rotterdam, als ſie einſam und verlaſſen durch die wimmelnden Straßen wandelte, ſagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in ſelbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenſter.“ Als ſie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn ſie hoffte zuerſt Jemand anzutreffen, ehe ſie an einer Stubenthüre anpochte, da ſtand eine betagte freundliche Frau von vornehmem Anſehen in dem Hofe, und fütterte das Geflügel, die Hüner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willſt du hier mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen freundlichen Frau

und erzählte ihr ihre ganze Geſchichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein das eures Brodes bedarf,“ ſagte Franziska, und bat ſie um Dienſt. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Beſcheidenheit und Unſchuld und zu dem naſſen Auge des Mädchens, und ſagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht ſchuldig bleiben. Ich will dir Dienſt geben und für dich ſorgen, wenn du brav biſt.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wiſſen, ob nicht der liebe Gott mich beſtimmt hat ihre Vergelterin zu ſeyn, und ſie war eines reichen rotterdammer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerin. Alſo wurde Franziska zuerſt Hausmagd, und als ſie gut und treu erfunden ward, wurde ſie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann ſie lieb, und als ſie immer feiner und verſtändiger ward, wurde ſie Kammerjungfer. Aber jetzt iſt ſie noch nicht alles, was ſie wird. Im Frühling als die Roſen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer zu ihr auf Beſuch nach Rotterdam, er beſuchte ſie faſt alle Jahre um dieſe Zeit, und als ſie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Vetter erzählte, wie es ausſah, als die Franzoſen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta ſtanden und die Oeſtreicher davor, trat heiter und lächelnd mit allen Reitzen der Jugend und Unſchuld geſchmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen, oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er ſie erblickte, ward es ſonderbarlich um das Herz und die Franzoſen und Oeſtreicher verſchwanden ihm aus den Sinnen.

„Tante," ſagte er zu ſeiner Baſe: „Ihr habt ein bildſchönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es iſt Schade, daß ſie nicht mehr iſt, als das." Die Tante ſagte: „Sie iſt eine arme Waiſe aus Deutſchland. Sie iſt nicht nur ſchön, ſondern auch verſtändig, und nicht nur verſtändig, ſondern auch fromm und tugendhaft, und iſt mir lieb geworden, als mein Kind." Der Vetter dachte das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten ſpazirte, „wie gefällt dir dieſer Roſenſtock," fragte die Tante: der Vetter ſagte: „Sie iſt ſchön, ſehr ſchön." Die Tante ſagte: „Vetter, du redeſt irr. Wer iſt ſchön? Ich frage ja nach dem Roſenſtock." Der Vetter erwiederte: Die Roſe, — „oder vielmehr die Franziska," fragte die Tante. „Ich hab's ſchon gemerkt," ſagte ſie. Der Vetter geſtand ihr ſeine Liebe zu dem Mädchen und daß er ſie heirathen möchte. Die Tante ſagte: „Vetter du bleibſt noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch ſo iſt, ſo habe ich nichts darwider. Das Mädchen iſt eines braven Mannes werth." Nach drei Wochen aber ſagte er: „Es iſt mir nimmer, wie vor drei Wochen. Es iſt noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben ſoll." Alſo geſchah der Verſpruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb ſie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, ſondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenſtergitter, und noch in dieſer Zeit lernte ſie die engliſche Sprache, die fran-

zöſiſche, das Klavierſpielen: „Wenn wir in höchſten Nöthen ſeyn ꝛc. Der Herr, der aller Enden ꝛc. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue ꝛc." — und was ſonſt ein Kammermädchen nicht zu wiſſen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte ſie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein Paar Wochen vorher, und die Trauung geſchah in dem Hauſe der Tante. Als aber von der Abreiſe des neuen Ehepaars die Rede war, ſchaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß ſie noch einmal in ihrer armen Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter beſuchen und ihr danken möchte, und daß ſie ihre Geſchwiſter und Freunde noch einmal ſehen möchte. Alſo kehrte ſie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage, „Kennſt du mich Heinrich," keine Antwort gab, ſagte ſie: „Ich bin Franziska, deine Schweſter." Da ließ er vor Beſtürzung das Schifflein aus den Händen fallen, und ſeine Schweſter umarmte ihn. Aber er konnte ſich anfänglich nicht recht freuen, weil ſie ſo vornehm geworden war, und ſcheute ſich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß ſich in ſeiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum ſo geſchwiſterlich umarmen und zu einander ſagen ſollen Du, bis er ſah, daß ſie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als ſie alle ihre Verwandten und Bekannten beſucht hatte, reiste ſie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig geſtehen, was ihn ſelber an dieſer Geſchichte am meiſten rührt. Am meiſten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die ſterbende Mutter ihre Tochter ſegnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welſchen Meere beſtellt hat, den Segen einer armen ſterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er aller Wege
an Mitteln fehlt's ihm nicht.

Der böſe Winter.

Mancher der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin iſt, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Iſt nicht der Boden, und alles, was noch darin war eingefroren ſchon im frühen November und verſchloſſen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert ſich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geſchrieben haben und wie es ausſah, nicht nur in Moskau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Boryſthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichſel, ſondern auch am Rheinſtrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefrohr zu

gleicher

gleicher Zeit das Waſſer an den Fenſtern zu Eis, ſo daß jedes Stüblein, auch noch ſo klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langſam Waſſer von einem hohen Fenſter herab goß, es kam kein Waſſer auf den Boden, ſondern Eis. Nimmer war es gleich. Aber in den kälteſten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind gieng, er kam nicht tauſend Schritte weit, ſo bekam er Beulen im Geſicht, und die Haut an den Händen ſprang ihm auf. Die Erde war drei Ehlen tief gefrohren. Wollte der Todtengräber einem ſein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerſt einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen laſſen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfrohr in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menſchen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem ruſſiſchen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtauſend Ochſen.

Aber das kühne und muthwillige Menſchengeſchlecht weiß faſt alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu beſiegen, welche die Natur ſeinem Beginnen entgegenſtellt. Es hat ſich nicht zweimal ſagen laſſen: „Machet ſie euch unterthan." Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von ſieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das ſey noch nicht das

höchſte, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Alſo ſetzten ſie mitten auf dem Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es iſt manches Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demſelben gezogen, und zum Wunder und Andenken gegeſſen worden. — Dieß iſt geſchehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das 6 Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unverſehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Alſo war um 3 Uhr ſchon alles auf dem Marſch, bis auf eine einſame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergeſſen wurde und ſtehen blieb. Dem Soldaten auf der einſamen Schildwache wurde jedoch zuerſt die Zeit nicht lang, denn er ſchaute die Sterne an, und dachte: „Glitzert ihr ſo lange ihr wollt, ihr ſeyd doch nicht ſo ſchön, als zwei Augen, welche jetzt ſchlafen in der untern Mühle. Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: es könnte jetzt bald drei ſeyn. Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulöſen. Die Wachtel ſchlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die ſelbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng ins Feld, aber noch ſtand unſer Musquetier unabgelöst auf ſeinem Poſten. Endlich ſagte ihm ein Bauersmann, der auf ſeinen Acker wandelte, das ganze Bataillon ſey ausmarſchirt

ſchon um drei Uhr, kein Kamaſchenknopf ſey mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Alſo gieng der Musquetier unabgelöst ſelber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelſchritt anſchlagen, und dem Regiment nachziehen ſollen. Allein der Musquetier dachte: „Brauchen ſie mich nimmer, ſo brauch ich ſie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es iſt nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich ſelber abgelöst habe, ſo kanns ſpaniſche Nudeln abſetzen,“ er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „der untere Müller hat ein hübſches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübſchen Mund, und der Mund hat holde Küſſe,“ und ob ſonſt ſchon etwas mochte geſchehen ſeyn, geht den Hausfreund nichts an. Alſo zog er das blaue Röcklein aus und verdingte ſich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, ſo antwortete er, wie jener Hüninger Deſerteur, es ſey ihm ein Unglück begegnet, ſein Regiment ſey ihm abhanden gekommen. Brav war der Burſche, hübſch war er auch, und die Arbeit gieng ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber deſto beſſer ſchickte ſich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heyrath kam zu Stande. Alſo lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beiſammen und bauten ihr Neſtlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, ſchaute ihn ſein Frau bedenklich an, „Fridolin, es iſt jemand da geweſen, der dich nicht freuen wird.“ — „Wer?“ — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde ſind ſie wieder da.“ Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und ſah mit

naſſen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken ſagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obriſt.“ Alſo zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und ſagte ſeinem Schwiegervater, was er thun ſoll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achſel und gieng wieder auf ſeinen Poſten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obriſten. „Habt doch ein Einſehen, Herr General, mit dem armen Menſchen, der vor einem Jahr auf den Poſten geſtellt worden iſt draußen an der Waldſpitze. Iſt es auch permittirt eine Schildwache ein geſchlagenes Jahr lang ſtehen zu laſſen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulöſen.“ Da ſchaut der Obriſt den Hauptmann an, der Hauptmann ſchaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu ſehen, und wie der arme Menſch müſſe zuſammengeſchmoret ſeyn, gleich einem Vorſtorfer Aepfelein, das ſchon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreiter, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Poſten geführt hatte und löste ihn ab: „Präſentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marſch,“ nach ſoldatiſchem Herkommen und Geſetz. Hernach mußte er vor dem Obriſten erſcheinen, und ſeine junge hübſche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm alles erzehlen. Der Obriſte aber, der ein gütiger Herr war, ſchenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu ſeinem Abſchied.

Das Seewunder.

Vor Zeiten ſprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Baſilisken und Meerwundern. Heut zu Tag ſieht man ſie faſt nur noch auf den Wirthshausſchildern. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber ſeit vielen Jahren iſt gleichwohl wieder das erſte Meerwunder erſchienen an den Küſten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menſchliches Antlitz und hinten mit Haaren beſetzt. Die Bruſt war mit einem rothlechten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber ſah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachſen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, ſo viel man durch das Waſſer ſehen konnte, war Fiſch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte ſich dieſes Geſchöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichſam zur Kurzweil, oder ſeine Kunſt an den Tag zu legen. Man redete es in ſchottländiſcher, hernach auch in franzöſiſcher Sprache an, weil dieſes die bekannteſte iſt. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich ſind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, alſo, daß man nicht verſtehen konnte, was es ſagte.

Es haben ſchon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres ſolche Meerwunder in zahlreicher Menge beiſammen ſitzen, und gleichſam ein menſchliches Seeleben mit einander führen,

alſo daß ſie auch ihre Schulmeiſter, Nachtwächter und Vögte haben. Das Waſſer über ihnen iſt gleichſam ihre Luft, und die Fiſche, die über ihren Köpfen herumſchwimmen, ſind ſo zu ſagen, ihre Vögel. Aber gleicherweiſe als wir unſere höchſten Berge z. B. in der Schweiz nur ſelten beſteigen, und nicht lange ausdauern können, in der Lauterkeit und Kälte der oberſten Luft, alſo kommt auch ſelten ein ſolcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforſcher, durch das Waſſer bis an die ſchottländiſchen Küſten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür ſchwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede iſt, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 ſtehen wird, er ſey hinaufgekommen, bis wo kein Waſſer mehr iſt, aber das Land gehe noch über das Waſſer hinaus, und es leben daſelbſt Erdwunder, zweibeinige Fiſche, ohne Schuppen und Floßfedern, die ganz zahm ſcheinen, wenn ihnen anders zu trauen ſey. Er habe ſie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache ſey ihm unverſtändlich vorgekommen, und ſo viel er merken könnte, hätten ſie es in der Redekunſt noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

Der gläſerne Jude.

Im letzten Krieg floh ein polniſcher Jude vor einem Huſaren, der ihn zuſammenhauen wollte, in das Haus ſeines Schwagers. Der Schwager, der ſonſt ſein Freund nicht war, ſteckte ihn gleichwohl in einen Kornſack und legte ihn auf den Boden. „Mauſel

rühr' dich nicht, ſonſt ſind wir beide kapores." — „Doved ich rühr mich nicht." Kommt auf einmal der Huſar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und, „wo iſt der Spitzbub," ſchrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiederte: „Na geſtrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge iſt. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd." Der Huſar erwiederte: „Wo der Spitzbub iſt, will ich wiſſen, der mich um vier Thaler betrogen hat," und viſitirte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in dieſem Sacke da," fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grauſamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas." Da hieb im Zorn der Huſar zuerſt mit flachem Sabel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, ſo viel Schwielen. Der Jude aber der darin ſteckte, dachte: „ich will meinen Schwager nicht ſtecken laſſen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Huſar meinen ſollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Huſaren ſelbſt ſo lächerlich vor, daß ſchon ſein halber Zorn gebrochen war. Alſo ſchlug er auch noch die andere Hälfte deſſelben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer ſchneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Huſar fort war und der Jude blutrünſtig aus dem Sack ſchlüpfte und ſich beſchaute: „Gottes Wunder," ſagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.

Einer oder der andere.

Es iſt nichts lieblicher als wenn bisweilen gekrönte Häupter ſich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablaſſen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, ſey es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt geſellt ſich zu ihm ein anderer gar ſtattlicher Reiter, welches der König war, und ſein kleines Gefolge blieb abſichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geſchäfte in Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gerne unſern guten König einmal ſehen, der ſo väterlich ſein Volk liebt.“ — Da lächelte der König, und ſagte, „dazu kann euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es iſt unter den vielen, wenn ich ihn ſehe!“ — Der König ſagte: „Dafür iſt Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblöſen.“ Alſo ritten ſie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübſch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeſchicktes thun kann, ſey es gute Meinung oder Zufall, das thut ſie. Aber ein gerader und unverkünſtelter Bauersmann, was er thut und ſagt, das thut und ſagt er mit ganzer Seele, und ſieht nicht um ſich, was geſchieht, wenn's ihn nichts angeht. Alſo gab auch

der unſrige dem König auf ſeine Fragen nach dem Landbau, nach ſeinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, geſprächige Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch ſah, wie ſich alle Fenſter öffneten, und alle Straßen mit Leuten ſich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, gieng ihm ein Licht auf. „Herr," ſagte er, und ſchaute ſeinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder ſeyd ihr der König oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König, und ſagte: „Ich bin's. Wenn ihr euer Rößlein eingeſtellt und euer Geſchäft verſorgt habt," ſagte er, „ſo kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagsſüpplein aufwarten, und euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieſer Geſchichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Geſellſchaft aus Vergeſſenheit oder Unverſtand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seyd ihr der König oder der Bauer?"

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatſchiere, gieng ein neu angenommener Hatſchier in ein verdächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „weil ich noch nicht

lange angenommen bin, ſo kennt mich niemand, und niemand nimmt ſich vor mir in acht, vielleicht gibts etwas zu fiſchen.“ Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatſchier fordert einen Schoppen, der betagte Mann ſetzt ſich an den nämlichen Tiſch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tiſchen ſaßen mehrere Leute, und ſprachen in Frieden und Eintracht von allerlei von dem Elephant, von dem großen Diebſtahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tiſch, und ſagte: „zum Exempel, dieß wäre die Donau.“ Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und ſagte: „Jetzt das wär Ulm.“ Ein anderer als er Ulm nennen hörte, ſagte zu dem betagten Mann. „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerb daſelbſt. Aber die alten Zeiten ſind nicht mehr.“ Der betagte Mann ſagte: „Landsmann, Ulm iſt überall, die guten Zeiten ſind nirgends mehr,“ und fieng an zu habern und ſich zu vermeſſen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es ſich nicht geziemt. Da wurde der Hatſchier im braunen Ueberrock aufmerkſam und ſtille, und ſagte endlich: „Guter Freund, ich warne euch.“ Der betagte Mann aber ſagte: „Was habt Ihr mich zu warnen,“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und ſchimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatſchier ſagte: „Guter Freund ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiederte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr iſt muß man reden dürfen. Was bleibt einem

noch übrig, als die freie Rede, und ſo und ſo." Da ſchlug der verkleidete Hatſchier den braunen Ueberrock zurück, und zeigte ſich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufſchlägen und einem Bandelier. „Jetzt guter Freund," ſagte er, „jetzt kommt mit mir!" Da ſtellte ſich der Mann, als er an dem Rock den Hatſchier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund," ſagte er, „ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernſt angeſehen haben. und nicht erſt heute auf die Welt gekommen ſeyn. Ich ſehe ſchon," ſagte er, „wir müſſen eine Bouteille mit einander trinken, daß ihr mich beſſer kennen lernt, und forderte noch eine Bouteille, und winkt der Wirthin, „Vom Guten." Allein der Hatſchier ſagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken," und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arreſtant fort zu reden: „Ihr meint zum Beiſpiel ich ſey ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geſchimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweiſen, denn ihr ſeyd auch eine obrigkeitliche Perſon und ich habe vor euers gleichen Reſpekt." Alſo zog er einen Kronenthaler aus der Taſche, und wollte ſich damit loskaufen. Aber der Hatſchier ſagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen." Eine Gaſſe weiter, fuhr der Arreſtant fort: „Was gilts ihr ſeyd noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu ſorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem ſchönen Weibsbild führen." Der Hatſchier erwiederte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild." Als ſie aber mit einander in den Polizeihof,

und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fieng der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein luſtiger Mann iſt, und ſagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Denn es iſt jetzt Zeit dem geneigten Leſer zu ſagen, daß der Arreſtant ſelber ein alter Hatſchier war, und hatte ſich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er ſeine Pflicht thut. Deswegen ſagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arreſtant ſchaute ihn gebieteriſch an, und ſagte: „Es iſt an mir zu reden, ich bin älter im Dienſt. Ihre Gnaden Herr Stadtvogt,“ ſagte er, „dieſer junge Mann iſt probat und wir können uns verlaſſen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat ſich nicht von mir beſtechen oder breitſchlagen laſſen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm ſolches wohlgefalle, und ſchenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem ſolchen Ort mag es nicht gut ſeyn, ein Spitzbube zu ſeyn, wo ein Hatſchier ſelber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein iſt noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden iſt. Hat er nicht dem Hausfreund einen ſchönen Pfeiffenkopf von Dresden zum Andenken geſchickt, und iſt ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

Die Beſatzung von Oggersheim.

Zu Oggersheim gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man ſich ſtellt, als im dreißigjährigen Krieg unverſehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen faſt alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu ſchließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Oeffnen. Denn als der ſpaniſche Feldhauptmann Don Gonſalva hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis Morgen um dieſe Zeit den Platz nicht übergebt, ließ er hinein trompeten, alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den ſpaniſchen Sturmmarſch ſchlagen laſſe, und doch hineinkomme," da ſahen die Helden einander an und ſagten: „der Weg nach Mannheim iſt doch der ſicherſte. Nur einer dachte: Was ſoll ich thun? Meine Frau ſteht an ihrem Ziel. Soll ſie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen ich bleibe da." Als nun die andern alle ſich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weiſſen Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das ſpaniſche Lager: „Kund und zu wiſſen ſey euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garniſon und der ehrſamen Bürgerſchaft! Ihr ſollt uns verſprechen das Eigenthum zu ſchonen, und die proteſtantiſche Religion unangefochten zu laſſen. Wenn ihr dieſes thut und halten wollt, ſo

ſollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter." — Da ſahen der Feldhauptmann und ſeine Leute einander an. „Ja, Nein — Nein, Ja. Was ſollen wir katholiſches Blut vergießen laſſen," ſagte endlich der Feldhauptmann, „um einen ketzeriſchen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in dieſem Bauernſtädtlein für Schätze finden;" und rief mit lauter Stimme: „Akkordirt!" Nach einer Stunde, als der Feind mit geſchloſſenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war niemand. — „Sie werden am innern ſeyn." Am innern Thor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz ſeyn." — Auf dem Platz ſtand mutterſeel allein mit dem weiſſen Fähnlein der herzhafte Burgersmann. „Was ſoll das heiſſen? Wo iſt der Kommandant und die Beſatzung, wo iſt der Burgermeiſter und der Rath." Da fiel der Burgersmann dem Feldhauptmann auf die Knie nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der ſich Euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern ſind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau iſt noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächſter Tagen eintreffen. Unterdeſſen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich ſeit geſtern hätte deſertiren wollen, ich hätte mich ſelber wieder einfangen und Spißruthen jagen müſſen." Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufſtehn, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verſtanden, ſo leiſtete er doch was er verſprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen

der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden," ſagte er, „wolltet ihr mir nicht auf eine Viertelſtunde euern Feldpater leihen, wenn er evangeliſch taufen kann? der ehlenlange Rekrut iſt angekommen und ſchon einquartirt," da ſagte der Feldhauptmann. „Ja braver Kammerad und ich will Gevattermann ſeyn und dein Kind zur Taufe halten." Alſo hielt der General das Kind zur Taufe und ſchenkte ihm ein ſpaniſches Goldſtück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spaniolen wieder weiters.

Die Schlafkameraden. *)

Eines Abends kam ein fremder Herr mit ſeinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Braſſenheim an, und ließ ſich bei dem Nachteſſen beiderlei wohl ſchmecken, nämlich das Eſſen ſelbſt, und das köſtliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tiſch dachte: „ich will meinem Herrn keine Schande machen," und trank, wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, ſagend zu ſich ſelbſt, „der Wirth ſoll nicht meinen, daß wir Knicker ſind." Nach dem Eſſen ſagte der Herr zu dem Lindenwirth! „Herr Wirth ich hab' an eurem Rothen ſo zu ſagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flaſche voll in das Schlafſtüblein." Der Bediente hinter dem Rücken des

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!" denn ſein Herr ließ ſich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reiſen auch ſein Leibgardiſt war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube ſchlafen mußte, und je einmal, wenn er ſich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig, und dachte: „Ich will nicht wunderlich ſeyn. Es iſt ja nicht das erſtemal, daß er's thut." Alſo trank an ſeinem Tiſch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tiſch dachte der Bediente: „Es iſt ein harter Dienſt, wenn man trinken muß, anſtatt zu ſchlafen, zumal ſo ſtarken." Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flaſche holen mußte, nahm er für ſich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fieng endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwiſchen der Thüre und dem Fenſter auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für ſich: „Soll leben der Mohametsknochen." Oder als der Herr von dem Seminariſten las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo, ſagte er, wackerer Seminariſt!" Der Bediente aber ſtammelte für ſich, „ſoll leben der wackere Seeminiſter, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Haſt du's gehört Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf," fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten," erwiederte der Diener; und ſo oft jener z. B. ſich räuſperte oder gähnte, räuſperte ſich und gähnte der Anton auch. Endlich ſagte der Herr: „Anton jetzt

wollen

wollen wir ins Bett." Der Anton ſah ſeine Flaſche an, und erwiederte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf ſeyn in der Wirthſchaft." Denn ſeine Flaſche war leer. Aber in der Flaſche des Herrn war noch ein Reſtlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Reſtlein in der Flaſche des Herrn ſey. Alſo ſtand er auf, und trank es aus. „Sonſt verriecht es," dachte er. Als er aber ſich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett ſeines Herrn. Denn beide Betten ſtanden an der nämlichen Wand mit den Fußſtätten gegen einander. Alſo legte ſich der Anton neben ſeinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Geſicht, weil er meinte, er liege wieder in ſeinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte ſelbſt nicht recht wie? „Soll ich denn geſtern Abend haben Backenſteinkäs herauf kommen laſſen," dachte er. Als er aber ſich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand ſey, fühlte er auf einmal neben ſich etwas lebendiges und warmes, und das warme und lebendige bewegte ſich auch. Jetzt rief er, „Anton, Anton," mit ängſtlicher und leiſer Stimme, das der unſichere Schlafkamerad nicht aufwachen ſollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," ſchrie er endlich in der Herzensangſt ſo laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden," erwiederte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hülfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiederte der Bediente, und wollte ſich ſtrecken, ſo zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam.

„Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab," und ſuchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung." „Meiner will mir die Naſe aufſchlitzen, ſchrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus ſchrie der Herr und komm mir zu Hülfe." — Alſo faßte der Bediente ſeinen Mann an den Beinen, und dieſer als er Ernſt ſah, faßte er ſeinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen alſo die Beiden mit einander, daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unſichtbaren Mächte an, ſie ſollten ſeinem Gegner den Hals brechen, was auch faſt hätte geſchehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der ſchon auf war, einen Fall, daß alle Fenſter zitterten, und der Perpendickel an der Wanduhr ſich in die Ruhe ſtellte. Als er aber geſchwind, mit dem Licht und dem Hauptſchlüſſel hinauf geeilt war, ob ein Unglück ſich zugetragen habe, denn er kannte ſeinen Rothen, lagen Beide mit einander ringend auf dem Boden, und ſchrieen Zeter Mordio um Hülfe. Da lächelte der Wirth in ſeiner Art, als ob er ſagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber ſchauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du biſt es ſelbſt Anton," ſagte der Herr. — „So, ſeyd nur Ihr es geweſen," erwiederte der Diener, und legten ſich wieder, ein jeder in ſein Bett, worein er gehörte.

Der Herr Wunderlich. *)

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst ſie der Zufall wieder aus den Fangſtricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktpatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus ſagte der Bürger, bis zum Eiſenladen, hernach links in die Gaſſe, hernach beim erſten Brunnen wieder rechts, hernach! beim rothen Löwen wieder links. Numero 428. iſt mein Haus, Jakob Wunderlich.“ Und bis ſo weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Iſts nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerſt noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da,“ und repetirte für ſich: Eiſenladen, — links — rechts — links — Numero 428. Aber in der Kneipe ſaßen bei einem Sauereſſen auch ſchon ein paar luſtige Geſellen, und als ſie ihn ſahen herein kommen, ſtieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's ſelber geſehen haben, ſagte er, und bei den Ruſſen geweſen ſeyn, wenn man's glauben ſoll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, 20 Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger iſt eine Piſtole, die Zähne ſind Palliſaden mit Feldſchlangen dazwiſchen, die Naſe ein Boll-

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

werk., die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar iſt ein Bajonet, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein ſolcher Sabel läßt ſich auseinander ziehen, wie ein Perſpektiv für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, ſo zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen ſind ihnen Schiffe gewachſen, und es iſt ihnen einerlei, ob auf dem Waſſer, oder auf dem Land. Der Mann ſchuldert ſeinen Acht und vierzigpfünder. Jeder hat ſieben Leben. Tödet ihr ihm eins, ſo hat er noch ſechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leſer wird an dieſem Müſterlein genug haben. Unſerm Bauersmann aber vergieng Hören und Sehen, und ſo weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entſetzen der Eiſenladen, die Gaſſe links, die Gaſſe rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß heraus verſchwunden, und wen er fragte, „Guter Freund, wißt ihr mir nicht zu ſagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, ſo und ſo ſieht er aus," der gab ihm keine Antwort oder eine falſche. Der eine ſagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort ſagte ein anderer: „Nein, er iſt ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorſtadt Numero 916. Glücklicher Weiſe führte ihn ſein Weg nach der untern Vorſtadt, durch die Schulgaſſe und einige Schüler ſtanden vor der Thüre. „Die Bürſchlein, dachte er, wiſſen ſonſt den Beſcheid in der Stadt herum am beſten, weil ſie der Wind aus allen Gaſſen zuſammen weht." „Junger Herr," ſagte er zu einem, „wolltet ihr mir nicht ſagen, wo der Herr wohnt, der mir dieſes Holz abgekauft hat, und ſo und ſo." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf,

erwiederte: „Guter Freund ich bin noch nicht in der ſchwarzen Kunſt, ich bin noch in der Philoſophie, (ſo hieß die Claſſe, worin er ſaß.) Wenn ihr aber," ſagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drin ſteht: Tunkus, Blemſum, Schalelei, Ikmack und Norma, der ſchlagts euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tiſch. „Herr Magiſter ich habe vergeſſen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch dort ſagen." Der Schulherr aber ſchaute dieſe Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, alſo daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund," wollte er ſagen; „das iſt wohl wunderlich von euch, daß ihr meint, ich könne euch aus meinen Büchern ſagen, was euch im Kopf fehlt." Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das iſt wohl Wunderlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig," ſagte er, „es iſt Herr Wunderlich. Sapperment," ſagte er, „daß heiß ich ins Schwarze getroffen gleich auf den erſten Schuß und ohne Buch" und entſetzte ſich jetzt noch vielmehr über die allwiſſende Gelehrſamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm ſeine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Alſo hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Muthwillen.

Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der ſich mit Reden mauſig machen wollte, ſagte jemand: „Was wollt ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh ſeyn, wenn man euch hier duldet.“ — „Meint ihr,“ ſagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich ſo lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, ſie ließen mich nimmer fort.“

Die Waizenblüthe.

Nie muß ſich einer über ein fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, ſonſt kommt die Zeit, es freuen ſich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man ſagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe — ſagt man: „Mein Waizen blüht.“ Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber, und ſagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht.“ Nemlich weil es neue Häuſer aufzuſchlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg ſah, fiel er im nemlichen Augenblick in einen Graben, und brach einen Arm

entzwei. Da ſagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen ſey zeitig.“ — Der geneigte Leſer verſtehts.

Veronika Hakmann. *)

Der geneigte Leſer hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geſchichte von jenen zehn frommen alten Dienſtboten las, und kennt noch alle wie ſie heißen und ausſehen. Dem Hausfreund aber iſt es in dieſem Augenblick zu Muthe, wie wenn er im Spätjahr ſeinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt ſey nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermuthet noch einen einſamen ſchönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm ſchier **) ſo große Freude, als die andern alle.

Im Jahr 1744 als der Kurfürſt Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim, Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und trug ſein Söhnlein auf den Armen herum und hütete ſein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachſen und ſelber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war ſie noch

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

**) ſchier ſo viel als: faſt.

immer im Hauſe und trug und pflegte nun ſeine Kinder, wie ſie ihn getragen hatte, und es geht noch lange ſo fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres erſten Dienſtherrn ein Sohn geboren war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war ſie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienſtmagd, ſondern ſo zu ſagen, als ein werthgewordenes Erbſtück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele gieng, kam es ſie, wie ein Sehnen an, und „Du," ſagte ſie zu ihrem Brodherrn, „gib mir dein Kind ein wenig," denn ſie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Reſpekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil ſie ihn erzogen hatte, ſagte zur Magd: Ihr. „Warum verlangt ihr das," fragte er ſie, „ſo doch „Eure Arme nicht mehr im Stande ſind etwas zu „tragen, und Eure Knie kaum euch ſelber halten „können." Sie erwiederte: „Ich habe Dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, ſo möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich ſterbe." Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen und er hieß die alte treue Greiſinn niederſitzen, und neben ſtehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt. „Gott lohne Euch, ſagt er zu ihr, alles was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie ſagte: „Er wird mich bald zu ſich nehmen." Ein und Sechszig Jahr war ſie im Dienſt und Brod des nemlichen Hauſes, und ſtarb Anno 1805 im achtzigſten Jahr ihres Lebens.

Der Friedensſtifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in ſeiner Nachbarſchaft hatten ſich gegenſeitig im Wirthshaus beleidigt, und waren doch zu honett einander anzugreifen, und zu eigenſinnig, einander zu vergeben. Alſo nährten ſie den Unfrieden im Herzen. Das klagte jemand dem Herr Theodor, und wie alle Mittel vergeblich ſeyen, ſie mit einander zu verſöhnen. Der Herr Theodor ſagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne ſie. Bis Morgen ſind ſie gute Freunde.“ Alſo bat er jeden ins beſondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht eſſen wollte, und ſetzte ſie an den Tiſch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort, oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löſchte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und ſagte: „Nichts für ungut! Ich wills gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinaus gieng, gab er dem einen von der Seite her, wo der andre ſaß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Alſo gab dieſer dem andern zwei, und alſo ſetzten ſie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerſchlugen ſich, wo jeder im Finſtern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wieder kam und traf ſie an im wilden Kampf und Handgemeng ſagte er: „das iſt recht gut und löblich, ehrenwerthe Nachbarn und Gäſte, daß ihr euch gegen einander expliciert, und ich habs ſchon den ganzen Abend gemerkt,

daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich ſehe, daß es euch aufrichtig um Ausſöhnung zu thun iſt, weil jeder dem andern ſeine Meinung unverholen zu verſtehen giebt. „Ihr hättet nicht ſagen ſollen, daß ich Trumpf verläugne, ſagte der eine, ſo ich doch Farbe angegeben habe." Der andere ſagte: „Ihr hättet nur nicht gleich ſchimpfen dürfen. Ein Herz iſt bald für einen Eckſtein angeſehn. Ihr wißt wie ſchmutzig die Charten ſind." Drauf ließ ſich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und ſchlichtete ihn vollends aus; den andern Tag waren ſie wieder gut Freund.

Die Allemannen am Rheinſtrohm.

Der geneigte rheinländiſche Leſer hat vor einem Jahr mit ſeltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgeſehen hat in dem Lande ſeiner Heimath von Anbeginn bis um das Jahr nach Chriſti Geburt zweihundert, und er hat ſichs nicht verdrießen laſſen, unterdeſſen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen iſt, und wer die Allemannen ſind, die der Hausfreund ſo zu ſagen, wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert, im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß niemand recht zu ſagen, wer dieſe berühmten Allemannen waren, noch wo ſie auf einmal hergekommen ſind, wiewohl es ſind dem zahlreichen geneigten Leſer am Oberrhein ſeine wahren Stammväter und

Altvordern, von deren Blut er abſtammt, große grobgliederige Menſchen mit blauen Augen, krauſen rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trutz, fröhliche Trinker und Spieler, ohne Kenntniſſe. Es geht noch manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie ſie heutzutag in die Schule gehn, ein Additionsexempel angeſetzt, oder ein ABC Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Leſers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Mütterlein backe Sträublein daraus," ſie hätten nichts wiſſen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunſer, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche giengen ſie nach Schafhauſen an den Rheinfall, oder in die dichteſten Wälder, oder auf den Belchen. Denn ſie beteten unſichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opferten ihnen Pferde. Sonſt war ihre liebſte Beſchäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften ſie mit den Römern in unverſöhnlichen Kriegen zuerſt um die Landſchaften zwiſchen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günſtig ſchien, fielen ſie in das römiſche Gebiet jenſeits der Flüſſe ein, und ſpannen meiſt wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leſer müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich ſey, daß er nach anderthalbtauſend Jahren noch von dieſem Heldenvolk abſtammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren ſollte, was es von einem Feldzug zum andern für ſchreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo

ein Thal des Schwarzwaldes ſich aufthut, flutheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen ſiegesluſtig hinaus, jetzt die Römer racheſchnaubend mit Feuer und Schwerdt hinein. In alle Bäche floß allemanniſches Blut. Mehr als einmal giengen nach römiſchen Berichten, die Allemannen hunderttauſend Weiſe in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geſchäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Denn die nakte deutſche Tapferkeit und Kraft, ohne die Kunſt des Krieges, vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharniſchten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünſte, mit unter auch Schelmenſtücklein. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen, und die Römer anzugreifen, wo wir ſie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heim zu kommen, und die Feinde abzuhalten, daß ſie nicht über den Fluß hinüber nachſetzten, war oft etwas Schweres. Die Geſchichte erwähnt eines mannhaften deutſchen Fürſten und Heerführers mit Namen Chnodomar, ſie erwähnte auch eines Fürſten und Helden mit Namen Badomar, der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten ſeinen Sitz hatte, wo itzt Thumeringen ſteht im Wieſenkreis, alſo daß dieſes Ort zuerſt geheißen hatte Badomaringen. Der iſt manchmal auf ſeinem Hengſt durch die Wieſe geritten,

oder im Käferhölzlein auf der Jagd geweſen und hat mit lüſternen Augen hinüber geſchaut in das Gebiet der Römer jenſeits Rheins. Chnodomar und Badomar und andre deutſche Fürſten als Uri, Urſiz Veſtralp und mehrere giengen mit ihren Heerſchaaren über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römiſchen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen ſchien, war ſie verloren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein, und haußte heidniſch mit den Leuten. Aber Badomar, der König von Thumringen, rettete ſich und ſein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch Liſt und ſchändlichen Verrath in ihre Gefangenſchaft und ſchleppten ihn nach Spanien. Später wurde auch ſein Sohn Vitigab ein gar feines und kluges Herrlein auf Anſtiften der Römer von ſeinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leſer zu einer ſolchen ſchlechten Aufführung? Viele tauſend biedere Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigſten mehr erfahren, was aus ihnen geworden iſt, ausgenommen ein Mägdlein von Doneſchingen Namens Bißlein, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er ſich nicht nachher in daſſelbe verliebt, und laut geſagt, es ſey in ganz Rom kein Mädchen mit dieſem allemanniſchen Töchterlein zu vergleichen. — Wenn er itzt erſt käme, und eins ausſuchen dürfte. Aber in der That man weiß nicht zu ſagen, wo die vielen Menſchen hergekommen ſind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grauſamen Landes-

Verwüſtungen noch übrig waren, kraftvoll und rüſtig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfieng zu zerbrechen. War nicht auf einmal ſelbſt das ganze jenſeitige Rheinland von Baſel bis nach Mainz und bis an die jenſeitigen Gebirge unterthan der allemanniſchen Macht? Alles ſchien ſich wieder zu erheben, bis ein neues kriegeriſches Schauſpiel begann. Drauſſen über dem ſchwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und ſeltſame Völkerſchaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten die Hunnen, ein wildes räuberiſches Geſindel, und es wird nicht viel gefehlt ſeyn, ſo war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der ſchlimmſte unter allen. Attila brach um das Jahr 451 mit ſeinem Volk aus ihren Wohnſitzen auf, um in Europa, ſo weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu ſengen und zu brennen und zu morden, und wo er hinkam, in den erſten 24 Stunden war alles verwüſtet und verödet, und je weiter er zog je furchtbarer vermehrte ſich ſein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerſtrom in ſeinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldſtröme die ſich rechts und links her in ſeine Fluthen ergießen. Jetzt iſt der Hunnenkönig ſchon am Sauſtrom in Ungerland, jetzt ſchon an der Donau, jetzt ſchon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig ſein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es iſt einerlei wie viel man ſagt, ob hunderttauſend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar ſchlug der Allemann die Hand an's Schwerdt. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne

ſagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns." Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen ſeyen auch ein wenig mitgegangen auf's Abentheuer. Vogel friß oder ſtirb. Alſo gleich über dem Rhein zerſtörten ſie die ſtolze Stadt Augſt. Zwei Dörfer ſtehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit ſind noch ſichtbar. Hierauf zogen ſie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen ſie auch und ſuchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Allemannen aber erhoben ſich wieder, und was will der geneigte Leſer ſagen, bis zum Jahr 496 waren ſie eines der mächtigſten Völker in Deutſchland. Von Mainz und Cölln bis weit in die Schweiz hinauf bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unſer, und unſern Zorn büßten die alten römiſchen Städte, ſelbſt Straßburg nicht ausgenommen und Conſtanz. Damals konnte ein Allemanne ſich etwas einbilden, wenn er ſagte: W i r.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leſer die Freude an ſeinen Voreltern ein Jahr lang gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der allemanniſchen Macht wird es geſchwind geendet ſeyn. Denn die Deutſchen wiſſen von nichts anderm, als wenn ſie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, ſo thun ſie einander den Gefallen ſelber. Sie meinen, es ſey beſſer, wenn die Feinde auch mit einander in der nemlichen Sprache reden können. Alſo griffen jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutſche Völker, eins das andere ſelber an, und repetirten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehema-

ligen Herzogthum Jülich die Schlacht zwiſchen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung ſeyn, dieſe Schlacht ſey nicht einmal bei Zülpich, ſondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg ſchon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Allemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangſt und Verzweiflung der fränkiſche König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob, und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, ſo wolle er ja gerne ein Chriſt werden, ſeine Frau ſey es ohnehin ſchon. Es waren aber damals ſchon ganze chriſtliche Regimenter unter dem fränkiſchen Heer, und einer rief dem andern zu: „du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, ſo will er ſich taufen laſſen. Alſo ſchlugen die Chriſten unbarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrſchaft auf immer.

Wer dieſe Franken ſonſt ein wenig geweſen ſind, und wie es unſern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen iſt, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leſer aber wird klug ſeyn, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kiſtlein legen, bis er alle beiſammen hat. Bereits aber wird er ſeine luſtigen Thäler, voll Kirchthürme, ſeine fruchtbaren Felder und Hügel, ſeine Berge mit andern Augen anſehen, wenn er ſich daran erinnert, was ſich hier ſchon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob es ſind jetzt gleichwohl beſſere Zeiten.“

Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor geſagt? „Ihr Landleute," ſagte er, „habts doch immer gut. Wenn des Getraides wenig gewachſen iſt, ſo verkauft ihr es um einen theuern Preis. Iſt es wohlfeil, ſo habt ihr viel zu verkaufen und löſet auch viel Geld." — „Umgekehrt Herr Doktor," ſagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getraide theuer iſt, ſo haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, iſt es wohlfeil und macht uns doch nicht reich." — Auch gut gegeben.

Verloren oder gefunden.

An einem ſchönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in ſeinem Kaläſchlein noch ſpät vom Braſſenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nemlich den Herrn Vogt und ſeinen Rauſch. Unterwegs am Straßwirthshaus ſchauten noch ein paar luſtige Köpfe zum Fenſter heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein wenig einkehren, und eines Beſcheid thun wolle; die Nacht ſey mondhell. Der Herr Vogt ſcheute ſich weniger vor dem Beſcheid als vor dem Ab= und Aufſteigen in das Kaläſchlein, maßen es ihm ſchon am Morgen ſchwer wird, aber am Abend faſt unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir

wollen das Kaläſchlein auf die Seite umlegen, und ihn abladen," aber kürzer war es doch, man ging mit der Flaſche zu ihm hinaus. Aus einer Flaſche wurden vier und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Beſinnung band. Als er aber eingeſchlafen war, führten die luſtigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße ſitzen. Früh aber als ihn vor dem Fenſter des Wirths die Wachtel weckte, kam er ſich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er ſey und wo er ſich befinde. Denn nachdem er ſich eine Zeitlang umgeſehen und die Augen ausgerieben hatte, ſagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trubenbach bin, oder nicht. Denn bin ichs, ſo hab ich ein Rößlein verloren, bin ichs aber nicht, ſo hab ich ein Kaläſchlein gefunden."

Liſt gegen Liſt.

Einem namhaften Goldſchmied hatten zwei vornehm gekleidete Perſonen für 3000 Thaler koſtbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten ſie ihm tauſend Thaler baar, legten alles was ſie ausgeſucht hatten, in ein Schächtelein zuſammen, ſiegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldſchmied gleichſam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigſtens kam es dem Goldſchmied ſo vor, als wenn es das nemliche wäre. „In 14 Tagen," ſagten ſie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang. Alles wurde ſchriftlich gemacht. Allein es vergehen

drei Wochen, niemand meldet ſich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldſchmied: „Was ſoll ich euch euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt darinnen liegen haben?" Alſo wollte er das Schächtelein in Beiſeyn einer obrigkeitlichen Perſon eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldſchmied," ſagte der Aktuarius, „wie ſeyd ihr von den zwei Spitzbuben angeſchmiert." Nemlich in dem Schächtelein lagen ſtatt Edelgeſtein Kieſelſtein, und Fenſterblei ſtatt Goldes. Die zwei Kaufleute waren ſpitzbübiſche Taſchenſpieler, böhmiſche Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldſchmied ein anderes zurück, welches ebenſo ausſah. „Goldſchmied," ſagte der Aktuarius, „hier iſt guter Rath theuer. Ihr ſeyd ein unglücklicher Mann." Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein und wollte dem Goldſchmied allerlei krummgebogenes Silbergeſchirr und einſechtige Schnallen *) verkaufen, und ſah den Spektakel. „Goldſchmied," ſagte er, als der Aktuarius fort war, „euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlaſſen. Haltet euch an praktiſche Männer. Habt ihr das Herz eine Wurſt an eine Speckſeite zu ſetzen, euch iſt zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt iſt; ich ſchaff euch die Spitzbuben wie-

*) „Einſechtige Schnallen" ſind ſolche, wo vom gleichen Paar nur Eine vorhanden iſt.

der ins Haus." — „Wer ſeyd ihr, um Vergebung," fragte der Goldſchmied? — „Ich bin der Zundelfrieder," erwiederte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengeſicht. Wer den Frieder nicht perſönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann ſich keine Vorſtellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er ſich anſtellen, und dem vorſichtigſten Menſchen ſo unwiderſtehlich das Herz und das Vertrauen abſtehlen kann, wie das Geld. Auch iſt er in der That ſo ſchlimm nicht, als man ihn zwiſchen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldſchmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am beſten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum, (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen) kurz der Goldſchmied vertraut ſich dem Frieder an: „Aber ich bitte euch," ſagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt euch auf mich," ſagte der Frieder, „und erſchreckt nicht allzuſehr, wenn ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden ſeyd!" „Vielleicht iſt der Frieder auf einer Spur?" Nein, er iſt noch auf keiner. Aber wer in ſelbiger Nacht dem Goldſchmied auch noch 4 Dutzend ſilberne Löffel, 6 ſilberne Salzbüchslein, 6 goldene Ringe mit koſtbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leſer, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „das geſchah dir recht." Deſto beſſer. Denn dem Goldſchmied war es auch recht. Nemlich auf dem Tiſch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangſchein, daß er obige Artikel richtig erhalten

habe, und ein Schreiben, wie ſich der Goldſchmied nun weiter zu verhalten habe. Nemlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebſtahl bei Amt an, und bat um einen Augenſchein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das verſiegelte Schächtelein mit ſeiner ganzen Beſchreibung mit in das Verzeichniß zu ſetzen, um etwas. Der Amtmann ſah ins Klare und verwilligte ihm den Wunſch. „Einem honetten Goldſchmied,“ dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun. Alſo verlauft es ſich in alle Zeitungen, dem Goldſchmied ſey geſtohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein ſo und ſo, mit vielen koſtbaren Edelgeſteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb,“ ſchmunzelte dort ein böhmiſcher Jud dem andern zu, „der Goldſchmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm geſtohlen iſt?“ — „Deſto beſſer,“ ſagte der Löb, „ſo muß er uns auch unſer Geld zurück geben, und hat gar nichts.“ Kurz die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldſchmied. „Seyd ſo gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten laſſen?“ — „Liebe Herrn,“ erwiederte der Goldſchmied, „euch iſt unterdeſſen ein großes Unglück geſchehen, das Schächtelein iſt euch geſtohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung geleſen?“ Der Löb erwiederte mit ruhiger Stimme: „das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite ſeyn. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs euch in die

Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unſer voraus bezahltes Geld zurück. Die Krönung iſt ohnehin vorüber." — Man ſprach hin, man ſprach her, „und das Unglück wird eben doch auf euerer Seite ſeyn," nahm wieder der Goldſchmied das Wort. Denn im nemlichen Augenblick traten jetzt mit ſeiner Frau vier Hatſchiere in die Stube, handfeſte Männer, wie ſie ſind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und ſo viel Geld und Geldeswerth, als nöthig war den Goldſchmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldſchmied hernach den Empfangſchein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für ſeinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von euerer Waare benöthiget bin," ſagte er, „ſo weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu eurem Käſtlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," ſagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eiferſüchtig iſt er.

Hülfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelſchmied mit ſeiner Frau ungegeſſen ins Bett gehen wollte — ſchon ſeit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte ſich ausquartiert, da ſchickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Braſſenheim einen fetten Schinken, ſo groß als manches Säulein, was noch ganz iſt, und

drei Würſte dazu, ſo lang wie Glockenſeiler, und der Zirkelſchmied wußte nicht warum, der geneigte Leſer weiß es auch nicht. Aber er erfahrts.

Schon vor Jahr und Tagen war in Braſſenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Roſen gekommen, und der Zirkelſchmied ſaß damals auch ſchon drinn, etwa beim dritten Schöpplein, oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelſchmied weniger pfiffig als ehrlich ausſah, dachte der Zirkelſchmied: Ich will ein Geſpräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er ſich über den Löffel balbiren. „Ihr ſeyd wohl auch zum erſtenmal hier, ſeit dem der Roſenwirth dies ſchöne Haus gebaut hat, weil ihr ſo lange an einem Nagel geſucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde ſagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauſchte mein Haus noch nicht gegen dieſes, wenn eins nicht wäre." — „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — Oder riecht der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt ihr ein böſes Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber ſonſt nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelſchmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in ſeinem Haus mit einem grauſamen Geſpenſt, das alle Nacht auf ſeinem Speicher erwache, und Ziegel freſſe, wie man an den Broſamen ſehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leſer des rheinländiſchen Hausfreundes iſt darüber im Klaren, ehe man ihm ſagt, daß dieſes Geſpenſt nur ein boshafter Menſch, ein Feind des Hausbeſitzers könne geweſen ſeyn. Nemlich es war ſein eigener Schwager, der ihm das Haus

verleiden, und feil machen wollte. Der Zirkelſchmied ſagte: „Wenn ihr mit Wiſſen noch kein Menſchenfleiſch gegeſſen und noch keinem Roß das Einmal eins abgehört habt, ſo iſt Rath, wenns euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen ſogleich, den andern, wenn euch geholfen iſt.“ Der Fremde griff ſogleich in die Taſche. „Jetzt geht zum Herr Barbier,“ ſagte der Zirkelſchmied halb leiſe, obgleich ſonſt niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es iſt ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, ſo bekommt ihr das Mittel („oder den Buckel voll Schläge,“ dachte für ſich der Zirkelſchmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann iſt, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geſchickt?“ — „Einer in einem abgeſchabenen Röcklein und in einer ſchwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten meſſingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vier und zwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drinn.“ Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf, und ſagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelſchmied, hab ich dich einmal ausgekundſchaftet.“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt euch nicht ſo kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfreſſer, von meinem Geſpenſt.“ Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelſchmied ausgekundſchaftet hatte. „Ich will euch ein ſtinkendes Rauchpulver geben,“ ſagte er, „mit dem geht dem Geiſt auf den Leib, und ſchlagt ihn, ihr ſeyd ein handfeſter Mann, mit einem braven Weidenſtumpen

lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt, denn die Geiſter halten nichts darauf, wenn man ſie zu todt ſchlägt. Hernach geht ihr eures Weges, damit der Geiſt auch unbeſchrieen nach Hauſe kann."

Solchen Rath gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein ſchlimmes Ende nehmen könnte. Aber ſie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es ſchon.

Denn, wie geſagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, ſechs Stunden von Braſſenheim, wohin ſonſt ſein Weg nicht war, kehrt er unterwegens ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild ſieht. Als er aber in der Stube war, und den Wirth erblickte, erſchrak er gar ſehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen," und machte in der Geſchwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen ſollte, denn der Wirth war der nemliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, ſann hin und her. „Den Mann ſollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul ſo verdammt krumm im Geſicht hätte, ſo wärs der Barbier von Braſſenheim, der brave Mann, der mich vom Geſpenſt erlöst hat. Ich will nur ſehen, wie er den Wein hineinbringt," und als er hernach die erſten Ehrenfragen an ihn gethan hatte. „Woher des Landes

und Wohin;" ſagte er, „Herr Landsmann nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund beſſer im Blei läge, ſo wollt ich glauben, Ihr ſeyd der Gregorius (Chirurgus wollte er ſagen) von Braſſenheim." Dem Barbier gieng der Angſtſchweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul irre macht," ſagte er, „ſo muß der Barbier von Braſſenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nemliche ſeyn. Zu dem, ſo bin ich der Papiermüller von Neuhauſen." Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geſchichte, und unmerklich, wie ſie immer beſſer lautete, zog ſich ſein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr ſeyd es doch," rief endlich der Wirth: „Freilich bin ichs," erwiederte der Barbier, „ich habe euch nur ein wenig vexiren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," ſagte er, „das Mittel hat geholfen?" — „Gleich aufs erſtemal," erwiederte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und beſtellte ein gutes Mittagseſſen für ſeinen ehrenwerthen Gaſt, ſinnend, ob er ihm nicht ſonſt noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier ſich entſchuldigte, „daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle," da gieng eine freundliche Heiterkeit über das Angeſicht des Wirthes, und ſagte er zu ihm: „Ei ſteht euch keine von meinen an." Jetzt ließ er ihm ſechs gemäſtete Schweine, eines größer als das andere in den Hof herausſpringen. „Da ſucht euch eine heraus Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, ſo ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in ſeiner kleinen Haushaltung." Aber der Wirth faßte

kurzweg eine am Bein. „Die iſt euer.“ Alſo blieben ſie beiſammen über den Mittag, und als ſie genug gegeſſen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuſpannen und den Herrn Doktor und die Sau nach Braſſenheim zu führen. — Deßwegen ſchickte der Barbier dem Zirkelſchmied Tags darauf den Schinken und die Würſte, weil ſein Muthwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh, Bärbel,“ ſagte hernachmals der Zirkelſchmied zu ſeiner Frau, „du haſt mich ſchon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, iſt eine Frau verſorgt.“

Der Bock.

Einſt im ſtrengen Winter an einem Sonntag Abends fuhr eine fremde wunderſchöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde ſtill ſtanden, waren ſie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und ſchlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntewein und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehn, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderſchöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder ſeyd ihr ſonſt in den Schnee gefallen?“ — „Nein,“ ſtammelt der Bauersmann, „da iſt mir eine ſchwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt, und hat mich irre geführt und ſchlaftrunken gemacht und wenn ich weiß, wo ich bin, — ſo weiß es — das Kind im Mutterleib,“ wollte er

etwa ſagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr ſeyd betrunken guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren." — „Wenn ich betrunken bin," fragte er, „habt ihr mir den Rauſch bezahlt, oder hab ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch ſchuldig?" Als aber die Frau, ſo freundlich ſie iſt und ſeyn kann, ihm zuredete vornen auf den Bock zu ſitzen, bis zum nächſten Ort. — „Bock ſitzen?" dachte er in ſeinem erſchröcklichen Rauſch und fieng auf einmal an aus einem andern Ton zu ſprechen. „Ihr ſeyd die ſchwarze Katze, und habt euch in eine heidniſche Prinzeſſin verwandelt. Um Gottes willen verſchont mich nur diesmal," denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh es zum Pech- und Schwefel-Brünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg ſteht, ſondern zur heißen. „In ſeinem Leben wolle er keinen Rauſch mehr trinken." Allein das half alles nichts, ſondern der Kutſcher, der Poſtillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und ſo fuhr er mausſtill und in ängſtlicher Erwartung ſeines Schickſals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Poſtknechte in einen warmen Kuhſtall und ließen ihn ſeinen Rauſch dort ausſchlafen. Aber noch bis auf dieſe Stunde glaubt der Mann, er ſey verhext und bezaubert geweſen, und hat ſeit dem keinen Rauſch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dieß Geſchichtlein iſt wahr, wenns auch nicht zwiſchen Schliengen und Kaltenherberge ſollte geſchehen

ſeyn, und der Hausfreund kennt die ſchöne Frau. Hat ſie's ihm nicht ſelber geſchrieben von Freiburg aus im Uechtland?"

Braſſenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Braſſenheimer von dem Krieg in Sachſen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, wer nemlich franzöſiſch geſinnt war, und niemand hatte bei Thurmſtrafe das Herz, etwas anderes zu wiſſen, noch viel weniger zu ſagen, ausgenommen ein luſtiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gaſſe hats gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten und Kirchweihtänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu ſpielen, für ein geringes?" Der Amtmann erwiederte: „Reichenauer das lob ich an euch, daß ihr euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und euern Mitbürgern einen luſtigen Abend dafür machen wollt, als daß ihr wieder Schulden macht, oder ſtehlt." Alſo kündeten ſie auf den nächſten Sonntag eine nagelneue Komödie an. „Es ſey die neueſte," ſagten ſie, „die es giebt." In derſelben Komödie mußte einer mitſpielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar ſtattliches handfeſtes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es ſich ſchicken, daß der

Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebahr Schimpf, der Schimpf gebahr Schläge, und wer die meiſten bekam, war nicht der fremde Mann, ſondern der Franz, alſo daß er zuletzt ſeine Frau zu Hülfe rief. Weil ſie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und alſo fügte es ſich, daß je mehr er Schläge bekam, und je beſſer ſie auffaßen, deſto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Braſſenheimer, was verſtändige Leute unter uns ſind, zum erſtenmal gemerkt, wie es damals in Sachſen ſtehen mochte, und was es zu bedeuten hatte; wenn man ſchrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erſtemal zu Recht ſaß, trat vor die Schranken ſeines Richterſtuhls der untere Müller, vortragend ſeine Beſchwerden gegen den obern, in Sachen der Waſſerbaukoſten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache iſt ganz klar. Ihr habt recht.“ Es vergieng eine Nacht und ein Räuſchlein, kam der obere Müller und trug *ſein* Recht und ſeine Vertheidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „die Sache iſt ſo klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht.“ Hierauf als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der

Amtsdiener. „Geſtrenger Herr,“ ſagte der Amtsdiener, „alſo hat Euer Herr Vorfahrer nie geſprochen, ſo lange wir Urtheil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht beſtehen. Es können nicht beide Partheien den Prozeß gewinnen, ſonſt müſſen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du haſt auch recht.“ —

Wunderlichkeit.

Es giebt ſo wunderliche Herrſchaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben ſo ſchlaues Geſinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Waſſer von ſeinem Bedienten. Das Waſſer war nicht friſch genug. „Geſchwind ein anderes.“ Der Bediente ſtellte das Glas draußen auf den Tiſch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht ſauber genug. „Geſchwind ein anders.“ Der Bediente ſtellte es draußen auf den Tiſch und holte ein drittes. Das Waſſer war nicht rein genug. „Geſchwind ein anderes.“ Der Bediente ſtellte das dritte auf den Tiſch, und brachte das erſte wieder. Das trank ſein Herr mit großem Geluſt. „Hätteſt du mir dieſes nicht gleich zuerſt bringen können? Geſchwind noch ſo eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und alſo auch das dritte, und geſtand nachgehends ſeinem Herrn, daß es immer das nemliche geweſen ſey.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am Morgenroth und am friſchen Maienduft und Vogelgeſang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deßwegen befahl er ſeinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um 5 Uhr wecken, und ihm keine Ruhe laſſen ſollte, bis er aufſtünde. „Und ſollts bis zu Schlägen kommen," ſagte er. „Aber es bleibt unter uns." Item zu Schlägen kam es faſt allemal, aber wer ſie davon trug war der Bediente, und wars nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, ſo war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn ſchlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine Liſt. Eines Morgens als der Herr noch ſo ganz feſt zu ſchlafen ſchien, ſtrich er ihm die Achſel und den Rücken, ſo weit er zukommen konnte, mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte, und die Sonne ſchon hoch über das Kirchendach herabſchaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus, und auf den Bedienten los. „Warum haſt du mich heute nicht geweckt?" — „Hab ich euch nicht geweckt? Warum ſeyd ihr nicht aufgeſtanden?" — „Warum haſt du nicht Gewalt gebraucht?" — „Hab ich euch nicht braun und blau geſchlagen? Beſeht nur eure Achſel in dem Spiegel." Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und rothen Striemen ſah, ward ſein Zorn zufrieden und legte ſich. „Das laß dir gut ſeyn," ſagte er zu dem Bedienten, „daß du mich ſo zerſchlagen haſt."

Der

Der fromme Rath.

„Ein 18jähriger Jüngling, gieng noch unerfahren, katholiſch und fromm zum erſtenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderſchaft. In der erſten großen Stadt auf der Brücke blieb er ſtehen und wollte rechts und links ein wenig umſchauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel ſolche Brücken kommen, an welche unten und oben ſolche Städte angebaut ſeyen, wie dieſe. Als er aber rechts umſchaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig iſt, und es recht meint. Als er aber links umſchaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig iſt und es recht meint, und beide waren ihm ſchon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte ſich der arme Menſch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen ſoll, und es war ihm auch ſchwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anſchaute, und ihn gleichſam mit den Augen fragte und bat, was er thun ſollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen

den hohen und ſonnenreichen Himmel hinauf. Nemlich vor dem dort oben ſoll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Roſenkranz gebetet hat, ſonſt ſchrieb er den lutheriſchen Kalender nicht.

Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirthhauſe bemerkte lange bei ſeinem Schöpplein wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthſchaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich ſagte er: „Es ſcheint ihr wollt ander Wetter prophezeien Frau Vogtin. Euere braunen Thierlein machen euch viel Zeitvertreib." Die Wirthin ward deſſen faſt verſchämt und ſagte: „Ihr habt mir nicht ſollen zuſehen." Darauf erwiederte der Fremde: „Ein Floh iſt doch auch ein Geſchöpflein, und ich weiß nicht warum man nicht davon reden ſoll. Wenn ſie euch aber zur Plage ſind, und es kommt euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte euch wohl ſagen, was ihr thun müßtet, damit ihr nie in euerm Leben einen Floh bekämet." Die Wirthin ſagte: „Einen Vierundzwanziger wär es wohl noch werth," und als er ſich denſelben voraus hatte bezahlen laſſen, ſagte er mit ſchelmiſchem Lächeln: „Nemlich wenn euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt ihr ihn am linken ſuchen. Beißt er euch aber am linken, ſo ſucht ihr ihn am rechten. Alsdann

bekommt ihr gewiß keinen. Ich habs von der Polizei in Braſſenheim gelernt," ſagte er. Es war der Zirkelſchmied.

Zwei Weiſſagungen.

Die erſte iſt ſehr merkwürdig, wenn ſie wahr iſt, und man behauptets. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polniſche Herren bei Spiel und Tanz ſich erluſteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den luſtigen Saal, und bot ihnen ihre Weiſſagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürſt Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Okt. 1813 das Leben verloren hat, und ſtreckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weiſſage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was meinſt du will aus mir werden?" Da ſah die Hexe den jungen Fürſten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du ſchmuckes Herrlein," ſagte ſie, „du gelangſt einſt zu ſeltſamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elſtern dich wohl in Acht! Eine Elſter dir den Garaus macht." Darob und ob andern Weiſſagungen dieſes Weibes lachten ſie lange, und wie eine Elſter daher flog, ſagten zu Poniatowsky ſeine Freunde: „Nehmt euch in acht Prinz! Seht ihr was dort fliegt?" Aber Poniatowsky erwiederte: „Seltſam Amt und Ehr iſt noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoff-

nungen auf Frankreich, und viele nahmen franzöſiſche Dienſte, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republick wieder ſollte zu Leben kommen. Alſo hatte auch Poniatowsky dieſe Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenoſſe mit Tapferkeit und Glück, ſo viel der 16te Oktober erleiden mochte, alſo daß ihn der Kaiſer Napoleon ſelbiges Tages zum Marſchall von Frankreich ernannte. Das war ſeltſam Stand und Würde. Aber ſchon am 19ten auf der Flucht, als alles drunter und drüber gieng, ertrank der neue Marſchall in der Elſter. Elſter heißt der Fluß in welchem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leſer wird ſie kennen. Alſo ward auf eine unerwartete Weiſe die Prophezeihung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen ſeinen goldenen Ringen und Koſtbarkeiten ein Fiſcher im Waſſer gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Koſtbarkeiten an ſeinen Fingern und in ſeinen Taſchen hat er nichts entwendet, ſondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fiſcher mit einer anſehnlichen Geldſumme belohnt.

Die zweite Weiſſagung läßt ſich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber iſt ſie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friederich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtglaubig geweſen ſey in Anſehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal ſeinen Spaß mit ſolchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages verſicherte man ihn von einem

Prediger, daß er weiſſagen könnte. Alles, was er vorherſage, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdeſſen erkundigte ſich der König, ob kein Soldat im Arreſt ſey, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Alſo befahl er, den Deliquenten auf die beſtimmte Stunde vor ſein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu ſtellen. Als aber der Prediger kam, „habt ihr den heiligen Geiſt empfangen," fragte ihn der König. — „Ihro Majeſtät," ſagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn Alle hätten." — „Beſitzt ihr die Gabe der Weiſſagung?" — Etwas davon, wie die Leute ſagen." — „Zum Exempel," — fuhr der König fort, — „was ſoll ich geſchwind fragen? — Man bringe den Burſchen herein, der draußen Schildwache ſteht! Wie alt wird dieſer Menſch werden," fragte er den Prediger, „woran wird er ſterben?" Der Prediger erwiederte, dieſer Menſch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter ſterben." — „Ihr ſeyd in eurer Probe ſchlecht beſtanden," verſetzte hinwiederum der König. „Wißt ihr," ſagte er, „daß ich morgenden Tages dieſen Burſchen henken laſſe. Er iſt ein Deliquent." — Der Prediger ſagte: „Es wäre der erſte der meiner Weiſſagung entliefe." Item der Deliquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schweſtern des Königes, die Herzogin von Braunſchweig und die Prinzeſſin Amalia fuhren deſſelbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß ſie dem König einen guten Morgen ſagen, und ihm mit ihrem Beſuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derſelbige Morgen war ſchön, faſt zu ſchön zum Henken.

Als ſie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menſchen auf ſeinem ſchweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürſtlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was ſoll mit dieſem armen Menſchen werden?“ — „Ihro Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt.“ — „Was hat er begangen?“ — „Das und das.“ — Es war zum Henken und zum Laufen laſſen, wie man wollte. Die Prinzeſſin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfieng ſeine Schweſtern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder,“ ſagten ſie „die Ihr uns wohl gewähren möget, ſo Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!“ Der König war in guter Laune und thats. „Wenns möglich iſt,“ ſagte er, „ſo ſolls nicht Nein ſeyn.“ Denn er meinte, ſie ſeyen deswegen gekommen, und wollten etwas verlangen für ſich. Sie baten aber zu ſeinem Erſtaunen um die Begnadigung des Deliquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Alſo ſchickte er einen Adjutanten mit einem weiſſen Tüchlein hinaus, daß man den Deliquenten wieder zurückbrächte. Der König ſegnete das Zeitliche den 17. Auguſt 1786.

Der Muskettier kann in dieſem Augenblicke noch leben. *)

*) Aus dem Kalender vom Jahr 1815.

Eine ſeltſame jedoch wahrhafte Geſchichte.

Zwei Schiffer fuhren früh Morgens den Strom herab, und der Tag war ſchon ins enge ſtille Thal gekommen, als ſie an der hohen Felſenwand, genannt die Rieſenmauer, vorbei fahren wollten. Es ſteigen nemlich daſelbſt die Felſen faſt ſenkrecht in die Höhe. Weit oben iſts wie abgeſchnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein iſt, meint man doch es müſſe ihm ſchwindlich werden, und es wirds einem für ihn, wenn man hinaufſchaut. Keine Ziege weidet an dieſer Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen ſind aus den Felſenſpalten da und dort herausgewachſen, mehr hangend als ſtehend, und nähren ſich ſo gut ſie können, vom Waſſerduft und Sonnenſchein. Als aber die Schiffer gegen die Felſenwand kamen, hörten ſie ein klägliches Nothgeſchrei, und um einen Bug herumfahrend, ſahen ſie mit Entſetzen, daß ein lebendiger Menſch in einſamer Todesnoth und Angſt auf einem ſolchen Eichſtämmlein ſaß, und ſich mit den Händen an einem ſchwachen Aeſtlein feſthielt, wie ein furchtſamer Reiter am Kammhaar, und ſah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinausreiten wollte, unten Waſſer, oben Himmel, vor ihm Nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte ſich noch vielmehr, als er den Mann ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es Herr Schulmeiſter, oder trügt mich ein Blendwerk?“ Ja es war der

Herr Schulmeiſter, ein braver unbeſcholtener Mann, den der Hausfreund ſo gut kennt, als ſich ſelbſt, oder ſeinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte ſich ſehr an dem geneigten Leſer oder an ſeiner eigenen Beſchreibung irren, wenn derſelbe früher fragen ſollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf dieſen Baum hinauf gekommen, als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angſt und Noth gerettet worden ſey. Man holte die längſte Feuerleiter im Dorf und ſtellte ſie an dem ſchmalen Bort zwiſchen dem Strom und dem Felſen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längſten an einander und richtete ſie mit unſäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war ſchon 10 Uhr und die Sonne ſchwamm über das Thal als ob ſie das ſeltſame Schauſpiel auch ſehen oder Muth und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erſtieg auf der andern Seite die Anhöhe, ſchlang das längſte Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuck und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, ſich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felſenwand ſtemmen, und ſeine Auffahrt regieren ſollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Aſt nicht verlaſſen, weil er ſonſt keine Habung hatte auf dem ſchwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müſſen. Endlich ließ man auf die nemliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befeſtigete, und zog alsdann unverſehrt einen nach dem andern herauf.

Der Herr Schulmeiſter aber als er wieder Boden erfaßt und ſo zu ſagen gelandet hatte, küßte er zuerſt mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichſam in der Geſtalt des Seils ſeine hülfreiche Hand hinab gereicht hatte, und abſichtlich um ſeiner Rettung willen da zu ſtehen ſchien, und dankte ſeinen Mitbürgern. Hernach winkte er ſeiner zagenden Frau und ſeinen weinenden Kindern, die am jenſeitigen Ufer ſtanden, daß es jetzt nichts mehr zu ſagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herab gekommen ſey, konnte er keine Antwort geben, ſondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an ſeiner Reputation viel gelegen iſt, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöpplein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen ſey, um nach Hauſe zu kommen. Was ſich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wiſſe er nicht, ſondern als er aufgewacht ſey, ſeye er auf dem Baum geſeſſen.

Dem Hausfreund aber iſt es in ſo fern lieb für ſeine Leſer, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen ſeyn, ſo ſieht es doch wunderbarer aus, und greift beſſer an, wenn man nicht weiß, wie. So viel iſt klar auf alle Fälle: „Er hat ſeinen Engeln über dir Befehl gethan, daß ſie dich behüten auf deinen Wegen, daß ſie dich auf den Händen tragen.“

Gleiches mit Gleichem.

Der geiſtliche Herr von Trudenbach ſtand eines Nachmittags am Fenſter. Da gieng mit ſeinem Zwerchſack der Jud von Braſſenheim vorbei. „Nauſel," rief ihm der geiſtliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, 20 Dublonen iſt es werth, ſo bekommſt du." — „Na was bekomm ich?" „Einen Sack Haber." — Es vergiengen aber drei Wochen bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nemlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es werth war, und unterdeſſen ſtieg der Preis des Habers ſchnell auf das Doppelte, weil die Franzoſen überall aufkauften, damals kauften ſie noch. Alſo gab der geiſtliche Herr dem Juden ſtatt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn," dachte er, „wenn er ſieht, daß wir auch gerecht ſind in Handel und Wandel."

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahms aber für recht und billig. „Wart nur, Gallech," dachte er, „du kommſt mir wieder."

Nach Jahresfriſt ſtand der geiſtliche Herr von Trudenbach am Fenſter und der Jud von Braſſenheim gieng durch das Dorf. „Nauſel," rief ihm der geiſtliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochſen" — „Na was bekomm ich, wenn ich euch einen guten Käufer ſchaffe?" — „Zwei große Thaler."

Jetzt gieng der Jud zu einem verunglückten Metzger, der ſchon lange kein Meſſer mehr führt,

weil alles gut thut nur ſo lange es mag, zum Beiſpiel das Schuldigbleiben. Endlich ſagte er zu ſeinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin ſeit einiger Zeit ſo weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr ſehen kann, und ſchloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Uebernamen, der Metzger Blutſcheu, und nährte ſich, wie der Zirkelſchmied, von kleinen Künſten und Projekten, wie wirklich eins im Werk iſt. Denn an ihm ſuchte und fand der Jud ſeinen Mann, und ſagte ihm, was zu fangen ſey, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beide zu dem geiſtlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausſtaffirt? In einem halbneuen brauntüchenen Rock, in langen ſchön geſtreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothſchweren ſilbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem ſcharlachenen Bruſttuch, hinter ſich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgſchaft zuſammengeborgt, nichts ſein eigen, als das rothe Geſicht. Die Ochſen wurden kunſtmäßig umgangen, betaſtet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterſchnur gemeſſen. — „Na, wie jauker." — Zwanzig Dublonen. — Siebenzehn! — „Herr Adlerwirth," ſagte der Jud, „macht neunzehn draus, ihr verkauft euch nicht." — „Die Ochſen ſind brav," ſagte der Blutſcheu, „wenn ichs zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich ſie alſo gleich faſſen könnte, ſo wären ſie mir ein Paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich ſie für achtzehn," und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas drauf geben wollte. Unterdeſſen flüſterte der Jude dem geiſtlichen Herrn etwas in

das Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Köchin zwei groſse Thaler in den Kauf geben wolltet," ſprach er dem Metzger zu, „ſo könnt ihr die Ochſen alſo gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr ſeyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant iſt auch ſo einer. Am Freitag bringt ihr ihm das Geld." Der Kauf war richtig, zwei groſse Thaler giengen auf die Hand. „Herr Adlerwirth," ſagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht."

Alſo trieb der Blutſcheu die ſchöne fette Beute fort. Die meiſten geneigten Leſer aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant ſein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags nach vier Wochen, oder nach ſechs ſtand der geiſtliche Herr von Trudenbach am Fenſter und der Jud gieng durch das Dorf. „Nauſel," rief der geiſtliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na wo wird er bleiben," ſagte der Nauſel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch ſtatt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da gieng dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigſte an dieſer ganzen Geſchichte iſt die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends ſelber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat," ſagte er, „den ſchönſten hat er für ſich behalten, und mir den geringern gegiben."

Weltbegebenheiten in den Jahren 1812, 1813 und 1814.

Als im Jahr 1812 der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland ausbrach, ſtanden in Europa die Verhältniſſe ſo:

Auf der Seite des Kaiſers von Frankreich waren Haus Oeſtreich mit einem Hülfskorps, alle rheiniſchen Bundesfürſten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, faſt ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, ſpäter auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des franzöſiſchen Kaiſers nach manchem harten aber ſiegreichen Kampf die ruſſiſche Hauptſtadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu ſprechen geweſen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder heraus getrieben.

So etwas iſt nun geſchwind geſagt: „Moskau iſt verbrannt.“ Aber der geneigte Leſer wird faſt die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, wenn er ſich von dieſer Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, beſtand aus vier großen aneinander gebauten Städten. Die erſte und innerſte, der Kreml, welcher feſt

war, und hernach von den Franzoſen ſelbſt geſprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um dieſe herum die Stadt Bielgorod, oder die weiſſe Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund ruſſiſch) um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Vier ſolche Städte, aneinander gebaut, wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch 30 Vorſtädte, in allem aber 20,000 Häuſer und Palläſte, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthshäuſer, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort, 400,000 Einwohner, und 12 Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe ſtand, ſo weit das Auge reichen mochte, war nichts zu ſehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzoſen eingerückt, ſo wurde von den Ruſſen ſelbſt an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme ſchnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der gröſte Theil derſelben in Schutt und Aſche, und wer ſeit dem vorüber gieng, ſah nichts mehr, als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen ſteht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag ſich vorſtellen, wie es ausſieht; wenn in einem Umkreis von 12 Stunden 20,000 Häuſer theils in Flammen theils in Gefahr ſtehen, und ſo viel Kirchen und Schlöſſer auf einmal brennen,

und 400,000 Menſchen, Männer, Weiber, Kinder, Greiſe, Gebrechliche, Kranke, Fürſten, Bettler, fliehen oder verbrennen müſſen, und niemand retten, niemand mehr löſchen kann. Alle Feuerſpritzen waren weggeſchafft mit Fleiß. Tagreiſen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Geſunde, Kranke, Sterbende, hochſchwangere Frauen, ſäugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tiſch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort ſegneten die Söhne ihren ſterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur ſo unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hülfe in Kindesnöthen, und gebahr ihren Benoni, ihren Schmerzensſohn, auch nur ſo unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zuſammengerafften Reiſern ein ärmliches Mittagsmahl und ſeufzte dazu; „Ach wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein ſah ihr zu und weinte, als ob ſie ſagen wollte: „Ach wie glücklich biſt du, daß du etwas zu kochen haſt.“ Wie viele umgekommen ſind, will der Hausfreund nicht zählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Iſt ein anderer Menſch, als er, Schuld daran, daß die ſiegreiche Armee des franzöſiſchen Kaiſers ſich mitten im Winter in der fürchterlichſten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verluſt zurückziehen mußte, zuerſt aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutſchland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelaſſen und den nachſchwärmenden Koſacken Preis gegeben werden.

Viele tauſend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter iſt mit Bajonnet und Sturmmarſch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsſchlegel leiſten da ganz andere Dienſte, als eine Bruſt voll Heldenmuth. Aber der letzte hat noch nicht geſchoſſen.

Fortſetzung.

Der Hausfreund bildet ſich faſt etwas darauf ein, daß er ſeines Orts und mit ſeinem ſchwachen Arm die Weltbegebenheiten fortſetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach ſeinem und des geneigten Leſers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wolle es gewiß am beſten machen. Wenn aber einmal der oberſte Weltregent, der den Königen die Kronen aufſetzt, und dem Schwerdte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, ſo würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlagen und ihn bitten müßten, ſich der Menſchheit wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in ſein geheimes Cabinet hineingeſchaut und ſeinen verborgenen Rathſchluß erſpäht hat.

Als nämlich die franzöſiſche Armee ſich aus dem ruſſiſchen Winter herausgezogen hatte, und die Ruſſen in das deutſche Frühjahr hineinrückten, änderte ſich die Geſtalt der Sache ſo, daß die Preußen dem franzöſiſchen Kaiſer und ſeinen Bundesgenoſſen aufkündeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man ſelbiger Seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18.

Merz

Merz waren die Ruſſen ſchon in Hamburg an der Elbe, und brachten dieſe unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen ſie in Dresden der Hauptſtadt von Sachſen ein, nachdem die Franzoſen abgezogen waren und die ſchöne Elbbrücke geſprengt hatten, die mancher Weltkundige geneigte Leſer auf ſeiner Wanderſchaft wird geſehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein ſeyn, ehe man Zeit hätte in der Geſchwindigkeit etwas ruſſiſch zu lernen. Der franzöſiſche Kaiſer aber ſagte unterdeſſen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn ſonſt nichts zu thun wäre, die franzöſiſche Thronfolge feſtgeſetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabſt nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeſchloſſen, alſo daß ſich mitten zwiſchen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander ausſöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, ſondern auch der geiſtliche Segen. Nicht alle Leute glaubens.

Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten, (geſagt hat man's juſt nicht) „diesmal bringt er keine Armee mehr zuſammen, die den ſiegenden Feinden Stich halten kann" da war der Kaiſer ſchon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachſen, ein neues Kriegsheer, ſo jung und friſch, ſo zahlreich, ſo ausgerüſtet und kampfluſtig, daß man billig hätte ſagen mögen, es ſey in Frankreich wahr geworden, was man einſt die Ruſſen glauben ließ, nemlich die Ertödteten im Feld ſeyen

wieder auferſtanden daheim. Aber am 25ten war der Kaiſer ſchon in Erfurt, am 28ten in Weimar, am 29ten in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen; denn auf dieſem Felde war ſchon im 30jährigen Krieg am 6. November 1632 zwiſchen dem ſchwediſchen König Guſtav Adolph und dem Kaiſerlichen General Wallenſtein eine der merkwürdigſten Schlachten geliefert worden. Der große König Guſtav Adolph verlor in derſelben durch einen Büchſenſchuß das Leben. Aber ſeine tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Leſers Altvordern. Sonſt geſchieht es ſelten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nemlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichſam als wenn die Geiſter der Erſchlagenen das Feld behüteten und wie es an manchen Orten der Brauch iſt, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdlein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben ſie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geſchehen iſt. Denn der Ruſſe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Guſtav Adolph und den Erſchlagenen auf dieſem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den erſten Schuß, und begann damit eine der hartnäckigſten und blutigſten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getödteten, gering geſchätzt, auf vier und dreißigtauſend. Viele umliegende Ortſchaften wurden an dieſem Tage ausgeleert und zerſtört. Lützen ſelbſt verlor 200 Häuſer durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüſtung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Parthei in dieſer mörderiſchen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davon getragen habe. Mit gleicher lobenswerther Tapferkeit focht der Franzos, der Ruß' und der Preuß'. Der Muskatier ſtand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preußiſchen Hauptſtadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut ſtünde, alle Männer bis zum 60ſten Jahr ſollten ſich ſchleunig bewaffnen, und wo der Feind ſich zeigen wolle, ſollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Perſonen, alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, alle Poſtherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeſchafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen ſollten verbrannt, alle Brunnen verſchüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorſchub finden ſollte. Noch nie iſt eine ſolche ſchauerliche Maßregel zur Zerſtörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzoſen ſelbſt aber rückten unterdeſſen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiſer ſeinen Einzug in Dresden. Am 12ten giengen die Franzoſen über den Elbſtrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des ſchönen und volkreichen Sachſenlandes verſtört, und alle Dörfer an der Militärſtraße verlaſſen. Brannte nicht am 12ten die Stadt Biſchoffswerda mit Kirche, Rathhaus und 318 Bürgershäuſern alſo nieder, daß nur noch drei Firſten übrig ſind. Aber am 18ten brach der Kaiſer ſelbſt von Dresden auf und lieferte am 20ten eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lauſitz im Sachſenreich, nicht weit

24 *

von der ſchleſiſchen Grenze. Der geneigte Leſer wird gar nicht fragen, wer geſiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzoſen. Der 21te vollendete bei Wurſchen was dem Sieg vom 20ten noch fehlte. Ein und zwanzig Dörfer wurden an dieſen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerſtört, alle Saatfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel gieng dort im Jahr 1813 in die Erndte. Aber am 23ten rückte der Kaiſer in Preußiſch-Schleſien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tauſend Franzoſen waren noch von Anno 1812 her, in einer Reihe von Kriegsſtädten, von Polen heraus bis an die Elbe durch die Ruſſen eingeſchloſſen. Czenſtochow, und Thorn und Spandau mußten ſich ergeben. Aber Torgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hat, und Glogau in Schleſien wurden durch die ſiegreichen Waffen des Kaiſers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzoſen, und ſollte für ſeinen Abfall eine Buße von 48 Millionen Franken entrichten, alſo daß dieſe unglückliche Stadt, wenn ſie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an dieſer Summe abbezahlen wollte, doch erſt in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben. —

Vom 4. Juni an war Waffenſtillſtand, aber es war ſchwer zu errathen, ob zur Wiederherſtellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortſetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutiert, die

ganze Elbe befeſtigt. Am 10. Auguſt kündeten die Ruſſen und Preußen den Waffenſtillſtand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Oeſtreich dem franzöſiſchen Kaiſer den Krieg. Auf der einen Seite ſtanden jetzt Rußland, Preußen, Oeſtreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheiniſche Bund, Italien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung ſchaute durch die Wolken der Gewitter.

Beſchluß.

(Ein Jahr ſpäter geſchrieben.)

Der rheinländiſche Hausfreund hat zwar ſchon ſeit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. Merz 1814 wieder an ſeiner guten alten deutſchen Pelzkappe gebürſtet und Schleißen abgeleſen, und wiewohl die ſchönen goldenen Schnüre dran und das goldene Quäſtlein ſchon lange herab getrennt und mitgegangen ſind in den großen Abſchlund, hat er ſich doch herzlich gefreut, wie er zum erſtenmal nach ſo viel Jahren wieder darin erſcheinen will, und wie ihn ſeine geneigten Freunde und Landsleute faſt nicht kennen werden, bis ſie ihn hören reden. Gleichwohl hat er die beſte Luſt, und ſetzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein luſtiges Federlein drauf, weil alles ſo gut gegangen iſt. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch keine, ſie ſey denn deutſch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, ſondern bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit oder weils Mode iſt, und nobel ausſieht. Dießmal hauptſächlich, weil er mit ſeinen geneigten Leſern und den Alliirten eine Reiſe nach Paris anſtellen will.

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schleſien verlaſſen haben, ſo wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiſer Napoleon noch im Auguſt deſſelben Jahres genöthiget worden iſt, ſeine Lorbeern in Schleſien ins Waſſer zu ſtellen, und Noth zu wehren in Sachſen. Das franzöſiſche Heer wurde damals geſchätzt auf 350,000 Mann, eben ſo groß das alliirte. Am 26. und 27. Auguſt war die Schlacht bei Dresden. In derſelben erſchien auch ruſſiſcher Seits wie ein Auferſtandener von den Todten, und wie ein Geiſt Samuels der berühmte General Moreau, welchen der Kaiſer Napoleon hatte nach Amerika verwieſen und ließ ſich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abſchießen. Hernach iſt er unter großen Schmerzen nach Böhmen hinein geführt worden und dort unterweges geſtorben, denn die Geiſter und ihres gleichen erſcheinen ſelten auf lange Zeit.

In der Schlacht ſelbſt behauptete die Geſchwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit ſeiner Truppen den Beſitzthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem geweſen ſeyn, daß nach dieſer Schlacht die Feinde eiligſt durch die Gebirgsſchluchten nach Böhmen hineingeflohen ſeyen und der Krieg ſo viel als aus war. Denn von dieſer Zeit an zog der Kaiſer, wie einer, der dem überall eindringenden Waſſer allein wehren ſoll, unſichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliirten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag im Böhmerland ſchlecht und verirrte bis nach Sibirien hinein — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin

auch nicht gültig. Schon ſtreiften die Alliirten im Rücken der franz. Armee. Schon gegen Ende September erſchien ein Korps Alliirte in Kaſſel, der Hauptſtadt des Königreichs Weſtphalen. Am 30ſten reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konſtanz ab. Den 14. Oktober ſcheelte ſich Baiern vom rheiniſchen Bündniß ab; 75,000 Oeſtreicher und Baiern, welche vorher an ihren Grenzen feindſelig gegen einander ſtanden, zogen jetzt unter verſchwiſterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15ten war die franzöſiſche Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon ſoll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen beiſammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36,000 Mann, die er in Dresden zurückgelaſſen hatte, und was noch in ſo vielen Feſtungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17ten angreifen und ſich Luft machen, nein er wurde am 16ten von den Alliirten angegriffen und befand ſich nicht wohl dabei, 15,000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene, ſoll ihn dieſer Tag gekoſtet haben. 45 Kanonen ſoll der Fürſt Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18ten gieng die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an dieſem Tag, franzöſiſches noch beſſer, 1200 Kanonen ſollen in dieſer Schlacht geweſen ſeyn, 30,000 Todte und Verwundete ſollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheiniſcher Bundestruppen und Polen giengen während der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrſchte an dieſen Tagen in Leipzig, der ſchönen deutſchen Handelsſtadt, welche bebende Angſt

zwiſchen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends den Ausgang dieſes Treffens nicht, ſo nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19ten früh wurde noch franzöſiſch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der franzöſiſche Kaiſer die Stadt und als wenn er bald wieder zurück kommen wollte ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauren. Um halb eilf begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorſtädte hinein. Um zwölf Uhr zogen die hohen Alliirten, der Kaiſer Alexander, der Kaiſer Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkiſcher Muſik ſiegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Beſatzung, und was ſich ſonſt verſpätet hatte, wurde in ruſſiſche Gefangenſchaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht iſt anzuſehen wie ein Abweiſer, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Regiſter in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, iſt auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele ſchimpften jetzt, denen vorher alles recht ſchien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang franzöſiſch zu ſeyn, und wie ſie ſich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher ſchauen viele Augen. Deßwegen muß er ſich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der ſiegenden Parthei halten. Es iſt immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite ſind.

Die Franzoſen ſelbſt konnten nach der Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutſchland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derſelben und ihre Bewirthung bei Weißenfels und Erfurt nicht gerne an. Denn ſie zogen ſich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kanns nicht ſagen. Viele Gewehre präſentirten ſich unterweges von ſelbſt, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte ſich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geſchwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher als der tapfere General Wrede mit ſeiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten ſie nicht am 29. Oktober mit einander noch ein blutiges Abſchiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, 11 Stunden von der franzöſiſchen Grenze. Am 31ſten war Napoleon noch in Frankfurt, am 9ten wurde Hochheim genommen, 3 Stunden vom Rhein. Am 12. November ſtanden die Vorpoſten der Alliirten in der Schußweite von Caſſel bei Mainz.

Man ſagt die Franzoſen ſeyen noch 60—80,000 Mann ſtark bei Hanau angekommen. Man ſagt, ihre Armee habe ſich in dieſem Feldzug um 200,000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen geſäubert, ohne was ſie als Beſatzung in Dresden und ſo vielen andern feſten Städten zurückließen. Man ſagt, der Reſt dieſer Armee, die im Frühjahr ſo ſchön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, ſey von Mangel an Lebensbedürfniſſen und von Strapazen ermattet in einem klagenswerthen Zuſtand, in dieſe Stadt zurück gekommen.

30,000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel blieb liegen, was ſterben konnte ſtarb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Waſſers, ohne den letzten Troſt und Zuſpruch einer mitleidigen Seele. Es waren zuviel. Man konnte nicht. Unterdeſſen kam unter dem tapfern Fürſten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5ten zog unter allgemeinem Jubel Kaiſer Alexander von Rußland, am 6ten Kaiſer Franz von Oeſtreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern,“ ſagten ſie, „ſondern den Frieden. Frankreich, ſagten ſie, „ſoll groß und mächtig bleiben und glücklich werden.“ Viele Leute glaubtens damals nicht. Jetzt glauben ſie's. Die Stadt Frankfurt ſelbſt aber ſah damals etwas gleich. Könige und Fürſten aus allen Gegenden verſammelten ſich, um die hohen alliirten Monarchen zu bewillkommen. Der rheiniſche Bund, geſtiftet den 12. Juli 1806, wurde ſtückleinweiſe zerriſſen. Aus allen deutſchen Ländern auf allen Straßen, beſonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenluſtige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — ſo nannten ſie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund ſagen? Kamen nicht um dieſe Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländiſchen Leſer ſelber bis ins Haus und auf den Speicher und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die geſammte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiſer Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen ſtand, oder noch darauf kommen ſollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000 Mann.
Die ſchleſiſche Armee unter General Blücher am Unterrhein . .	115,000 —
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutſchland . .	130,000 —
Die deutſchen Truppen, Linien-Soldaten und Landwehr	295,000 —
Die italieniſche Armee unter General Bellegarde	60,000 —
Die engliſche, portugiſiſche und ſpaniſche Armee unter General Wellington	100,000 —
Die neapolitaniſche unter ihrem Könige	30,000 —

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Aſien wie ein Schneegeſtöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehmals rheiniſchen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinſte Theil derſelben zwiſchen dem Schwarzwald und Rhein ſo zu ſagen ſich einklemmte, und faſt nimmer flott werden wollte, und es war dem Troſt, daß man für eine gute Sache aufopfere was man kann, nicht übel zu nehmen,

wenn er zuletzt nimmer recht an den geſchlagenen Gemüthern anfaſſen wollte. Oeſtreicher, Baiern, boniſche und grebinskiſche Koſacken, Würtemberger, ruſſiſche Kaiſergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußiſche Garden, Darmſtädter, Zekler Huſaren und Fußvolk, Kirgiſen, Sachſen, Calmücken und Würzburger mit und neben und nach einander tranken damals Kriegs-Cameradſchaft am Rhein, und guten theils aus des rheinländiſchen Leſers Gläſern und Kannen. Die Großväter in 50 Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wiſſen, wie man einſt uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu ſeiner Zeit im Lande waren, zum Beiſpiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 geſchah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfingen, laut zu werden und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein,. und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schafhauſen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wie wohl mit gehörigen Zwiſchenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergiſche Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcei, Veſoul, gegen Paris zu. Bald waren alle franzöſiſche Grenzfeſtungen eingewickelt, zum Theil von geneigten Leſern. Mit Hüningen ſprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30ſten ſtand ſchon ein öſtreichiſches Feldpiquet von 40,000 Mann bei Genf, das Angeſicht wendend nach Lyon. Am 31. gieng General Vorwärts, der geneigte Leſer verſtehts ſchon, General Blücher mit der ſchleſiſchen Arme über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er ſich mit der großen Schwarzenbergiſchen Armee. Am 18ten

war das große Hauptquartier ſchon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar ſur Aube beſetzt. Unter dieſen Umſtänden löste und ſchnellte ſich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfeſt war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Okt. 1813 ſtand General Wellington auf franzöſiſchem Boden. Im November erklärte ſich Holland für frei. Im Jänner gieng der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiſer Napoleons vieljähriger Waffengenoſſe mit 40,000 Mann zu den Alliirten über. Allen Gefangnen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardiſten, die in den losgeſcheelten Ländern daheim ſind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jeſaias in die Beine, Jeſaiä am 13ten: „daß ein jeglicher zu ſeinem Volk umkehren, und ein jeglicher in ſein Land fliehen wird.“ Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schickſal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leſer dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringts der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinſpatzieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es iſt gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges ſchon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen ſie verfahre, wenn ſich keiner wehrt.“ — Fehlgeſchoſſen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Beine hat, und Gelenke drinn, ſo gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er beſiegt ſey, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es iſt. Der Franzos iſt ſtolz auf ſeinen Namen,

und eiferſüchtig auf die Ehre ſeiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß ers am wenigſten Urſache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn watz. *) Er iſt gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Deſto brauſender überläuft er, oder bohrt ſich ein anders Rinnſal, ja wie ein Feuerſtein, je beſſer man ihn trifft, je beſſer ſprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerſchmettert werden. Wenns nur halbwegs ausſieht daß man geſiegt habe, oder daß man wenigſtens nur verrathen aber nicht überwunden ſey, oder daß ein einziger ungeſchickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Alſo vermehrten ſich jetzt täglich von allen Seiten her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häuſern heraus wuchs junge Mannſchaft, wie der Rhein durch ſo viel Bäche aus allen Thälern anſchwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, ſo er doch immer abläuft. Galt es nicht ſchon den 1ſten und 2. Februar bei Brienne und Rothier in ernſthaften Meinungen. Das iſt das nemliche Brienne, wo die Kriegsſchule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er ſich eine gute Kundſchaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812 — 1814. Im Jahr aber 1814 lagen ſeine Feinde in dem nemlichen Brienne, und in ſeiner eigenen Lehrſtube, und der nemliche Napoleon mußte den Ort beſchießen und anzünden, trotz, daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obſthändlerin wohnt. — Der gelehrſame Leſer des Hausfreunds iſt durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichts deſto

*) „macht ihn watz" ſo viel als: macht ihn witzig indem es ihn zugleich noch mehr anfeuert.

weniger war ſeine Seide ſo viel als ausgeſponnen, und das Heer der Alliirten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieſer Zeit aber giengen gleichwohl gar ſeltſame Märſche und Stellungen zwiſchen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloſer Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leſer nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie ſie iſt. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tage friſch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Vetter wieder angezogen — friſcher Schnee. Indeſſen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden ſetzten ſich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die ſtolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, ſo mußte er wenigſtens noch mit einem kühnen Unternehmen ſeine Laufbahn beſchließen. Iſt er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwiſchen den Stellungen der Schwarzenbergiſchen und Blücherſchen Armee heraus marſchirt, und ſtand ungewarnter Weiſe dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Waßgau bis nach Lyon hinab ſtand im Begriff ſich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garniſonen in den eingeſchloſſenen Veſtungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen, und ſich mit ihm in ein furchtbares feindſeliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marſchall Marmont. Man kann nicht ſagen, was in den nächſten 14 Tagen hätte geſchehen können, aber deſto herzhafter was geſchehen iſt. Das Stündlein hatte geſchlagen. War Napoleon kühn, war der Alliirte ſchlau. Am 24. Merz vereinigte ſich die große Schwarzenbergiſche und die Blücherſche Armee, zwiſchen den getrennten Korps

des Feindes, und ſtatt dem Kaiſer Napoleon nachzufolgen, was er gerne geſehen hätte, giengen ſie ſchnell auf den Marſchall Marmont los, und ſchlugen ihn mit kräftigem Schwert bis unter die Mauren von Paris. Der furchtbare Donner der alliirten Kanonen ertönte ſchon in allen Häuſern und Pallåſten und Gemüthern der großen Stadt voll Menſchen und eroberter Schätzen. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es iſt noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsſchule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone ſtand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30ſten gelang es der tapfern preußiſchen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländiſcher Leſer dieſe letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorſtädte von Paris herabzuwerfen. Das iſt der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon geſagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre ſtünden, ſo wollte er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch ſelbigen Abend um 4 Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariſer Weg der letzte geſchoſſen, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31ſten Vormittags um 11 Uhr Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland und Seine Majeſtät der König von Preußen an der Spitze ihrer ſchönen zahlreichen Garden in der Hauptſtadt des franzöſiſchen Kaiſerreichs ein? Es iſt nicht anderſt, das Federlein mag ſich diesmal krauſen, wie es will.

Als

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer ſchönen und zahlreichen Garden in der Hauptſtadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten ſchimmerte die weiße Königscocarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenſtern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!" Der Hausfreund hat faſt ein wenig wollen erſchrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder ſo auf einmal auf das Jahr 1789 zurückſchnellte, wie man erſchrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus ſteht, und denkt an nichts. Auf einmal ſchießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngſte Gericht und der Welt Ende durch den Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geſchlagen hat, Eins oder Zwei, wirds auf einmal wieder ſtille, daß man faſt vor der Stille erſchrecken möchte, und nur der alte Perpendickel geht wieder fort, als wenn nichts geſchehen wäre. Um das hätten die Franzoſen nicht nöthig gehabt einſt vor allen Gemeindehäuſern Freiheitsbäume und Gülliotinen aufzuſchlagen. Ein und der andere Leſer hätte auch nicht nöthig gehabt ſich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdeſſen roth genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward ſchon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4ten ward von dem Senat der Kaiſer Napoleon des Throns für verluſtig erklärt, das Erbrecht in ſeiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiſer Napoleon aber,

als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Merzen erfuhr, wie ein Bliz ſich wendet, ſtand er wieder mit 70,000 Mann bei Fontainebleau, 10 Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu ſpät. Sie war übergeben. Er wollte ſie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marſchälle überzeugten ihn, daß ers nicht ausführen werde. Er entſagte der Regierung für ſeine Perſon mit Vorbehalt des Regentenrechtes für ſeinen Sohn. „Wie ſteht es," rief er dem Marſchall Ney entgegen, als dieſer mit der Antwort zurückkam. — „Nicht ſchlimm in ſo fern," erwiederte der Marſchall, „aber mit dem Regierungsrecht gehts nicht." — „Wo werde ich wohnen?" — „Wo es Euer Majeſtät belieben wird, zum Beiſpiel auf der Inſel Elba." In Paris aber nahmen unterdeſſen die Freudenfeſte und Gottesdienſte und ſpitzigen Mißverſtändniſſe unter den Truppen, die ſich bisher immer nur mit Feindesaugen angeſehen hatten, faſt kein Ende. Am 7ten, als war der grüne Donnerſtag, gieng mitten in Paris der König von Preußen zum deutſchen Nachtmahl. Am 10ten veranſtaltete der Kaiſer Alexander einen großen griechiſchen Kirchgang. Am 13ten kam auch Se. Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich in Paris an. Am 20ſten reiste Kaiſer Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27ſten wurde Waffenſtillſtand geſchloſſen, daß, da man zuſammengekommen ſey, um künftig in Freundſchaft zu leben, ſo wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er iſt der Bruder Ludwigs des 16ten, den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der

Heimath in Frankreich verluſtig. Am 4ten landete der Kaiſer Napoleon auf der Inſel Elba. Sie liegt im mittelländiſchen Meere nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen ins Geviert, zwei Städte und 12 bis 15,000 Einwohner, ſo viel als ein wohlgemeſſenes Oberamt. Dieſes Landgütlein, man kanns ſo nennen, und das inwendige Vermögen, ſeinem Schickſal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der ſo manches Jahr die Kaiſerkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Weſtphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des rheiniſchen Bundes bis an die böhmiſchen und polniſchen Grenzen hinein, und von dem guten Einverſtändniß der 19 Kantone mit ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben ſich auf mancherlei Reiſen. Es iſt ein Beiſpiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich als alles in Ordnung war, am 31. Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nemlich die franzöſiſche Monarchie wurde wieder hergeſtellt im Umfange des Gebietes, wie ſie geweſen war im Jahr 1792 und etwas anſtändiges dazu. Die Staaten Deutſchlands ſollen unabhängig ſeyn, und in einem Bund mit einander ſtehen. Die Franzoſen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen iſt, zum Andenken. Der heilige Krieg

verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, ſonſt wärs ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensſchluß, der viele Menſchen glücklich und froh gemacht hat. Denn es gieng ein ſchönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da iſt, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menſchliche Kraft im Stande wäre, alſo zu löſen, daß ſie nicht brechen, nemlich das jenſeitige Deutſchland, die hanſeatiſchen Gebiete, ganz Holland, öſtreichiſch Niederland, etwas Schweitz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher deutſchen, holländiſchen, italieniſchen Veſtung, aus Mainz, aus Luxenburg, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus.

Uebrigens nähme mancher geneigte Leſer und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anſtändges dazu, ob er auch zurücklaſſen müßt, was er unterdeſſen am Kriege profitirt hat.

Auf das ſo giengen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiters wieder aus einander. Es war aus. Elſaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie iſt ein ſolcher Feldzug mit einer ſolchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen in einer ſolchen Jahreszeit ſo glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerſchaaren unter den Schneewolken des Dezembers und Jenners ins Feld gezogen und zur Kirſchenzeit wieder dageweſen? Auch iſt noch nie ein ſolcher Friede geſchloſſen worden, nicht mit dem Feind, ſondern mit dem Freund.

Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.

Bekanntlich ſagt man, daß ein Stern ſchieße, wenn keiner ſchießt, ſondern was man meint, und was ſo ausſieht, ſind nur Dünſte, die ſich nicht ſehr weit über uns in der irdiſchen Luft entzünden und wieder verlöſchen. Die Sterne aber ſind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet ſeinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn ſie ſtehen unter einer ſcharfen Aufſicht. Was braucht man ſeinem verſtändigen Leſer ſo etwas noch lange zu ſagen? Ein gewiſſer Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie geleſen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verſchiedenen ſchicklichen Gelegenheiten ſchon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebſte ſein: „Zito, Zito, durch das Land." Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuſer und die Thürme im Mondſchein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternſeher ſich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geſchieht, damit ſie's wiſſen. Auf einmal ſtreckt einer von den Sternſehern ein Fernrohr heraus, ein Perſpektiv, und ſchaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit ſeinem Blasrohr?" Denn er ſah

das Perſpektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeſchaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang.“ Endlich ſchoß ein Stern, wie mans nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee,“ ſagte er überlaut, „der kann's.“ Nemlich er meinte, der Sternſeher habe nach einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geſchoſſen, wie man einen Sperling vom Dach ſchießt. „Der hat ſein Theil,“ ſagte er, „der kommt nimmer.“ Alſo gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne ſchießen, ſondern einer hat ſogar gemeint, daß ſie können geſchoſſen werden, von den Sternſehern.

Geſchwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leſer, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nemlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Menſch den Rock. Mancher wird denken, es ſteckt etwas hinter den Worten, zum Vexiren. „Ganz richtig,“ ſagt der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Menſch den Rock, aber der Rock war nicht von der nemlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener. „Nichts nutz,“ ſagt ein anderer, „es war die nemliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, ſo trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die ruſſiſchen Kavallerie-Pferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reuters Beinen.“ — „Nichts nutz,“ ſagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nemlichen Tag ſeine eigene natürliche Wolle,

wie ſie ihm aus der Haut heraus gewachſen war, und der Menſch den Rock funkelnagel neu von der nemlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachſenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich ſey. „Es gilt das und das," ſagte der eine. — „Es ſoll gelten," ſagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Alſo machte er zuerſt alle nöthigen Anſtalten. Als die Anſtalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geſchoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöhl eingefettet. Der Hausfreund verſteht's, wie man kunſt- und handwerksmäßig ſpricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maſchinenhaus gebracht, auf der Kempelmaſchine verlegt, dann auf die Lockmaſchine gebracht, dann auf der Spinnmaſchine vorgeſponnen, und fein geſponnen, dann abgeweiſt. Es war erſt halb ſechs Uhr, weil auf der Maſchine alles gar vielfach und geſchwind geht. Jetzt wurde die geſponnene Wolle in die Webſtube gebracht, zum Zeddel geſpult, fett gemacht und geſtärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis ſie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht, und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchſcheerer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr Nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch ſchon um zwei Uhr auf den Rahmen geſpannt, getrocknet und verſtrichen werden. Schon wartete der Schneidermeiſter mit der Scheere in der Hand, und ſechs Geſellen mit ein-

gefädelten Nadeln. Das Maß war ſchon genommen, das Futter ſchon zugeſchnitten. Um ſechs Uhr war der Rock gemacht, und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht wills noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erſtlich: Alles was durch Maſchinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geſchwinder, als durch des Menſchen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht ſetzen.

Zweitens: Alles vorher beſtellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit ſchafften ſo viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Waare iſt geſchwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand iſt ſo flink und keine Maſchine ſo künſtlich, daß ſie in der nemlichen Zeit hundert Ehlen fertigen und verarbeiten könnte, welche ſie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es gieng alles bedächtig und mit der gehörigen Langſamkeit von ſtatten. Man darf nie weniger geſchwind thun, wenn etwas geſchehen ſoll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es iſt bei allem dem doch ein theures Röcklein geworden.

Der verachtete Rath.

Man darf nie weniger geſchwind thun, wenn etwas geſchehen ſoll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Baslerſtraße drehte ſich um und ſah einen wohlbeladenen Wagen ſchnell hinter ſich hereilen. „Dem muß es nicht arg preſſiren," dachte er. — „Kann ich vor Thorſchluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich," ſagte der Fußgänger, doch wenn ihr recht langſam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit iſts noch." „Noch zwei Stunden." — „Ei," dachte der Fuhrmann," das iſt einfältig geantwortet. Was gilts, es iſt ein Spaßvogel." „Wenn ich mit Langſamkeit in zwei Stunden hineinkomme," dachte er, „ſo zwing ich's mit Geſchwindigkeit in anderthalben, und habs deſto gewiſſer." Alſo trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eiſen verloren. Der Leſer merkt etwas. „Was gilts," denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?" Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu ſagen, brach die hintere Axe. Kurz der Fuhrmann mußte ſchon im nächſten Dorf übernacht bleiben. An Baſel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf gieng und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigfinger in die Höhe. „Hab ich euch nicht gewarnt," ſagte er, „hab ich nicht geſagt: Wenn ihr langſam fahrt?"

Der Thalhauſer Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," ſagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nemlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt geweſen und hatte ſich bei dem Hrn. Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es iſt ganz gut," ſagte der Amtmann, „daß ihr da ſeyd, hier ſind vier Oberamts-Befehle an euch, die könnt ihr nun ſelber mitnehmen." Als der Vogt in den rothen Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war ſtehen geblieben, nemlich am 5ten Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Taſche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen anſehen könne, was inwendig ſtehen möchte, wie man bisweilen ſeltſamer Weiſe thut. Hernach ſchob er die Befehle wieder in die Rocktaſche. Hernach bei dem ſechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tiſch und den Kopf auf die Arme, und ſchlief ein. Luſtige Herren ſaßen an einem andern Tiſch, und der durchtriebenſte von ihnen, einer wie der Herr Theodor, ſagte: „Ich will einen Spaß machen." Nemlich er ſchrieb einen falſchen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden ſollen gehenkt werden, ſo habe ſich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann nicht minder ſämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhauſer Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Taſche, und ſchob an deſſen Stelle den falſchen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmanns-

hofen fieng doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfieng den falſchen Befehl zu leſen, „das muß ein Irrthum ſeyn," ſagte er zu ſich ſelber, und gieng in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und ſeine Frau, und der Herr Oberreviſor und ſeine Frau ergötzten ſich nach des Tages Laſt und Arbeit mit einem Kartenſpiel. „Was wollt ihr ſchon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „ſeht ihr nicht, daß Geſellſchaft bei mir iſt?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anſtoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meyne — „Ein unruhiger Kopf ſeyd ihr," ſagte der Amtmann, wie ers denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meynen — Gehorſam habt ihr zu leiſten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seyd ihr noch nicht genug geſtraft worden?" Demnach ſo gieng der Vogt wieder ſeines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeiſter mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauſer Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe ſteht, wenn man von der Neuhauſer Mühle in die Stadt geht. „Es iſt ſchade," ſagte der Vogt zum Obmann, „daß es ſo entſetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als ſie vor den Thalhauſer Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterſeel allein im Felde ſtehen ſahen, „Wir ſind die erſten," ſagte der Vogt zum Obmann, „es iſt noch niemand da." Der Freiwilligen ſuchte ſich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut ſehen kann. Einige ſetzten ſich zum Voraus auf nahe ſtehende

Bäume, andere ſtanden einsweilen unter. Aber es geſchah nichts. Wandersleute, die in ihren Geſchäften des Weges zogen, blieben auch im Regen ſtehen, und wollten abwarten, was aus dem ſeltſamen Aufzug werden wolle. Aber es geſchah nichts. „Sie werden warten,“ ſagte der Vogt, „bis es nimmer ſo arg ſchüttet.“ Der Herr Schulmeiſter hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden ſeyen, ſollten ſie doch ein chriſtliches Exempel daran nehmen. Aber es wollte noch nichts kommen. Es läutete ſchon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen ſagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder ſind wir gar zuletzt euere Narren,“ ſagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch ſelber daran, damit die Leute nicht umſonſt da geweſen ſind.“ — Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, obſchon lang niemand mehr am Thalhauſer Galgen gehenkt worden ſey, oder ſo, der wird geſchlagen.

Der Schneider in Penſa.

Ein rechtſchaffener Kalendermacher, zum Beiſpiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nemlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige

Vorſehung für die Hülfe ſorgt, noch ehe die Noth da iſt, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menſchen, ſie mögen doch auch ſtecken, faſt wo ſie wollen.

Der Schneider in Penſa, was iſt das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Geſellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köſtlich wie Gold, und mitten in Aſien deutſches Blut rheinländiſcher Hausfreundſchaft.

Im Jahr 1812 als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Penſa, welches für ſich ſchon mehr als einhundert Tagereiſen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt iſt, und wo die beſte deutſche oder engliſche Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, ſondern ein paar Stunden zu ſpat. In Penſa iſt der Siz des erſten ruſſiſchen Statthalters in Aſien, wenn man aus Europa hereinkommt. Alſo wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Aſien hinein, wo die Chriſtenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunſer kennt, wenns nicht einer, gleichſam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Alſo kamen eines Tages mit Franzoſen melirt auch ſechszehn rheinländiſche Herren Leſer, badiſche Offizier, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandſtätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und ſchlecht geheilten Wunden, ohne Geld,

ohne Kleidung, ohne Troſt in Penſa an, und fanden in dieſem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verſtand, kein Herz mehr, das ſich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit troſtloſer Miene anblickte: „Was wird aus uns werden,“ oder: „Wann wird der Tod unſerm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben,“ da vernahmen ſie mitten durch das ruſſiſche und koſakiſche Kauderwelſch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutſche da?“ und es ſtand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Geſtalt. Das war der Schneider von Penſa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderſchaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider ſchlägt 7 bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er ſich unter ein ruſſiſches Kavallerie-Regiment als Regimentsſchneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde ruſſiſche Welt hinein, wo alles anderſt iſt, nach Penſa, bald mit der Nadel ſtechend, bald mit dem Schwert. In Penſa aber, wo er ſich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, iſt er jetzt ein angeſehenes Männlein. Will jemand in ganz Aſien ein ſauberes Kleid nach der Mode haben, ſo ſchickt er zu dem deutſchen Schneider in Penſa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr iſt, und mit dem Kaiſer reden darf, ſo hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf 30 Stunden

Weges ein Menſch ein Unglück oder einen Schmerz, ſo vertraut er ſich dem Schneider von Penſa an, er findet bei ihm was ihm fehlt, Troſt, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tiſch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieſes war, das nur in Liebe und Wohlthun reich iſt, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine ſchöne Freudenernbte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erſte auf dem Platz, und: „Sind keine Deutſche da?“ war ſeine erſte Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute ſich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte ſie ſchon zum Voraus ungeſehener Weiſe, wie eine Frau ihr Kindlein ſchon liebt, und ihm Brei geben kann, ehe ſie es hat. „Wenn ſie nur ſo oder ſo ausſähen,“ dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweiſen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutſchen da waren, auch mit Franzoſen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis ſie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter ſo viele geneigte Leſer, auch Darmſtädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutſche da?“ — er mußte zum Zweitenmal fragen, denn das Erſtemal konnten ſie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, ſondern das ſüße deutſche Wort in Aſien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutſche genug,“ und von jedem erfragte woher er ſey — er wär

mit Meklenburgern oder Kurſachſen auch zufrieden geweſen, aber einer ſagte von Mannheim am Rheinſtrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hatte, wo Mannheim liegt, der andere ſagte, von Bruchſal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim; da zog es wie ein warmes, auflöſendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten," ſagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joſeph in Egypten zu den Söhnen Iſraels ſagte: „Ich bin Joſeph euer Bruder" — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war ſchwer zu ſagen, ob ſie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an ſeinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührteſten war. Jetzt führte der gute Menſch ſeine theuern Landsleute im Triumph in ſeine Wohnung, und bewirthete ſie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geſchwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er ſeine Landsleute in Penſa behalten dürfe. „Anton," ſagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeſchlagen." Jetzt lief er in der Stadt herum und ſuchte für diejenigen, welche in ſeinem Hauſe nicht Platz hatten, bei ſeinen Freunden und Bekannten die beſten Quartiere aus. Jetzt muſterte er ſeine Gäſte einen nach dem andern. „Herr Landsmann," ſagte er zu einem, „mit euerm Weißzeug ſieht's windig aus. Ich werde euch für ein halbes Dutzend neue Hemder ſorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein," ſagte er

zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebeſſert werden,“ zu einem dritten, und ſo zu allen, und augenblicklich wurde zugeſchnitten, und alle 26 Geſellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsſtücken für ſeine werthen rheinländiſchen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anſtändig ausſtaffirt. Ein guter Menſch, auch wenn er in Nöthen iſt, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit; deßwegen ſagten zu ihm die rheinländiſchen Hausfreunde: „Herr Landsmann verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wiſſen wir auch nicht wie wir euch für eure großen Auslagen werden ſchadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entſchädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiſer oder König ſpricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürſtliche Geburt und Großmuth, ſondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wiſſen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Geſinnungen ohnehin.“ Jetzt führte er ſie freudig wie ein Kind in der Stadt bei ſeinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen, was er ſeinen Freunden erwies. So ſehr ſie zufrieden waren, ſo wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zuſtand der Kriegsgefangenſchaft zu erleichtern, und das fremde Leben in Aſien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder

Namensfeſt, es wurde am nemlichen Tag von den Treuen auch in Aſien mit Gaſtmal mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falſch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutſchland an, der Schneider war der erſte der ſie wußte, und ſeinen Kindern, er nannte ſie nur noch ſeine Kinder, mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß ſich ihre Erlöſung nahte. Als einmal Geld zur Unterſtützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erſte Sorge, ihrem Wohlthäter ſeine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ ſagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmeier,“ ſagten ſie, „thut unſerm Herzen nicht wehe!“ Alſo machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um ſie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu beſtimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlöſung ſchlug, geſellte ſich zur Freude ohne Maas der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz, die Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorſorge auf eine ſo lange Reiſe in den Schreckniſſen des ruſſiſchen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann ſo lange ſie durch Rußland zu reiſen hatten, täglich 13 Kreutzer verabreicht wurden, ſo reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in dieſen letzten Tagen der Schneider, ſonſt ſo frohen leichten Muthes, ſtill und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu

Hauſe. „Es geht ihm recht zu Herzen," ſagten die rheinländiſchen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenſchritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder es iſt Rath. Geld genug!" — Was wars? die gute Seele hatte für zweitauſend Rubel das Haus verkauft. „Ich will ſchon eine Unterkunft finden," ſagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutſchland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und ſeiner Liebe: „Verkaufe was du haſt, und gieb es denen, die es bedürftig ſind, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einſt weit oben rechts zu erfragen ſeyn, wenn die Stimme geſprochen hat: „Kommt, ihr Geſegneten! Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſt, ich bin nakt geweſen und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen geweſen und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde zu großem Troſt für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts deſto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für ſie zuſammen, und nöthigte ſie, was er hatte, von koſtbarem ruſſiſchem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn ſie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück wiederführe. Den Abſchied will der Hausfreund nicht beſchreiben. Keiner der dabei war, vermag es. Sie ſchieden unter tauſend Segenswünſchen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider geſtand, daß dieſes für ihn der ſchmerzlichſte Tag ſeines Lebens ſey. Die Reiſenden aber ſprachen unterwegs unaufhörlich, und noch immer von ihrem Vater in

Penſa, und als ſie in Bialyſtock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, ſchickten ſie ihm dankbar das vorgeſchoſſene Reiſegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeiſter in Aſien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wiſſen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu ſchreiben, wenn ſich die geneigten Leſer nicht auf ſein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu ſtiften verſpricht.

Irrthum.

Der Hausfreund will auch wieder ein Paar hochdeutſche Reimen zum Beſten geben, die er zwar nicht ſelber gemacht hat, nemlich von einem Richter, der ein blödes Geſicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen ſollte. Es ſind nur ſechs Zeilen:

Ein Richter ſitzt, er ſieht nicht wohl.
Ein Färber kommt der ſchwören ſoll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?“ — rief der Richter — „Handſchuh aus!“
„Nein!“ — ſprach der Färber — „Brill' heraus!“

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handſchuh anſah, ſo befahl er ihm denſelben abzulegen. Der Färber aber erſuchte den Richter, die Brille aufzuſetzen, damit er ſähe, es ſey kein Handſchuh. Fein war es nicht, aber ſpaßhaft.

Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleiſen und ein Paar heraushängender Stiefelſchuhe, ein Handwerksburſche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?" Der Schiffmeiſter, der ein gar luſtiger Cumpan war, ſagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr ins Schiff wollt ſitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur ſechs. Das Felleiſen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch ſonſt nur." Der Handwerksburſche fieng an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — Sechs von Funfzehn bleibt Neun." Die neun Kreuzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn erlaubt iſt," ſagte er, und warf das Felleiſen in das Schiff. Hernach ſchlang er eins von den Seilern über die Achſel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle," dachte er, „wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er ſechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubniß mit zu ziehen, und nahm das Felleiſen wieder in Empfang.

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten ſonſt mit einander immer in Frieden und Freundſchaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar, und ſagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da ſehr ungelegen ſeyn kann, wenn ich Morgens noch ein Ständlein ſchlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht, bei der ganzen Nachbarſchaft?" — Ihm erwiederte der Nachbar: — „Ich begreife das Gegentheil. Iſt's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarſchaft den Morgen umſonſt anſagt, und die Geſellen weckt, auch ſonſt Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskoſten allein?" Als alle Vorſtellungen nichts verfangen wollten, und die Wachtel immer früher ſchlug, und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal, und ſagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?" Der Nachbar ſagt: „Wollt ihr ſie todt machen?" „Das nicht" — erwiederte der andere. — „Oder fliegen laſſen?" — „Nein, auch nicht." — „Oder in eine andere Gaſſe ſtiften?" — „Auch das nicht, ſondern hier vor mein Fenſter will ich ſie ſtellen, damit ihr ſie auch noch hören könnt alle Morgen". Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. „Ey," — dachte er, — „wenn ich ſie vor deinem Fenſter umſonſt hören kann, und bekomme noch Geld dazu, ſo iſt's beſſer." — „Iſt ſie euch ein Zweiguldenſtück werth," —

fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es ſey viel Geld, doch ſoll's ihm nicht verloren ſeyn, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am anderen Morgen, als ſie ihren vorigen Beſitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ey meine gute Wachtel iſt auch ſchon munter," — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es iſt meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh, ſagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat ſie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält ſie es mit einem andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar ſollte verſtändiger ſeyn, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt iſt, wenigſtens nicht allein in der Stadt." Nach mehrern Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund," — ſagte er, — „euere Wachtel hat in der vergangenen Nacht, wieder einen kurzen Schlaf gehabt." — „Es iſt ein braver Vogel," — erwiederte der Nachbar, — „ich habe mich nicht daran verkauft." — „Er iſt recht brav worden in eurem Futter," — fuhr jener fort. — „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!" Da lächelte der andere, und ſagte: „Wollt ihr ſie vielleicht todt machen." — „Nein" — „oder fliegen laſſen," — „das auch nicht," — „oder in eine andere Gaſſe vermachen?" — Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich ſie wieder ſtellen, wo ihr ſie ja eben ſo gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen." — „Freund," — erwiederte ihm hierauf der Nachbar, — „vor Euer Fenſter

kommt die Wachtel nimmer mehr, aber gebt ihr mir meine zwei Gulden wieder, ſo laß ich ſie fliegen. Der Nachbar dachte bei ſich: „Wohlfeiler kann ich ſie nicht los werden, als für ſein eigenes Geld.“ Alſo gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leſer wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterſchied es ſey, ob etwas vor dem eigenen Fenſter und in dem eigenen Haus geſchieht, oder in einem andern, ferner, — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Geſellſchaft ſelber pfeift, und auf dem Tiſch trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer ſelber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geſchichte erzählt, und ob ein anderer dabei ſeyn, und von Zeit zu Zeit ſich verwundern, und etwas dazu ſagen muß, gleich als ob er Acht gäbe.

Der vortheilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geſchichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, ſondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deßwegen, hatte ein braunes Rößlein, und einen luſtigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er ſich weniger als um ſeine chaldäiſchen Bücher. So bekümmerte ſich der

Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläſer, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tiſch aufſtand, ob er Sauerkraut oder Apfelmuß zu Mittag gegeſſen habe, er wußt' es nicht. Fragte Jemand den Sohn wo der beſte Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber als er aus dem Löwen nach Hauſe gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich mit einander? Es ſind jezt vier Monate." — Als er nach Hauſe gieng begegnete ihm der Ritter=wirth: „Ey Herr Benedikt, ſieht man euch auch wieder einmal? Es ſcheint ihr könnt die Rittergaſſe gar nimmer finden: Was gilt's ich finde die euere?" Als er um das Eck herum gieng, lief er dem Anſchel Hirſch in die Hände: „Na Herr Benedix, wie lange ſoll ich auf Johanni warten? oder was führt ihr für einen Kalender? den hundertjährigen?" Als er aber nach Hauſe kam, war ſein erſtes, er führte das Roß aus dem Stall, und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäiſchen Morgenſegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn, wißt ihr auch, Herr Vater, daß heute Nacht das Bräunlein crepirt iſt?" — „Was hat ihm gefehlt," — fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen." — „Wenn wir nur geſchwind wieder ſo eins hätten," — erwiederte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenſter, er habe ein Rößlein im Handel.

„Sieht ein Ey dem andern gleich" — ſagte er, als der alte Herr heraus kam, „ſo thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn ihr's kauft, ſagte er, ſo habt ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hättet ihr das alte nicht hergegeben, und iſt auf und nieder das nämliche." Der Vater ſagte: „Ein wenig kleiner, meyn ich ſey es," — wie man ſich täuſchen kann. — „Um's Erkennen," — erwiederte der ſchlaue Sohn. Kurz das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn bezahlte den Löwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch ſeitdem gut gelernt Waſſer trinken, als Abſchreiber in einer würzburgiſchen Schreibſtube.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangeliſche Leſer wird ſich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817 das 3te Reformationsfeſt erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufſchein vom Jahr 1707 aus den Tagen Kaiſer Joſephs des erſten lautet. Dieſe Frau hat alſo das nämliche Feſt ſchon zum zweiten Mal erlebt, und kann ſich noch erinnern, daß ſie das erſte Mal im Jahr 1717 als ein 10jähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche ſey geführt worden. Sie ſagt aber, es ſey unterdeſſen Vieles anders geworden, auch mit ihr.

Uebrigens iſt es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfeſt, das alle hundert Jahre nur Einmal kommt, in ſeinen Tagen zweimal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das andere Mal an ſeinem ſpäten Abend, wenn die Stimme der Müllerin leiſe wird, und der Mandelbaum blüht, und die Heuſchrecke beladen iſt. — Ein Anderer könnte hundert Jahr alt werden, weniger einen Tag, und wär nicht im Stand, ein einziges Reformations-Feſt zu erleben.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahr 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichs-Truppen lagen darin, ſteht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einſamen Poſten ſeitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!" Indem wächst ganz leiſe eine franzöſiſche Grenadier-Kappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein Paar Dutzend Waghälſe hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeſchrien auf den Rempart zu kommen, und ſahen die Schildwache nicht, daß eine da ſey. Springt der Furtwanger herbei, und gibt dem Franzoſen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchſen, und geht ein zweites Franzoſengeſicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und ſagt: „aber jetzt

kommſt du nimmer.“ Item: es kam der dritte, und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeſchlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herum ritt, ob alles in Ordnung ſey, ſieht er von Weitem die Sturmleiter und zwölf todte Franzoſen dabei, und wie er zu dem Poſten kommt, fragt er den Furtwanger: „was hat's hier gegeben?“ — So? ſagt der Furtwanger, Ihr habt gut fragen. Wißt ihr, daß mir einer mehr zu ſchaffen gemacht hat, als Euch alle. Nur zwölf Mal hinter einander hat er angeſetzt. Unten im Graben muß er liegen.“ Denn er meynte, es ſey immer der nämliche geweſen, und es könne nur mit dem Böſen zugegangen ſeyn, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Commandant und die Offiziere, ſo mit ihm waren, und nahm ihm ſeinen Unverſtand nicht übel, ſondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenſtück Stechgeld bezahlen, und durfte er über dieß ſelbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskaſſe Wein trinken, und Speck eſſen, ſo viel er wollte.

Das Advokaten-Teſtament.

Ein Advokat, der am Ende ſeines Lebens faſt eine Unruhe des Gewiſſens darüber empfand, daß ihm ſein Beruf ſo reich gemacht hatte, ſtiftete ſein ganzes ſchönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für ſo manchen verſtändigen und rechtlichen geneigten Leſer, der aus rechter Ueberzeugung

und Pflicht, in einen Prozeß verwickelt ſeyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann ſich der Advokat geirrt haben, aber er meynte wenigſtens, es ſey billig.

Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht.

Es iſt nichts lehrreicher, als die Aufmerkſamkeit, wie in dem menſchlichen Leben alles zuſammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag z. B. Zahnſchmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie ſelbſt das was unrecht und verboten iſt, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechſel der Dinge alles Einzelne wieder verſchwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt, und nicht verloren geht, es ſey gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Waſſer in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher iſt im Stand es wieder heraus zu ſchöpfen, ſondern es iſt jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verſchwemmt in der großen Fluth. Ja wenn die Sonne Waſſer aufzieht, wie man zu ſagen pflegt, ſind ein Paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen wieder aus einer Waſſer-Wolke vom Himmel herab, und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienſt-Magd, jung und brav, auch hübſch, und ein Knecht gleicher Qualität, dienten miteinander

auf einem Edelhof, und hätten nicht ſo gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegeſſen, als vielmehr einander geheirathet. Allein ſie waren Leibeigne, in ſoweit, daß ſie verpflichtet waren, eine gewiſſe Zeit Hofdienſte zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte ſie nicht früher aus dem Dienſt entlaſſen, weil ſie ſo brav waren in ihrer Aufführung, und ſo fleißig und treu in ihren Geſchäften. Deßwegen ſaßen ſie oft beiſammen und weinten, oder ſie weinte, und er nagte an einem Holzſplitter. Ein andermal, wie die menſchliche Laune wechſelt, ſprachen ſie ſich Muth ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu thun ſey, und freuten ſich ſchon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, wenn „du mein Weib biſt“ — ſagte er — „und ich dein Mann,“ und einmal vergaßen ſie ſogar die Zukunft, und meynten es ſey jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht deſperates Zahnweh, nicht gerade deßwegen. Sie ſteht aus dem Bette auf, und wirft ſich auf einen Stuhl, ſie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten ſetzt ſie ſich gegen über einem Fenſterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie ſitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal ſieht ſie hell werden hinter dem weißen Vorhang, ſie hört etwas ſich bewegen, ſie hört etwas flüſtern und kniſtern, ſie ſchiebt leiſe das Vorhänglein weg, und in der Küche ſtehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein Nachts um 12 Uhr, und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer ſteht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloſes

Lumpenpack," — ſagte ſie inwendig für ſich. So iſt denn keinem Menſchen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Eſſen. Iſt es euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht beſtehlen, und Leckerbiſſen kochen!" Nach einiger Zeit ſtellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob ſie jetzt die Leckerbiſſen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in das Gefängniß werfen, ſo fuhr die Edelfrau fort, und jage ſie weg, ohne ehrlichen Abſchied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch ſchwanger von dem Purſchen, in meinem eigenen Haus. So weit ſoll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf die Schoos. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brey, ſie legt es an die mütterliche Bruſt, und der Schein des abnehmenden Feuers gieng zu rechten Zeit über ihr Angeſicht, als ſie mit naſſen Blicken ihr Kindlein noch einmal beſchaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm ſagte. Denn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr als ob die Mutter mit den naſſen Blicken geſagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins ſich auch erbarmen," und als ob ſie dazu beſtimmt wäre. Ja es fuhr ihr mit Grauſen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hauſe hätte geſchehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem ſchweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ ſie beide Eltern vor ſich beſcheiden. Beide ſahen einander an. „Was

gilt's," — ſagten ſie — „wir bekommen unſere Freiheit." — „Oder auch nicht," — ſagte er. Die Edelfrau aber, als ſie hereingetreten waren, redete ſie ernſthaft und gebieteriſch an: „Wo habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu verſinken vor Schrecken und Schaam, und ſchauten einander verſtohlener Weiſe an, gleichſam ob das andere noch da ſey. „Wo ihr euer Kind habt," — wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben" — ſtotterte endlich der Vater, — „in der Holzkammer hinter einer Beige."*) Als es aber der Purſche holen mußte, bracht er es, wie es war in einem alten Felleiſen. Es war reinlich gehalten und gebütſchelt**) auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es ſchon wüßte wie man es machen muß. Da erbarmte ſich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, ſie und ihr unſchuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen," — ſagte ſie. Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer verſüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt." Meynt man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Pſalmen? Ein Gemüth, das zum Guten bewegt iſt, und ſich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein ſolches Gemüth zieht

*) „Beige" d. i. ein Holzſtoß.

**) „gebütſchelt" d. i. eingewickelt.

Digitized by Google

zieht nemlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in ſeine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zuſammen geben laſſen,“ — ſagte die Edelfrau. — Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut ſtiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden laſſen. „Iſt's ein Büblein?“ — Alſo wurden ſie am nächſten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zuſammen gegeben, und lebten ſeitdem in Liebe und Frieden ehrlich beiſammen. Das Büblein aber kann jetzt ſchon Haſelnüſſe aufbeiſſen, und lernt fleißig, und hat runde rothe Backen. — Was aber weiter daraus werden ſoll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

Die Allemannen unter fränkiſcher Oberherrſchaft.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813 und 1814 über die Zeittafel der vaterländiſchen Geſchichte weitläufig iſt erzählt worden, das läßt ſich zur Wiedererinnerung im Jahr 1819 kürzlich alſo zuſammen ſtellen. —

Erſtlich waren die Markomannen im Land ein deutſches Geſchlecht. Die ſind wieder davon gezogen und verſchollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerlei fremdes Volk über die Grenzen hinüber in die verödeten Beſitzungen, und zogen die Römer nach ſich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves geſundes Geſchlecht, des dermaligen rheinländiſchen Leſers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die ſchönen Landſchaften für ſich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, ſondern mit dem Schwerdt, und übten weit und breit ihre Herrſchaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Chriſti Geburt 496. Da ſtießen ſie mit einem andern deutſchen Volk, mit den Franken, wie zwei Gewitterwolken zuſammen, in der Schlacht bei Zülpich. Denn das liebten die Deutſchen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzen in Friedenszeiten die Tapferkeit aneinander ſelbſt, damit ſie im Krieg ſcharf genug ſey gegen den Feind.

In der Schlacht von Zülpich aber verlor das tapfere Heer der Allemannen den Sieg und ſeine Herrſchaft, und wurden Unterthanen des fränkiſchen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814 iſt erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leſer am Hausfreund faſt noch am beſten, daß er ihm gern alles zweimal ſagt.

Dieſe unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Allemannen, in ein Herzogthum ein, deſſen nördliche Grenze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die luſtige Stadt Baden läuft, nemlich die Oosbach, die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwiſchen Raſtadt und Bühl an die Landſtraße tritt, und nachgehends jenſeits derſelben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieſer Gegend berühren ſich die fränkiſchen und allemanniſchen Wohnſitze, und noch jetzt, nach mehr als

1000 Jahren iſt dort die Scheidelinie zwiſchen zwei Völkern wohl erkennbar. Dann um ein Paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Geſichtszüge, und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweiſe, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuſchnitt, und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land in Gauen eingetheilt, oder in Landſchaften. Davon ſind zwiſchen dem Schwarzwald und Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Mortingau. Verklungen aber ſind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen das Ufgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherlei Grafſchaften, die Grafſchaften noch in kleinere Aufſichten und Gebiete. —

In ſolche Maſchen ſtrickten ſie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheits-Luſt, und ſieggewohnter Schwerdter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländiſchen Bodens und ſeiner Freiheit vergoſſen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieſer Frankenſchule was jetzt den Enkeln ſo wohl anſteht. Sie gewöhnten ſich an beſtändige Wohnſitze, und an häusliches Eigenthum. Die meiſten jetzt noch blühenden Ortſchaften datiren ſich aus dieſem Zeitalter. In der nemlichen Schule lernten ſie den Ackerbau und allerlei nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Geſetze, wenn man ſie ehrt. Ja ſie warfen ihre heidniſchen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. —

Mancher geneigte Leſer wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferſtehungs- und Himmelfahrts-Fahnen zuerſt in das Land gekommen ſeyen. Er meynt ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächſten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das ſchöne Tageslicht, wenn es einmal aufgegangen iſt, breitet es ſich nach allen Seiten aus, und ſcheint in die dunkeln Gemächer, alſo auch das Evangelium, nachdem es aus Jeruſalem über das mittelländiſche Meer in Italien gelandet hatte, ſendete es bald ſeine Morgenſtrahlen an die Grenzen unſeres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald ſelbſt und ſeine Gauen gieng es ſtill herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es ſich zuerſt an die fremden Völker und an ihre Wildniſſe gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her ſeine Lichtlein im Schwarzwald an. Der erſte, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreiſe, wahrſcheinlich um das Jahr nach Chriſti Geburt 512 in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ ſich nieder auf einer waldigen Inſel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten- und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und taufte. Auch gründete er auf der Inſel eine chriſtliche Kirche, die erſte im Schwarzwald, und ſtiftete ein Kloſter. Das iſt die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwiſchen

Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Thürmen und Dächern. Noch erkennt man den Rinnſal eines alten Rheinarms, der einſt die Landſchaft zu einer Inſel umſchloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: Trudpert, Offo, Ruthard, Pirmin, Landolin und andern wurden die erſten chriſtlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münſterthal, an der Schutter und Kinzig, und weiter hinab. Das ſind die Anfänge zu den nachmaligen Klöſtern und Abteyen, St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim-Münſter und andere, die insgeſammt noch in unſer Andenken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern und Thürme haben. Alle jene Männer aber ſind aus England gekommen. Zwei von ihnen, Trudpert und Landolin, ſind von Landes-Eingebornen gewaltſam getödtet worden. Denn das hat die chriſtliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin ſie ſich verbreiten ſoll, das Land muß zuerſt mit dem Blute ihrer Zeugen getauft werden. Wo findet man mehr ſolchen Glauben? Dieſe Männer haben daheim alles verlaſſen um ſeines Namens willen, und ſind unter Gottes Geleit getroſt zu fremden Völkern gewandert, und haben für alles, was ſie daheim zurück ließen, nichts gewollt, als das Licht der Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die Finſterniſſe des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterblager noch nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn ſie jetzt wieder kämen, und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beſchauen könnten. —

Wie die Flüſſe des Schwarzwaldes, die Dreyſam, die Schutter, die Kinzig, die Alb, aus

ihren unſcheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorrauſchen, und mit Leben und Wachsthum die Ebenen befruchten, alſo wandelte von den Bergpfaden, in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachsthum des Chriſtenthums, chriſtliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreitete ſich in alle Gauen am Rheinſtrom. Ey, wohin jetzt das Auge ſich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen untereinander ſchöne lutheriſche und katholiſche Ortſchaften, mit ihren Kirchen und Schulhäuſern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verſtändigen Schulmeiſtern, darin. Die ſtattlichen Kirchthürme ſchauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag ſey, und grüßen ſich mit paritätiſcher Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockenſprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelſpiel und der fromme Morgenpſalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines ſchöner als das andere ſein Hauptſtücklein, und ſeinen Pſalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers iſt kein Sprüchlein verloren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ohngefähr 250 Jahre waren unſere Altvordern unter fränkiſcher Oberherrſchaft, als ein Hausmajor des Königs, mit Namen Pipin, dem König die Krone vom Kopf abhob, und auf ſeinen eigenen probirte. Er fand, ſie ſtehe ihm recht, und ließ ſie demnach ſitzen. Unſere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen ſagte: „Seyd unterthan der Obrigkeit,“ — verſtanden darunter doch noch immer die allemanniſchen Herzoge, weniger die fränkiſchen Könige, und

zeigten ihren guten Willen, gegen die Franken, nemlich den böſen, bei jeder Gelegenheit mit der That bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerſchnitt das Herzogthum in viele kleine Theile, und regierte ſie durch Statthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das iſt immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die beſiegte Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zufrieden ſeyn will mit dem Schickſal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorſehung auf den Schlachtfeldern entſchieden hat. Oder glaubt der geneigte Leſer, die Vorſehung müſſe erſt nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davon getragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768 in der Regierung ſein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenſchaften und Tugenden, denen Deutſchland viel Gutes zu zu verdanken hat.

Denn ohngeachtet ſeiner ſchweren Kriege und Staatsgeſchäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeitspflege in beſſere Ordnung; Er brachte die deutſche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateiniſch. Er brachte den Ackerbau und die Künſte in höhern Flor; Er ließ ein Geſangbuch von alten deutſchen Liedern veranſtalten, das ſich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er ſtiftete die deutſchen Schulen, und zierte ſie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude, und eine Aufmunterung

ſeyn, daß er inſofern vom Kaiſer Karl dem Großen abſtammt. Denn als Karl die Königs-Krone von Deutſchland, Frankreich und Italien auf ſeinem glorreichen Haupt vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Chriſtnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Pabſt Leo dem dritten zum römiſchen Kaiſer ausgerufen. Solches Weihnachts-Geſchenk, brachte ihm die Chriſtnacht des Jahrs 800, eine ſtrahlende Kaiſer-Krone. Das iſt das heilige römiſche Reich, welches bis in unſere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unſere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leſer aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wiſſe, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820, wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

Erinnerung an die Kriegszeit.

Es iſt nicht zu läugnen, wenn hie und da ein ſiegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landſchaft einrückte, und Quartiere nahm, daß ſich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen laſſen, nicht nur von der Nothwendigkeit, ſondern auch von dem Unverſtand und höhnendem Uebermuth. Zu einem ſolchen Unteroffizier, als er eben am Mittageſſen war, kam ſein Camerad und verwunderte ſich über ihn mit folgenden Worten.

„Herr Camerad, ſagte er zu ihm, ſeit wann ſeyd ihr ein Jude geworden, daß ihr euch zwicken

laßt. Euch iſt ſeit geſtern ein kurioſer Bart gewachſen." Nemlich der Unteroffizier, der am Mittageſſen war, aß gerne Nudeln. Deßwegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Nudeln aufſtellen, und natürlich ein fettes Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deßwegen mußte ihm der Wirth lange und feine Nudeln aufſtellen, welche ſich faſt mit keiner Geſchicklichkeit um die Gabel herumſpinnen laſſen, ſondern wann man meint, jetzt ſey eine umgeſponnen, haſpelt ſich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen iſt eine Kunſt. Zwar darf man ſie nur zuerſt ein wenig auf dem Teller zerſchneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirth, und wenn er auch des Guguks hätte werden mögen, mußte, ſo lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Scheere neben ihm ſtehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorſichtig abſchneiden. Deßwegen als dieſes der andere Unteroffizier ſah, verwunderte er ſich und ſagte zu ihm ſcherzweiſe und lachend: „Euch iſt ein curioſer Bart gewachſen. Seit wann laßt ihr euch zwicken, wie ein Jud?" Dem Wirth kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröſtete ihn. „Landsmann, ſagte er zu ihm, es iſt Krieg."

So etwas kann man ſchon erzählen, und zur Erinnerung an die überſtandenen Zeiten leſen, wenn durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleien ein Ende haben.

Reiſe nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten beſtand auch, ein großes Reichs-Kammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigtem Leſer in theuerem und werthem Andenken ſeyn kann, wenigſtens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber, saßen dort, von Rechtswegen beiſammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu ſieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen laſſen, und noch einmal verlieren. Mancher heſſiſche, würtembergiſche und badiſche Batzen iſt dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutſche Reich geſchah, ſtürzte auch das Reichs-Kammergericht zuſammen, und alle Prozeſſe, die darin lagen, wurden todt geſchlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von ſich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachſenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daſelbſt liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt ſich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichs-Kammergerichts lebhaft beſchäftige. Nemlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten und Schreiber ſorgen wollte, welche ſeit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob ſie gleich täglich, wie

die Andern, Mittag läuten hörten und ſchöne Schilde ſahen an den Wirthshäuſern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fieng es auf einmal an in den Acten zu rauſchen, faſt wie in den Todtenbeinen von welchen der Prophet Ezechiel ſchreibt. Der Leineweber glaubte nemlich nichts anders, als das Reichs-Kammergericht, habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozeſſe wenigſtens ſeinen, wieder anzuzetteln.

Alſo ließ er ſich einen guten Paß nach Frankfurt ſchreiben, und mit Akten ſchwer beladen trat er die lange Reiſe an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war ſein erſtes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag ſich angeſetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiederte, ſie ſtehe da ſo neben draus und erfahre nicht viel was im Innern der Stadt geſchehe. Ihres Wiſſens aber, ſeit ſie da ſtehe, ſeye kein Bundestag einpaſſirt. Da fieng der Leineweber im Fortgehen an ſich zu betrüben, und zu ergrimmen: „O Deutſche, ſagte er in ſeinem Innern, wie tief ſeyd ihr geſunken! Ein Deutſcher zu ſeyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wiſſen!" „Guter Freund, ſagte er zu einem Vorbeigehenden, könnt ihr mir auch nicht ſagen, wo der Bundestag ſein Weſen hat?" Der Vorübergehende konnte es auch nicht ſagen. „O Patriotismus, fuhr er mit ſich ſelber fort, wohin biſt du verſchwunden? Faſt müſſe man ſich ſchämen ein Deutſcher zu heißen, wenn man nicht unter ſeines Gleichen wäre."

„Guter Freund, redete er einen dritten an: Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt iſt?“ — „Lieber guter Mann, entgegnete der Dritte, „hier iſt kein Bundestag einquartirt. Hier iſt Frankfurt an der Oder. Der Bundestag iſt in Frankfurt am Main.“ — Der wohlerfahrne Leſer weiß nemlich zum Voraus ſchon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt ſind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt, fuhr der Dritte fort, und wenn ihr daher ſeyd, wo ihr ſagt, ſo ſeyd ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen.“ Das iſt jetzt Ein Thun, ſagte der Leineweber. Hab ich A geſagt, ſo will ich auch B ſagen. Zwanzig tauſend Thaler ſind Geld, ohnehin bin ich es meinem ſeeligen Großvater ſchuldig. Hat er den Prozeß angefangen und iſt ein armer Mann daran geworden, ſo iſt es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortſetze, und wieder reich werde. „Ha ha, ſagte der Dritte, was gilt's das ſind Akten, die ihr da aufgepackt habt, und faſt drunter zuſammen brecht?“ — „Es ſind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei, verſetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, aber nimmer viel.“ Der geneigte Leſer fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hieran aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reiſe etwas langſam von ſtatten. Derſelbe darf herzhaft einsweilen noch ein gutes Pfeiflein ſtopfen, wiewohl er kann zum Voraus ſehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wiſſen, daß, als einſt die Phönizier erforſchen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Waſſer könne umfahren werden,

rechneten ſie die erforderliche Zeit der Reiſe auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als ſie hinter Egypten in dem rothen Meer ſich einſchifften, der bibelfeſte Leſer kennts von Moſes Zeiten her, nahmen ſie nicht ſonderlich viel Lebens=Vorrath mit, aber etwas Acker=Geräthe. Sahen ſie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, ſtiegen ſie an das Land, ſäten von Getraide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit ſich brachte, wiewohl in Afrika iſt faſt immer Sommer und ein ſchneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten ſie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorſchein durch die Meerenge von Giberaltar hinein, die der Zeitungskundige Leſer ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, deſſen Andenken noch bis auf dieſe Stunde auf Tabacks=Papieren gefeiert wird. Alſo auch der Weber auf ſeiner langen Reiſe wußte ſich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunſt bettelt nicht," ſagte er zu ſich ſelbſt im ſtolzen Gefühl, Kunſt geht nach Brod. „Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er ſich nach einem Zunftgenoſſen, und „habt ihr nicht's für mich zu weben, redet er den Meiſter an, um Atzung und um einiges Zehrgeld?" Stellte ihn nun der Meiſter ein, ſo blieb er einige Tage bei ihm, bis er ſich ausgefuttert, und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte ſich ſolchergeſtalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele ſeiner Reiſe

ſey, und ſo nahe an ſeiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundes-Kanzlei kam, gleich in der vorderſten Stube, wo die Herren ſitzen, die am ſchönſten ſchreiben können, grüßte er ſie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal," ſagte er, „und ſeyd ihr jetzt hier?" Einer von den Herrn der Vornehmſten von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt ſie auf den Tiſch. „Wir ſind noch niemand aus dem Weg gegangen," ſagte er, „und was habt ihr hier zu ſchaffen? Was bringt ihr neues viereckigtes in eurem Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine." „Spaß," erwiederte der Weber, „meinen Prozeß von Anno Ein tauſend ſieben hundert ſieben und ſechszig." — Es iſt nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm ſich niemand ſeines Prozeſſes an, weil der Bundestag ſich mit Prozeſſen nicht gemein macht, und die lange beſchwerliche Reiſe war umſonſt gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Faſt ſoll er noch was anſchifften. Statt deſſen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers ſtiften *), wie er auf der Heimreiſe einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es iſt mir in dieſen ſechs Wochen vieles klar geworden," ſagte er.

„Man muß einem deutſchen Mann nicht ſogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandsſachen ein wenig unwiſſend und kaltſinnig iſt. Denn man iſt ſelber einer. Was ſieheſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerſt ſelber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Digitized by Google

der Oder iſt von mir Tort geſchehen. In Frankfurt am Main aber mir."

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leſet, oder im Placat, oder im Kräuterbuch, und verſteht es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zuhörer, und geht um verſtändige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, beſonders wenn es ein Prozeß iſt."

Der beſte Prozeß iſt ein ſchlechter, und auf dem Lager beſſert er ſich nicht. Der Habich iſt beſſer als der Hättich. Friede ernährt, Unfrieden zerſtört.

„Und nun geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und ſeyd dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch ſeyn wird, als ich."

Indem er aber die Akten abſetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achſel, der auch deſſelben Wegs gieng. (Man ſieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts deſto weniger iſt's der Gewürzkrämer aus dem nächſten Städtlein —) „Guter Freund," ſagte er, „mit wem redet ihr da ſo allein?" Mit niemand, erwiederte der Weber, wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupft*) ihn einmal! Was gebt ihr mir dafür? Der Mann ſagte anderthalb Kreuzer, für das Pfund, wenn das Papier daran gut iſt. Kommt mit mir." Alſo verkaufte er dem Gewürzhändler die Akten für einen Gulden vier und zwanzig Kreutzer, die vollends zum Reſt der Reiſe hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reiſe," ſagte er, „will ich denken. Dießmal in Frankfurt geweſen." —

*) „Lupft ihn einmal!" ſo viel: „als hebt ihn einmal in die Höhe!"

Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem ruſſiſchen Feldzug wiſſen will, der muß ihn entweder ſelbſt mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs-Hauptleuten bekannt ſeyn, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt ſich deſſen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen ſie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes iſt ein ſeltener Beweis von Edelmuth und Leichtſinn, und noch einmal von Edelmuth. Zwei polniſche Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem ruſſiſchen Dorf bis den andern Morgen einquartirt. Sonſt ſollen die Polen und die Ruſſen auf den bloßen Namen hin nicht immer die beſten Freunde ſeyn. Allein der ruſſiſche Edelmann, der in demſelben Dorf wohnt, dachte daran in ſeinem ſchönen Schloß und in ſeiner warmen Stube, wie er auch einmal in ſeiner Jugend Kriegsgefangener geweſen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Troſt, und wie er in dem Hauſe eines edlen Menſchen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie ſolches dem Herzen wohl thut. Alſo ſuchte er ſogleich die Gefangene auf, nahm ſie in ſein Schloß, bewirthete ſie, wie Brüder, oder Freunde, und ſuchte ſie durch Troſt und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das iſt ein ſchönes und heiliges Schuld- und Wechſelrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menſchen aufgerichtet iſt, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß

eine

eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, ſieht ſie als ein empfangenes Darlehn an, und zahlt ſie, wenn er daheim iſt, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handſchrift darüber ausgeſtellt hat, und das nicht einmal, ſondern zehnmal wenn er kann, wie ein ausgeſtreutes Saatkorn nicht allein, ſondern ſelb zehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr ſchon, fragte die Gefangenen der Edelmann, wo der Ort eures Aufenthalts ſeyn wird?" Die Gefangenen ſagten, „in den caucaſiſchen Gebirgen." — „Seid ihr denn auch mit etwas Reiſegeld verſehen auf einen ſo langen Weg?" Die Gefangenen zuckten die Achſeln. Hierauf ſprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu eſſen und zu trinken, und wohl bei ihm zu ſchlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter gieng, und ſie nun von ihrem Wohlthäter Abſchied nahmen, ſchenkte er ihnen fünfhundert Rubel ruſſiſchen Geldes auf die Reiſe. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen ſchenkte. Ich will es euch leihen, ſagte er, wenn euch einſt Gott in euere Heimath und zu den Eurigen zurückführt, ſo könnt ihr mirs wieder ſchicken.

Die Geſchichte könnte hier aus ſeyn. Sie wäre ſchon des Erzählens werth geweſen. Allein ſie fängt jetzt erſt recht an. Der nächſte Tagmarſch der Kriegsgefangenen gieng nach einer altruſſiſchen Grenzfeſtung, namens Bobruisk. Man muß ſchon ein fertiges Mundſtück haben, wenn man ſo einen ruſſiſchen Namen mit Leichtigkeit will ausſprechen können.

Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tagszeit anlangten, giengen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu beſehen, und als ſie an ein ſchönes großes Wirthshaus kamen, dachten ſie, „wollen wir nicht ein wenig hinein gehen, und unſerm Wohlthäter ſeine Geſundheit trinken?“ In dem Wirthshaus aber ſaßen viele ruſſiſche Herrn und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander, oder ſpielten Pharao. Pharao aber iſt ein ſehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verſpielen kann, alſo, daß man es nicht Pharao nennen ſollte, ſondern das rothe Meer, weil viele die hinein gehen drinn ertrinken, ausgenommen die Kinder Iſrael.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige ruſſiſche Edelmann nach Bobruisk, um bei ſeinen guten Freunden daſelbſt einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirthshaus hinein tritt, was geſchieht, wen ſieht er mitten unter ſeinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltiſche ſitzen? Wen ſieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern ſetzen und verſpielen? Seine leichtſinnigen Gäſte, die zwei Polen. Die Polen hätten auch faſt lieber einen Wolf als ihn geſehen, und ſpielten nicht um das beſſer oder glücklicher, als er ſich ebenfalls an den langen Spieltiſch ſetzte, und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davon geſchlichen, wenn ſie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müſſen im Stich laſſen, das ſie wieder zu gewinnen hofften. Als ſie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copecke dahin war, und jetzt troſtlos und verzweifelnd zur

Thür hinaus ſchlichen, gieng ihnen der ruſſiſche Edelmann nach, und mancher geneigte Leſer, dem man nicht ſo kommen dürfte, freut ſich ſchon, wie er Juſtiz machen, und den ruſſiſchen Stab wird walten laſſen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener iſt ohne Schläge geſchlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmuth kann beſchämen und beſſern. „Meine Freunde,“ ſagte er zu ihnen ſanft und gütig, „Ihr müßt wohl beſſer bei Geld ſeyn, als ich geſtern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beſchämt habt.“ Die Gefangenen aber waren nicht im Stande, eine Sylbe zu antworten, ausgenommen ſie ſchlugen die Augen nieder, als wenn ſie ſagen wollten, daß er ſich geſtern nicht an ihnen verſehen habe, aber jetzt. Da ſprach er zu ihnen: Ihr ſeyd nunmehr gewitziget, und ich hoffe, meine Güte ſey zum zweitenmal beſſer an euch angewendet, als zum erſtenmal; und als er ihnen mit einem guten Wechſelbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verluſt erſetzte, konnten ſie noch weniger als vorher ſprechen, ſondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Dieſe Erzählung iſt unverſehrt aus Rußland heraus gekommen, und hat ihre Wahrheit.

König Friedrich und ſein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein ſchönes Luſtſchloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle geweſen wäre. Denn erſtlich ſtehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod ſchmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenns die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber wenn der König in ſeinen beſten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Waſſer in die Räder ſchießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs ſtellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leſer ſagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab, und läßt ſie niederreißen?" Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu ſich rufen. „Ihr begreift, ſagte er zu ihm, daß wir zwei nicht neben einander beſtehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller ſagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar." Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Menſch, ſo viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle? Der Müller erwiederte: Gnädigſter Herr, ſo habt auch Ihr nicht ſo viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie iſt mir nicht

feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei ſeiner Rede. „Sie iſt mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," ſagte er, „ſo will ich darin ſterben, und wie ſie mir von meinen Vätern erhalten worden iſt, ſo ſollen ſie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernſthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich laſſe euere Mühle taxiren, und breche ſie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerſchrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem König: „Gut geſagt, allergnädigſter Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nemlich daß er es wolle auf einen richterlichen Ausſpruch ankommen laſſen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig ſeyn, alſo daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, ſondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieſer Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarſchaft. Der geneigte Leſer aber darf ſchon ein wenig Reſpect haben vor einem ſolchen Nachbar und, noch mehr vor einem ſolchen Herrn Nachbar.

Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im Schweizerland, der erſchlagen wurde in einem Gefecht, nicht

weit vom Vierwaldſtädter See, mit dem Leichnam gieng es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächſt der Wahlſtadt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es thaten, und dabei waren, und ein Kreuz wie man in der Geſchwindigkeit eines machen kann auf ſein Grab ſteckten, daß, wer vorübergienge, auch ein Vater unſer für ſeine Seele beten ſollte. Item, am Dienſtag darauf, als der Siegriſt frühe Morgens in die Kirche gehn, und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienſtag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verſchwunden. Sonſt thut der Glaube Wunder. Dießmal aber thats des Glaubens fromme Schweſter, die Liebe. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hinterſaß, und ſeiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängſtete ſich daheim, und weinte und betete, und jeder Schuß, den ſie hörte, gieng ihr ſchauerhaft durch das Herz, denn ſie fürchtete, er gehe durch das ſeinige. Einer gieng dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohl behalten nach Hauſe kamen, brachten ſie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, ſein Gebetbüchlein und ſeinen Roſenkranz. „Dein Mann, ſagten ſie, hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern Riedt. Ein Kreuz ſteht auf ſeinem Grab. Es hätte jeden treffen

können," ſagten ſie. Die arme Frau vergieng faſt in Thränen und Wehklagen. Mein Mann erſchoſſen, ſagte ſie, mein einziges und alles — und im Riedt begraben, in ungeweihter Erde! Da raffte ſie ſich plötzlich auf und in der Nacht, als alles ſchlief, gieng ſie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Riedt hinauf, ſuchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug ſie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als ſie aber hernachmals Tag und Nacht ſich faſt nimmer von dem Grabe entfernen und nicht eſſen und nicht trinken wollte, ſondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte, und mit dem Verſtorbenen redete, als ob er ſie hören könnte, alle Vorſtellungen waren fruchtlos, da ſagte endlich der Vorſteher des Ortes, es ſey kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicherweiſe noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, ſonſt vergehe noch die arme Frau. Alſo brachte man ſie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menſchen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leſer rührt dieſe Geſchichte, und er ſagt, ſolcher beiſpielloſen ehlichen Liebe und Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig ſeyn. Fehl geſprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verſtorbener Gatte waren Fremdlinge und zwar aus Deutſchland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigſte am wenigſten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutſchen, und die Gemeinde ertheilte — dieſem das

Bürgerrecht, das ſein Vorfahrer mit ſeinem Leben erkauft hatte.

Dieſe Geſchichte hat dem Hausfreund und ſeinen Reiſefährten auf dem See zwiſchen Winkel und Stanzſtadt ein Augenzeuge erzählt, und von ferne den Ort gezeigt, wo ſie vorgefallen war.

Der ſinnreiche Bettler.

Sonſt bemeſſen die Bettler ihre dankbaren Wünſche nach dem Werth der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede iſt, ſagt, das ſey grundfalſch. Wer ihm viel gibt, dem wünſcht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt, dem wünſcht er eine tauſendfältige, oder wenn es noch weniger iſt, eine hunderttauſendfältige Vergeltung. Denn er ſagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen vorausſetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm alſo mehr wünſchen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?"

Mahomed.

Dem Mahomed wollten es anfänglich nicht alle von ſeinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet ſey, weil er noch kein Wunder gethan hatte, wie

Elias. Dazu ſagte Mahomed ganz gleichgültig, wie einer der eine Pfeife Taback raucht, und was dazu redet, „das Wunder,“ ſagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihrs aber verlangt, ſo werden ich und jener Berg dort geſchwind bei einander ſeyn.“ Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg ſich ſoll von ſeiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieſer keine Bewegung machen und keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort iſt auch eine, ſo ergriff Mahomed ſanftmüthig ſeinen Stab, und gieng zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswerthes Beiſpiel gab, auch für ſolche Leute, die keine Propheten zu ſeyn verlangen, nämlich daß man dasjenige, was man ſelbſt thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß, oder von Zeit und Glück, oder von andern Menſchen verlangen ſoll. Z. B. haſt du etwas nothwendiges und wichtiges mit jemand zu reden, ſo warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geſchwinder und vernünftiger gehſt du zu ihm. Ein hübſcher Kirſchenbaum in dem Garten wäre eine ſchöne Sache. Das Plätzchen ſchickte ſich dazu. Warte nicht bis er ſelber wächst, ſondern ſetze einen. Ferner ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigſtens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Waſſer oder an einem ſchmalen Steg damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geſchwinder zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man ſollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erſt ein arabiſcher Prophet oder ein Kalenderſchreiber ſo etwas muß begreiflich machen.

Selbſt der Kalenderſchreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, — es ließe ſich noch ein Wort mehr ſagen — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauren ſoll, bis der neue Kalender fertig iſt, ſondern er ſchreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum.

Schick dich in die Welt hinein
Denn dein Kopf iſt viel zu klein,
Daß die Welt ſich ſchick in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen.

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Aſien hinein, und iſt ebenfalls der Sitz einer ruſſiſchen Statthalterſchaft, nämlich wie Penſa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz wo viel Tauſend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben, und dann tiefer hinein geführt wurden, in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutſchen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geſchehen pflegt, ſtehen auf den Gaſſen, die Neugierigen ſchauten, der Uebermuth trotzte und ſpottete, die Rachſucht fluchte und ſchimpfte. Keine Hand bot ſich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verſchmachtenden Fremdlinge an, eher zu

etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegs-Gefangenſchaft ſpinnt keine Seide, und man kann nicht glauben wie erbittert damals die Ruſſen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, ſondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und ſeinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn tröſten wollte: „faſſe dich, junges Blut, auch d a s wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode," — in dem Augenblicke hören ſie zunächſt vor ſich ein muthwilliges Lachen, und indem ſie unwillkührlich aufſchauen, — ſie hätten's bereits können gewohnt ſeyn, — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen ruſſiſchen Gefährt zwei Jungfrauen, ſchön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Roſen blühen. Beide Theile ſchauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen ſich wollten Gewalt anthun, ſie konnten ſich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, ſo ward's nur ärger. Das griff ſchmerzhaft den ſonſt vielgeprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch ſo jung," — dachte er, — „und ſchon ſo entartet," — und der Lieutenant dachte, — „ſo ſchön und doch ſo grauſam," — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in Worte aus: „Töchter dieſes unwirthlichen Landes," — fieng der Hauptmann an, — „ihr verſteht zwar meine Rede nicht," — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott ihr verſtündet ſie," — da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein," — fuhr der

Hauptmann fort, — „ſteht das euerem Geſchlechte, euerer Jugend, und euren ſchönen Kleidern an, an dem Jammer ſchuldloſer Menſchen eure Augen zu weiden, und mit ſolchem Hohngelächter unſere Herzen zu durchſchneiden.“ Da fiel ihm erröthend die ältere der Jungfrauen in das Wort, ſie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erſtaunen ebenfalls deutſch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimath deutſch. „Edle Fremdlinge,“ — ſagte ſie, — ſanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, — „ſprecht nicht alſo, — daß wir gekommen ſeyen, unſere Augen an euerem Elende zu weiden, und euere Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Abſicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet, in die Wohnung unſerer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu euren Fahnen, oder in die Umarmungen eurer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich ſeyn möget, alle Tage eures Lebens.“ Ihr entgegnete hinwiederum erſtaunt über dieſe Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, weß herrlichen Geſchlechts Töchter ihr ſeyn möget, wenn dem alſo iſt, wie ihr ſaget, ſo vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutſchem Blute entſproſſen ſcheint, ſo ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat.“

Als ſie aber in den Wagen einſtiegen, und der Hauptmann wollte, wie es ſich traf, neben die ältere der Jungfrauen ſitzen, wiederfuhr ihnen noch etwas apartes, denn es zog ihn die jüngere ſanft auf ihre

Seite: „Verzeiht mir,“ — ſagte ſie, — „edler Fremdling, meine Anſprüche auf euch ſind mir zu werth. Meine Freundin hat kein Recht an euch.“ Und zu dem Lieutenant ſprach die ältere ebenfalls: „meine Freundin hat kein Recht an euch,“ — und zog ihn ſanft und ſittſam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwiſchen beiden ſchönen Jungfrauen ſchwerer ſeyn müſſen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwiſchen einem 50jährigen Mann und einem 20jährigen Jüngling.

Fragt ſich nun, wer waren die Jungfrauen und wo führten ſie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angeſehene deutſche Familien-Väter; der Deutſche kommt, wie das Queckſilber überall durch, wenn er ſchon kein's iſt. Beide Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beiſammen, und ſprachen von allerlei. Iſt's wahr,“ — ſagte der Eine, — „daß morgen deutſche Kriegsgefangene ankommen? — „Sie ſind ſchon angeſagt,“ — erwiederte man ihm. „Die armen Menſchen haben einen ſchweren Gang,“ — ſprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen, — mein Vater? — Wie ſorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schweſter fein pflegen, und ihn tröſten.“ Der Vater erwiederte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Roſen. Sie werden in den Vorſtädten in den dürftigſten Hütten untergebracht.“ — „Oder wolltet ihr denn nicht ſelbſt einen einladen, oder euch einen ausbitten, von dem Hauptmann ihrer Bewachung?“ — „Das könnte mir

wohl übelgedeutet werden," — erwiederte der Vater, — „ſie ſind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, ſelbſt als Fremdlinge aus ihrer Heimath ſind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unſere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schickſal ohne mein Zuthun entgegenführt, will ich mich ſeiner nicht entſchlagen, und ebenſo ſprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter miteinander, und leichtſinnig und gutmüthig, wie die Jugend iſt, beſchloſſen ſie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was ſie thaten.

Anfänglich fuhren ſie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man ſieht zuerſt die Waaren an, was da iſt, ehe man auf geradewohl kauft, das Nächſte das Beſte. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da ſtand, wenig gebeugt von ſeinen Leiden, und angeſchmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schickſal zum erſtenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberſte Klaſſe, ſagten ſie zu einander, — „dieſe zwei, wollen wir nehmen." — „Willſt du den Alten," — ſagte ſcherzhaft die jüngere. „Oder willſt du ihn," ſagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Buſengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen mit einander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieſer ſagte, — „auch das wird ein Ende nehmen," — lachten die Jungfrauen. Denn dieſen

Erbſchatz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber gehen, und in ſchnellern Ablöſungen mit einander wechſeln. Hernach aber als der Hauptmann ſo ernſthaft ſie anredete, — „euer Ohr verſteht zwar meine Rede nicht,“ — lachten ſie von Neuem. Denn wenn man einmal darin iſt, man muß; und das Gefühl daß es unſchicklich ſey hilft nur dazu, die Unſchicklichkeit zu begehen. Aber als ſie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem ſüßen deutſchen Wort in dieſer fremden Welt wie nach einem Almoſen ſeufzte, und ſie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben, und waren deßwegen da, da lachten ſie nicht mehr, und boten ihnen in deutſcher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten ſie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!“ — aber im Herzen waren ſie es froh. Sie zeigten ſogleich der Obrigkeit an, was geſchehen war, und der menſchenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgſchaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei ſich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren ſie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen ſich alle ihre Bekümmerniſſe. Der Hauptmann in dem Hauſe, das ihn aufgenommen hatte, wurde angeſehen und geliebt, als ein Bruder, der Lieutenant in dem ſeinigen als ein Sohn, von ſeiner ſchönen Retterin auch noch ein wenig anderſt, nämlich eben ſo, wie ſie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, ſchangſchirte der Lieutenant ſeinen

Glauben, nämlich, daß er in der Uniform ſterben werde. Er verſchaffte ſich den Abſchied von ſeinem Regiment, und freut ſich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend ſeiner ſchönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte ſich von dieſen edeln Menſchen und von ſeinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutſchland und bei den Seinigen an, und wer ihn ſah, und vorher gekannt hatte, wunderte ſich ſein. „Ey, wie ſeyd ihr ſo jung geworden, Herr Hauptmann, in eurer Gefangenſchaft, Euch muß es nicht übel gegangen ſeyn.“

Der geneigte Leſer darf an der Wahrheit dieſer Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat ſie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat ſie ſelbſt einem rheinländiſchen Herrn Kriegs-Obriſten alſo mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegs-Obriſten aber hat ſie der Hausfreund, und hat ſeitdem ſchon manches Täublein mit ihm verzehrt, und ſchon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hauſe iſt, können ſeine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit

und

und Nahrung geben, ſondern er begibt ſich auf Künſtlerreiſen im Revier herum, und geht ſeinem Verdienſt nach; alſo auch der Zirkelſchmidt iſt fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, ſondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und ſich frei zu trinken im Wirthshaus. Alſo erſcheint er einmal in Obernehingen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz," ſagt er, „könntet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben ſchon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe iſt das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das ſey geſchwind geſagt, aber beſſer machen ſey eine Kunſt. „Ey," erwiederte der Zirkelſchmidt, „auf das reiſe ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," ſagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachſen, wird alles Wetter auf Beſtellung gemacht. Darin ſeyd ihr Deutſche noch zurück." Der Schulz iſt ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geſchwind reich werden möchten, als langſam. Alſo leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelſchmidts ein. Doch wollte er vorſichtig ſeyn. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel, ſagte er, zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenſchein und in der Luft ſo zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die erſten gelben Sommervögel los laſſen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelſchmidt erwiederte: „auf einen Tag kann ich mich nicht einlaſſen, Herr Schulz. Es trägt die Koſten nicht aus. Ich unternehms nicht anderſt, als auf ein Jahr. Dann ſollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht und euern

Moſt unterbringen wollt.“ Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden und freyen Trunk, bis die Sache eingerichtet ſey, es könne wenigſtens 3 Tage dauren. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt,“ ſagte er, „als in den beſten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Seſter.“ Das wär nicht veil, ſagte der Schulz. Denn dort zu Land ſagt man veil, ſtatt viel, wenn man ſich hochdeutſch expliziren will. Der Schulz bekam Reſpekt vor dem Zirkelſchmidt und explizirte ſich hochdeutſch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Zirkelſchmidt das Wetter von Monat zu Monat vorſchreiben wollte, machte ihm der Zirkelſchmidt eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerſchaft darüber hören. Denn das Wetter iſt eine Gemeindsſache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerſchaft euer Wetter annehmen ſoll.“ Da ſprach der Schulz: Ihr habt recht! Ihr ſeyd ein verſtändiger Mann.

Der geneigte Leſer aber iſt nun der Schelmerei des Zirkelſchmidts auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerſchaft ſey über die Sache nicht einig geworden. In der erſten Gemeinds-Verſammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der ſiebenten auch noch nichts, in der achten kams zu ernſthaften Redensarten, und ein verſtändiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten wärs am beſten, man zahlte den Wettermacher aus, und ſchickte ihn fort.

Alſo beſchied der Schulz den Wettermacher vor ſich: „Hier habt ihr euere 9 Gulden, Unheilſtifter, und nun thut zur Sache, daß ihr fort kommt, eh Mord und Todtſchlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelſchmidt ließ ſich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsſchuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelſchmidt bleibt immer ein lehrreicher Menſch. Merke, wie gut es ſey, daß der oberſte Weltregent bisher die Witterung nach ſeinem Willen allein gelenkt hat. Selbſt wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landſtände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Mißverſtand.

Von drei Schlaf-Kameraden war der eine eben am ſüßen Einſchlummern, als der zweite zum dritten ſprach: „Joachim was ſoll das heiſſen, daß du ſeit am Montag nichts mehr mit mir redeſt, ſo wir doch unſer Lebenlang gute Freunde geweſen ſind. Haſt du etwas gegen mich, ſo ſag's." — Der dritte erwiederte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenſtein. Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreits wieder." Darauf ſagt der zweite: „So? du nennſt mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie

man in den Wald ſchreit, ſo ſchreits auch wieder.“ Der dritte ſagt wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint Baſtian. Uebrigens halte ich den Geſchlechts-namen meines ſeligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben.“ Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beiſtand. Aber man erkennt etwas daran.“ Der dritte ſagt: „Dein Vater iſt ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rath redlich an die Hand geht.“ Der zweite ſagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwieſen. Aber ſie redeten mit einander.“ Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdroſſen, daß du mir den Montag keine Antwort gabſt, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meiſter fortgejagt hat.“

Als endlich der erſte des Zwiſtes müde war, weil er gern hätte ſchlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und ſagte: „Hat jetzt euer Diſputat bald ein Ende, oder ſoll ich aufſtehen und den Wirth holen, daß er Frieden ſchaffe, oder ſoll ichs ſelber thun?“ Dem erwiederte der dritte, weil er am Wort war: „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, ihr hört ja, wir expliziren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet.“

Die Ohrfeige.

Ein Büblein klagte ſeiner Mutter, „der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben." Der Vater aber kam dazu und ſagte: „Lügſt du wieder? Willſt du noch Eine?"

Der geſchloſſene Magen.

Als einſt der Zirkelſchmidt wieder auf 4 bis 6 Wochen in gute Umſtände gekommen war, lebte er ſo lange gar ehrbar und häuslich mit ſeiner Frau der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu ſehen. Nein er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleiſch mit ihr daheim, und ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm beſonders ſchmeckte, ſchickte er nach dem Eſſen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen ſollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tiſch ſtellte, ſchaute ſeine Frau ihn bittend an: „Männlein, ſagte ſie, laß es jetzt genug ſeyn! Weißt du nicht, was im Doktorbuch ſteht, daß der Magen nach dem Eſſen geſchloſſen ſey." Dem entgegen ſchaute der Zirkelſchmidt ſo lieb und freundlich zuerſt den Wein, hernach die Bärbel an. „Liebes Weiblein, ſagte er, ſey unbeſorgt! Soll der Magen auch geſchloſſen ſeyn, ſo viel bring ich noch wohl durch das Schlüſſelloch."

Iſt der Menſch ein wunderliches Geſchöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch ſeinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt der das 75ſte Jahr zurückgelegt habe, und noch nie aus Paris herausgekommen ſey. Er wiſſe noch auf dieſe Stunde nicht anderſt, als vom Hörenſagen, was eine Landſtraße ſey, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling Man könnte ihm weiß machen, die Welt ſey ſchon vor 20 Jahren untergegangen. Er müſſe es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich ſey. „Nein," ſagte der Kammerdiener, „er iſt ſo geſund, wie der Fiſch im Waſſer." Oder ob er trübſinnig ſey. „Nein, es iſt ihm ſo wohl, wie dem Vogel im Hanfſamen." Oder ob er durch ſeiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er iſt ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder." Des verwunderte ſich der König, und wünſchte dieſen Menſchen zu ſehen. Der Wunſch eines Königs von Frankreich iſt bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieſer, und der König redete mit dem Menſchen von allerlei, ob er ſchon lange geſund und wohl auf ſey. „Ja Sire," erwiederte er, „allbereits 75 Jahre." Ob er in Paris geboren ſey. „Ja, Sire! Es müßte curios zugegangen ſeyn, wie ich anderſt hinein gekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen geweſen" — Das ſoll mich doch Wunder nehmen, erwiederte der König. Denn eben deswegen hab ich euch rufen laſſen. Ich höre, daß

ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu dieſem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt ihr, daß man ſchon lange auf euch Achtung gibt? Der Mann war über dieſen Vorwurf ganz erſtaunt, und wollte ſich entſchuldigen. Das müſſe ein anderer ſeyn, der ſeinen Namen führe, oder ſo. Aber der König fiel ihm in die Rede. Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß. — Ein rechter Pariſer, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es nothwendig ſey, und ob es nicht auch anderſt eben ſo gut ſeyn könnte, ſondern er thuts. Der Unſrige war ein rechter, obgleich als auf ſeinem Heimweg die Poſtkutſche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!“ Als er nach Hauſe kam, las er die Zeitung, wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drinn. Er ſchaute zum Fenſter hinaus, das war auf einmal ſo langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal ſo einfältig. Er gieng ſpazieren, er gieng in die Komödie, in das Wirthshaus, das war ſo alltäglich. So das erſte Vierteljahr lang, ſo das zweite, und mehr als einmal im Gaſthaus ſagte er zu ſeinen Nachbarn: „Freunde es iſt ein hartes Wort fünf und ſiebenzig Jahr continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erſt nicht hinaus zu dürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte ers nimmer aushalten, ſondern meldete ſich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter ſey ſo hübſch, oder es ſey heut ein ſchöner Regentag. Er wolle ſich gern auf ſeine Koſten von einem vertrauten Mann begleiten laſſen, wenns ſeyn müſſe auch von zweien.

Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines ſchmerzlich durchlebten Jahrs, gerade am nämlichen Tag, als er Abends nach Hauſe kam, fragt er mit böſem Geſicht die Frau: „Was iſt das für ein neues Caläſchlein im Hof? Wer will mich zum Beſten haben?“ Herzensſchatz, antwortete die Frau, ich habe dich überall ſuchen laſſen. Der König ſchenkt dir das Caläſchlein und die Erlaubniß darin ſpazieren zu fahren, wohin du willſt.“ „Ma foi! erwiederte der Mann mit beſänftigter Miene, der König iſt gerecht.“ — „Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir ſpazieren aufs Land?“ — „Ey nun,“ erwiederte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen ſehn.“ Wenns auch morgen nicht iſt, ſo kanns ein andermal ſeyn, und am Ende, was thun wir draußen? Paris iſt doch am ſchönſten inwendig.“

Seines Gleichen.

Ein kunſtreicher Inſtrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt ſich ſchon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen Abends eine Flaſche Wein, und einen halben Vierling Käs. Eines Abends als ſich die meiſten Gäſte ſchon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Inſtrumentenmacher oben noch allein ſaß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelſchmidt, mit ſeinem Schoppen Siebenzehner, hinauf. „Euer Wohlgebohren, ſagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbaren über die Quadratur des Zirkels.

Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute *unſers gleichen*, ſagte er, können von ſo etwas wohl unter ſich ſprechen und einander Gedanken geben. Ich z. B. wäre euerer Meinung nicht geweſen. Der geneigte Leſer kennt den Zirkelſchmidt, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er ſich gern an Fremde, die etwas gleich ſehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntſchaft groß zu thun, wie am Ende dieſer Erzählung auch geſchehen wird, und die Leute breit zu ſchlagen, wie man ſagt. Der Inſtrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen verachtenden Blick, und ſagt: „Wenn ihr bei Leuten eures gleichen ſeyn wollt, ſo kommt nicht zu mir, oder wer ſeyd ihr?“ Der Zirkelſchmidt des Schimpfes und der Schande gewöhnt, erwiedert: „Sollte Euer Wohlgebohren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künſtler mit einander ſprechen.“ Deß erboßte ſich der andere noch mehr. „Ihr ein Künſtler, fragte er ihn, ein Kammmacher, oder ein Beſenbinder? Wollt ihr ein Almoſen von mir?“ Der Zirkelſchmidt erwiedert: „Herr Chriſtlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunſt. Leute *unſers gleichen* pflegen ſich ſonſt eben ſo ſehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntniſſe und Geſchicklichkeit.“ Da ſtand der Inſtrumentenmacher auf: „Sprecht ihr mir ſchon wieder von eures gleichen,“ ſagt er. „Hör ichs zum drittenmal von euch, ſo werf ich euch den Stuhl an den Kopf, und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe.“ Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen ſtand, trat hervor und ſagte: „Jetzt, Zirkelſchmidt, reist!“

Der Zirkelſchmidt aber erboſt ſich darüber auch, und geht aus dem Löwen ins Rößlein gerad gegen über, und „ſtellt euch vor, ſagt er dort zu ſeinen anweſenden Bekannten, was ſich der hergelaufene Inſtrumentenmacher, der Broddieb einbildet. Der hochmüthige Geſell nimmts für einen Affrunt *) auf, daß ich zweimal zu ihm ſagte: „Leute unſers gleichen, und ich ſags zum drittenmal, wenn ers hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl.“

Der geneigte Leſer lacht ein wenig, daß der Zirkelſchmidt darauf beharrt, ein Mann den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, ſey ſeines gleichen.

Lerne erſtens am Zirkelſchmied: Man muß nie ſchimpfen, wenn man im Zorn iſt, ſonſt ſchimpft und verunehrt man ſich ſelbſt.

Lerne zweitens an dem Inſtrumentenmacher: Man muß ſich, wenn man etwas iſt, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, ſonſt macht man ſich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelſchmidt hatte inſofern recht.

Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn ſie etwas ſehen, das ſie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, ſo ſagen ſie kurz und gut, das iſt ein Blendwerk. Nämlich daß man etwas zu ſehen glaube, wo nichts iſt, oder daß man die Sache anders ſehe, als ſie wirklich iſt.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondſchein

*) „Affrunt“ ſo viel als „Beleidigung.“

Digitized by Google

auf der Straße iſt und ſieht an einer Mauer, oder im Nebel ſeinen Schatten aufrecht, daß er meint es ſey ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der ſchwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falſchen Freund, für einen guten Freund hält, und troz aller Warnung dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen iſt, und die Hände über dem Kopf zuſammenſchlägt. Das iſt ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint etwas ſey ein Blendwerk und iſt doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinſtrom kam ein Gaukler an, ein Tauſendkünſtler, und bekam die Erlaubniß auf einer alten Heubühne, die ſchon lange nicht mehr war gebraucht worden, ſeine Künſte zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Faſt die ganze Gemeinde verſammelte ſich, und es war der Mühe werth.

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tauſendkünſtler zuerſt zwei ſchwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verſchiedene Exempel aus der verkehrten Regel Detri

Nachdem ſchlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch, und kam auf der andern Seite lebendig und eben ſo dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache ſcheint übertrieben zu ſeyn.

Hierauf ſagte er, das ſey aber noch alles nichts. Jetzt wolle er ſich mit einem ſcharfen Schrotmeſſer den Bauch aufſchneiden. Hernach wolle er ganz in

den Bauch hineinſchlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm ſehe. Hernach wolle er ſich wieder aus ſich ſelber herauswickeln, daß er wieder ſichtbar werde.

Ehe er aber das große Wageſtück beginnen konnte, fieng die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, ſtürzte der morſche Boden zuſammen, und die ganze Zuſchauerſchaft wäre in dem untern Raume zuſammen geſtürzt, wenn nicht noch einer ſich an einem ſchwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entſtand nun ein großes vierſtimmiges Noth- und Zettergeſchrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es iſt gar klug, wenn man kleine Kinder zu ſo etwas mitträgt. Sie ſehen alles gar gut, und wenns an Muſik fehlt, ſo können ſie machen. Alles ſchrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen, ſo daß der oben auf dem Balken genug zu tröſten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld, ſagte er, und ſeyd verſtändig! Man muß ſich ja ſchämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk iſt. Euch Leuten, ſagte er, iſt keine Ehre anzuthun." Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künſtler, und meinte unverſehens würden wieder alle an ihren Plätzen ſitzen.

Große Schneeballen.

Wenn in ſehr hohen und gähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine handvoll Schnee los wird, und anfängt, den Berg herab zu rollen, ſo wird die Balle natürlicherweiſe immer größer, aber bis ſie in ein Thal herabkommt, wird ſie endlich ſo groß, daß ſie Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuſer zerſchmettern kann, und viele hundert Centner Schnee ſchieſſen von oben herab ihr nach. Ein ſolcher Schneeſchuß heißt eine Lavine, und es wäre an einer einzigen genug. Aber Dienſtags am 11. Februar des Jahrs 1807, Abends um 7 Uhr, ſtürzten bei dem Orte Stuben am Arlberg vier ſolcher Lavinen von vier verſchiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Toſen und Krachen zuſammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner geweſen ſeyn. Vier Häuſer und acht Ställe wurden fortgeriſſen und überſchüttet. Von 18 Perſonen, welche in dieſen Häuſern aßen und tranken, ſpinnten und haſpelten, ſind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn ſind todt hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen geſtorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei giengen 10 Pferde, 36 Stücke Rindvieh, 20 Geißen, 11 Schaafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft ſich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12,977 fl. In wenig Minuten war alles richtig.

Da iſts doch beſſer in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwiſchen den kleinen

Bergen, wenn ſchon auch nicht alles iſt, wie mans wünſcht, und kommt manchmal etwas ungerades, bald von oben herab, bald von der Seiten, rechts oder links.

Pieve.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenhändler, die im Land herum ihre Waaren, Bildniſſe von Heiligen, Bildniſſe von Kaiſern und Königen und Kriegsſchauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen ſie wie die Storken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher ſie kommen. Von Pieve kommen ſie, im Canton Teſſino, in welſch Tirol, und dieſes Pieve dient zum Beweisthum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdroſſene und ſparſame Väter eben ſo brave Söhne und Enkel folgen. Und deßwegen iſt an einem ſolchen Bildermann mehr zu ſehen, als an ſeinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt ſeine Einwohner nicht. Lange behalfen ſich daher die armen Leute mühſam und kümmerlich mit einem Handel von Feuerſteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Beſitzer der berühmten Buch- und Kupferſtichhandlung, Remondini in Baſſaro, ſah, wie unverdroſſen und fleißig dieſe Leute waren, ſo vertraute er ihnen anfangs ſchlechte, alsdann immer beſſere Kupferſtiche und Helgen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen ſie nun Tirol, die

Schweiz und das anzrenzende Deutſchland, und es gieng ſchon beſſer. Sie hatten an den gemahlten Kaiſern und Königen, Propheten und Apoſteln ſelber mehr Freude, als an den plumpen Feuerſteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten ſie es ſo weit, daß ſie den Kupferſtichhandel aus dem Fundament verſtanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was faſt unglaublich iſt, ſie bildeten in kurzer Zeit ſtehende Handelsgeſellſchaften in Augsburg, Straßburg, Amſterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warſchau und Berlin. In allen dieſen und noch mehrern Städten ſind ſie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von ſehr koſtbaren Kupferſtichen und Landkarten zu finden. Ja eine Geſellſchaft kam ſogar bis nach Tobolsk in Aſien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben dieſen ſtehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, beſonders Deutſchland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen dieſen Handel und beſchäftigen ſich damit. Vor der franzöſiſchen Revolution, als ihre Geſchäfte am glücklichſten von ſtatten giengen, war zur Zeit des Sommers, auſſer Kindern und alten Greiſen, keine männliche Perſon daheim, aber alle kamen mit wohlerworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdeſſen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieſer lebhafte Handel ſehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich

einen Mann auf der Reiſe. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf ſeinen Zügen, und wird dieſer alt, ſo überläßt er dem Sohn das Geſchäft, und bringt ſeine Jahre daheim in Ruhe und Wohlſtand und mit Ehren zu.

Das ſind nun die Bilderhändler von Pieve. Der rheiniſche Hausfreund kennt faſt alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen ſind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Die Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit ſchwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirſchen,“ ſagt er, „ſchmecken mir doch nie beſſer, als wenn ich ſelber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann ſitzen, und eſſen friſch weg von den Zweigen die ſchönſten, — auf einem Aſt ich, auf einem andern ein Spatz.“

„Wir nähren uns doch alle,“ ſagt er, „an dem nämlichen großen Hausvaterstiſch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Buſch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet.“

„Hausfreund,“ ſagt der Adjunkt, „ſingt mir einmal in eurer Weiſe das Liedlein vom Kirſchbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt.“

Der lieb Gott het zum Früehlig gſeit:
Gang, deck im Würmli au ſi Tiſch!
Druf het der Chries=Baum Blätter treit,
viel tauſig Blätter grün und friſch.

Und 's Würmli uſem Ey verwachts,
's het g'ſchlafe in ſi'm Winterhuus,
es ſtreckt ſi, und ſperrt 's Müüli uf,
und ribt die blöde Auge us.

Und druf ſe hets mit ſtillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gſeit: „Wie iſt das Gmües ſo gut!
Me chunnt ſchier nimme weg dervo.“

Und wieder het der lieb Gott gſeit:
„deck jez im Imli au ſi Tiſch.“
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
viel tauſig Blüethe wiiß und friſch.

Und 's Immli ſiehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge=Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffi ſy,
ſie hen doch choſper Porzelin.

„Wie ſufer ſin die Chächeli gſchwenkt!“
Es ſtreckt ſi trochche Züngli dri,
Es trinkt und ſeit: „Wie ſchmeckts ſo ſüeß,
do mueß der Zucker wohlfel ſy.“

Der lieb Gott het zum Summer gſeit:
„Gang, deck im Spätzli au ſi Tiſch!“
Druf het der Chriesbaum Früchte treit.
Viel tauſig Chrieſi roth und friſch.

Und 's Spätzli ſeit: „iſch das der B'richt?
do ſizt me zu, und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und ſtärkt mer d' Stimm zum neue Gſang."

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldſchütz verjagt ab den Kirſchbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenns noch ſo dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetſchenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüſſe eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das ſie euch geſchenkt hat? Man denkt doch am längſten dran, was einem in der Jugend begegnet iſt."

Das geht natürlich zu, ſagt der Hausfreund, man hat am längſten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spötlig gſeit:
„Ruum ab! ſie hen iez alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
und 's het ſcho chleini Rife g'ha.

Und d' Blättli werde gel und roth
und falle eis im andre no,
und was vom Bode obſi chunnt,
muß au zum Bode nidſi go.

Der lieb Gott het zum Winter gſeit:
„deck weidli zu, was übrig iſt."
Druf het der Winter Flocke gſtreut.

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „ihr ſeid ein wenig heiſer. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirſchbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum.

Der Hausfreund ſagt: Adjunkt, ihr ſeyd ein ſchlauer Geſell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, ſo hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf ſteht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf ſeinen vier Beinen könntet ihr übel dran ſeyn.

„Das iſts eben," ſagt der Adjunkt, „ſo ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt ſtill wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und ſaugt reines warmes Leben aus dem Sonnenſchein, und friſches aus der Luft, und ſchüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich ſterben. Aber ſo ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit ſeinen Blüthen, mit ſeinen Vogelneſtern und mit ſeinem Segen. Die Bäume wären die glücklichſten Geſchöpfe, meint der Adjunkt, wenn ſie wüßten, wie frei und luſtig ſie wohnen, wie ſchön ſie ſind im Frühling und in ihrem Chriſtkindleinsſtaat im Sommer, und alles ſtehen bleibt und ſie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Taback genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie ſie gleich dem Kaiſer Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umſonſt, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein ſie bleiben drauſſen und weiſen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verſchneit ſind: Rechts — jezt Links — jezt noch ein wenig links über das Berglein.

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter ſeyd ihr ſchon,

oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, ſo müßt ihr euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottſeligkeit anhalten, und ihnen ſelber mit einem guten Beiſpiel voranleuchten. Ihr könnt euerer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlaſſen. Denn ein Baum, wenn er geſetzt oder gezweigt wird, koſtet nichts oder wenig, wenn er aber groß iſt, ſo iſt er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinſen. Die Gottſeligkeit aber hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens."

Wenn ich mir einmal ſo viel bei euch erworben habe, ſagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott beſchert mir Nachwuchs, ſo ſetze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heiſſen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und iſt ſein erſtes eigenes Kapital und Vermögen, und ich ſehe zu, wie ſie miteinander wachſen und gedeihen, und immer ſchöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein ſelber auf ſein Kapital klettert und die Zinſen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, ſo bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter ſein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume ſtehen wie Auferſtandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, ſo lege ich mich an das Grab, und rufe leiſe hinab · „Stilles Kind dein Bäumlein blüht. Schlafe du indeſſen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus."

Er iſt kein unwäger Menſch der Adjunkt.

Des Adjunkts Standrede über das neue Maaß und Gewicht. *)

Als der Hausfreund dazu kam, im Rößlein zu Mühlburg, ſtand der Adjunkt auf einem Stuhl, und hielt eine Rede über das neue Maaß und Gewicht, welches in dem Lande ſoll eingeführt werden.

Ich meines Orts, fuhr der Adjunkt fort, habe gegen alles nichts, nur die neue Weinmaaß iſt mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erſt heute auf die Welt kommt, und meint, wo die Maaß am größten iſt, da kann man für ſein Geld am meiſten trinken. Denn je größer die Maaß, deſto theurer. Je kleiner die Maaß, deſto wohlfeiler, und ein Rauſch, wer Freude daran hat, ich nicht, koſtet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen auf meiner Flucht, fand ich die Maaß noch kleiner, in Bagdad am Fluſſe Tigris, in der Türkey am kleinſten. Aber die Sache iſt die: Eine halbe Maaß war bisher für meinen Durſt wie abgemeſſen und gericht. Jetzt iſt mir eine halbe Maaß zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind geweſen. Aber wer in der Welt will leben, muß ſich nach den Umſtänden richten, und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. Das neue Gewicht und Maaß bringt allgemeinen Nutzen. Denn

Erſtlich, ſo wars bisher in jeder Herrſchaft, in jedem Städtlein anders, andere Ellen, andre

*) Die Abbildung ſiehe im rheinländiſchen Bildermann.

Schoppen, andre Simri oder Seſter, anderes Gewicht. Jetzt wird alles gleich von Ueberlingen oder Conſtanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wieſenkreis und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irre geführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: Wie theuer die Elle Tuch, oder der Vierling Käs? Der Wirth ſagt: ſo und ſo viel. Wenn er nun meint, hier ſey der Käs wohlfeil, und ſagt: Wißt ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund, ſo bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs iſt theurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land ſeine Elle und ſeinen Pfundſtein ſelber mit ſich führen, iſt er in Ueberlingen probat, ſo iſt ers auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nöthig zu fragen, „Wem gehört dieſes Dorf:“ ſondern nur: „Was hat man hier für Maaß und Gewicht?“ Sagt nun der Krämer oder der Wirth: „Badiſches Maaß und Gewicht;“ ſo merkt man gleich, daß man noch im Badiſchen iſt; ſagt er: Würtembergiſches, ſo iſt man nimmer in Baden.

Zweitens, ſo hatte man bisher ſogar am nämlichen Ort, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirthshaus, im nämlichen Kaufladen für verſchiedene Sachen verſchiedenerlei Maaß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weiſe; ein anderes Maaß für Bier, ein anderes für Oel, ein anderes für Branntewein, ein anderer Seſter für glatte Frucht, ein anderer für rauhe, und es iſt ein Glück, daß man nicht auch verſchiedenerlei Geld haben mußte

zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftabacť, eine andere für den Rauchtaback, eine andere fürs Dintenpulver. In Zukunft gibts nur einerlei Seſter, einerlei Maaß, einerlei Pfund für das Hirſch-Unſchlicht und für das Schweinenſchmalz von Dan bis nach Berſaba. Vorher bei ſo großer Ungleichheit wars keine Kunſt, einen einfältigen Menſchen zu betrügen. In Zukunft iſts eine Kunſt, denn man kann alles mit dem nächſten beſten Maaß wieder nachmeſſen, daheim oder beim Nachbar. Ja es iſt nicht einmal einerlei, ob das nämliche und richtige Fruchtmaaß ein wenig weiter iſt, aber nicht ſo tief, oder ein wenig tiefer aber nicht ſo weit, wegen den Schnitzen und andern Früchten, die man gehäuft mißt. Das weite Maaß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte er geben und nehmen wie dieſer wollte. Künftig iſt er nicht mehr in ſeinen Händen, was das betrifft. Das Maaß hat überall einerlei Weite und einerlei Tiefe. Es iſt Schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nämliche Geld. Es ſparte dem Wirth manchen Gang und dem Gaſt manchen Kreutzer. Aber das Hübſche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maaß für trockene und für flüßige Sachen durchgehends gleich iſt. Ein Malter iſt ſo viel als eine Ohm, ein Seſter ſo viel als eine Stütze, ein Meßlein worin man die Frucht mißt, ſo viel als eine Maaß, worein man den Wein gießt, und der vierte Theil eines Meßleins ſo viel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaaße werden noch einmal ſo weit, als ſie hoch ſind, und

alle Maaße für flüßige Sachen werden noch einmal ſo hoch als ſie weit ſind. Dies iſt der einzige Unterſchied.

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt auf ſeinem Stuhl, und räuſpert ſich, „reicht mir einen Schluck von eurem Viertelsmeßlein Elmendinger herauf. Mein Mund iſt von der Rede trocken, und ihr zwingts doch nicht ganz. Denn es iſt nicht das erſte, das ihr heute trinkt, auch nicht das zweite."

Drittens und endlich, fährt der Adjunkt fort, ſo hat das neue Maaß den großen Vortheil, weil faſt alles in zehen gleiche Theile geht; dieß iſt aber die künftige Einrichtung der Maaße und Gewichte:

Ein Zuber (dies iſt das größte Fruchtmaaß) hat	10 Malter.
Ein Malter hat . . .	10 Simri oder Seſter.
Ein Seſter hat	10 Meßlein.
Ein Meßlein hat . . .	10 Becher.
Item ein Fuder iſt ſo viel als ein Zuber Fruchtmaaß u. hat	10 Ohm.
Eine Ohm (ſo viel als ein Malter) hat	10 Stützen.
Eine Stütze (ſo viel als ein Seſter hat	10 Maaß.
Eine Maaß, (ſo viel als ein Meßlein) hat	10 Glas.
Item die Ruthe hat . .	10 Schuh.
Der Schuh	10 Zoll.
Der Zoll	10 Linien.

100 Ruthen ins Gevierte machen ein Viertel Feldmaaß.

400 Ruthen ins Gevierte ſind ein Morgen oder Juchert; denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item Eine Stunde Zeit bleibt wie ſie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maaß genau der Neuntauſendſte Theil vom Umkreis der ganzen Erdkugel ſeyn. Vorher wars nur der zehntauſend und achthundertſte Theil.

Item die Elle wird genau ſo viel als 2 Schuh nach dem neuen Maaß betragen. Man kann ſagen, ſo viel als ein Paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Theile, und ein $\frac{1}{10}$ Zehntel iſt dann juſt 1 Zoll. —

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maaß. Das Scheit Holz bekommt zu ſeiner Zeit die Länge von 4 Schuh.

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr wie bisher an einigen Orten 104, an andern 108.

Das Pfund hat	10 Zehnling.
Der Zehnling hat	10 Centaß.
Das Centaß hat	10 Pfenninge.
Der Pfenning hat	10 Aß.

Aber kürzer iſts ſo:

Der Centner hat	100 Pfund.
Das Pfund	100 Centaß.
Das Centaß	100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maaß etwas größer, ein anderes etwas kleiner werden, wie es ſich am beſten ſchickt, und man wirds bald gewohnt ſeyn. Aber merke: deßwegen wird ein neuer Rock, ein

Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger werth als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maaß auch der Preis deſſelben ſteigt oder fällt; und der Weg von Mühlburg nach Baſel, wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemeſſen wird.

Der große Vortheil aber, der durch die neue Eintheilung der Maaße gewonnen wird, zeigt ſich im Rechnen, weil alles in 10 Theile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multipliciren oder Dividiren zu fürchten ſind. Als nämlich noch keine Rechnungstafeln, kein Ein mal Eins, kein Schulmeiſter und kein Herr Proviſor im Land war, zählten unſere Urältern an den Fingern. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; — bis auf zehnmal zehn u. ſ. w. Daher entſtanden die Hauptzahlen 10, 20, 30 und bis auf 100. Item 10 mal 100 iſt tauſend; 10 mal 1000 iſt 10,000 und ſo weiter. Demnach ſo iſt dieſe Rechnungsart die natürlichſte und iſt dem Menſchen ſchon im Mutterleib mit ſeinen Fingern angewachſen und angeboren und unſere Alten habens wohl verſtanden mit ihren 3 alten Zahlen, als da ſind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her.

Aber zur Abwechslung und damit ihr mir nicht einſchlaft, ſagt der Adjunkt, will ich euch jetzt ein Räthſel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen.

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger an Einer Hand,
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.
Wer kann mein Räthſel legen oder wenden?

Herr Wirth, fährt der Adjunkt fort, leihet mir jetzt eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt ihr wieder abwiſchen.

16 Fuder wie viel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wie viel Stützen? ſetz noch eine Null dran! Sind 1600. Wie viel Maaß? Setz noch eine Null dran! Sind 16,000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maaß, wie viel Maaß zuſammen? Setz nur die Zahlen an einander, Facit: 16978 Maaß. Denn 16 Fuder ſind 160 Ohm und 9 dazu ſind 169 nach Adams Rieſens Rechenbuch, und ſo weiter.

Aber 16 Fuder 8 Maaß, wie viel Maaß zuſammen? Sprich 16 Fuder, Null Ohm, Null Stütze 8 Maaß thut 16008. Allemal wo etwas fehlt, ſetz eine Null.

Aber wie die Eintheilung nicht von zehn zu zehn, ſondern von hundert zu hundert geht, nämlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen ſetzen, wenn etwas fehlt.

25 Centner wie viel Pfund? Facit: 2500. Wie viel Centaß? Facit: 250,000. — 25 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zuſammen? Antwort 250,056.

Item 48,273 Maaß, wie viel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3 das Zeichen Maaß, über die nächſte 7 ſetze Stützen, über die nächſte 2 ſetze Ohm, über die nächſte 8 ſetze Fuder; Facit: 48 Fuder 2 Ohm 7 St. 3 M.

Item die Maaß Klingenberger koſtet in Oppenau im Engel, ich will ſagen, 48 Kreutzer. Was koſtet

die Stüze? Antwort 10 mal ſo viel, thut 480 kr. oder 8 Gulden; was die Ohm? Antwort 80 Gulden, und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addiren und Subtrahiren gehts ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maaß und 7 Maaß thun 15 Maaß, oder 1 Stüze 5 Maaß u. ſ. w.

So groß ſind die Vortheile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und unſre Kinder, ich will jezt auch bald weiben, ſagt der Adjunkt, unſere Schulkinder werdens erkennen. Auch ſind wir nicht die einzigen und nicht die erſten. Iſt nicht in Frankreich das zehntheilige Maaß und Gewicht von einem Meer bis zum andern ſchon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hüningen, nach Colmar oder Straßburg, nach Speier, Worms oder Mainz, oder wer auf ſeinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein, oder Plobsheim, oder Hagenbach, oder Oggersheim oder gar nach Paris und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zu recht kommen. Einem Würtemberger oder Bayer wirds nicht ſo gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur Eine Manier ſeyn, die Frucht- und Weinmaaße zu eichen, zu ſinnen, zu fechten. Bisher machte es der eine ſo, der andere anders, und das verurſachte viel Unterſchied und Gunſt.

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgeſtiegen war, denn er ſagte, jezt ſeys Zeit nach Karlsruhe in die Comödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfſaamen, fragte ihn der Wirth: Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gaſt kommt, geſezterweis

und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, ſondern nur eine Maaß und zehen Gläſer. Wie dann? — Schafft euch einen an, ſagte der Adjunkt, es wirds euch niemand wehren. Fünf Glas ſind eine halbe Maaß, zwei und ein halbes Glas ſind 1 Schoppen, die Hälfte davon iſt ein halber Schoppen. Dieſe Eintheilung könnt ihr und eure Gäſte unter einander forthalten, ſo lange ihr wollt, aber nach der neuen Maaß, nicht nach der alten. Und mit Erlaubniß, ſagte der Hausknecht, wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß, und ich habe keinen. Der Adjunkt ſagt: der Meiſter ſoll euch einen anſchaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten, und der Vierling 4, ſo haltet jetzt das Simri 10 Meßlein und der Vierling 2½. Denn viermal 2 und ein halbes iſt zehen. — Aber das Rößlein wird keine große Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Seſter) iſt kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der halbe. Man muß alſo etwas zulegen. Sonſt wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maaße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, ſo thut ihm das Rößlein eine Schabernack an, und läßts ihn entgelten.

Alſo kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftaback, für den Coriander, für Zucker und Caffee, item für alles kann er in ſeinem Laden Vierling und Lothgewicht behalten, ſo lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Loth verkauft, ſo hat er 100 Centaß verkauft. Solches iſt einerlei.

Herr Adjunkt, ſagte zuletzt der Chirurgus, ſeyd ſo gut, und erklärt uns jetzt auch noch das Räthſel von eurem Landsmann! Wir haben an unſerm Tiſch immer dran ſtudirt, allweil ihr geprediget habt. Wir bringens nicht heraus. — Ihr dürft nur die Worte recht abſetzen, ſagt der Adjunkt:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger (Comma) an einer Hand
Fünf (Comma) und zwanzig an Füßen und Händen.
(Punktum.)
Habt ihr nicht auch zehen Finger, an einer
Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen?
Es gibt nichts zu operiren.

Da lächelte der Chirurgus und ſagte: Adjunkt ihr ſeyd ein durchtriebener Kopf.

Morgengeſpräch des Hausfreunds und ſeines Adjunkts.

Als einſt an einem ſchönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war ſo heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichſam ihn fragend, ob er auch wieder da ſey; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte ſich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund,“ ſagte er, mir iſt ſo wohl. Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein: „du macheſt fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends.“

Der Hausfreund ſagte: „Ich will's probiren. Was heißt das: du macheſt fröhlich?

Sagt darauf der Adjunkt: „das iſt keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich iſt, muß man ſelber wiſſen. Täglich Heute — Niemals Geſtern — Morgen kommt ſelber."

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich verſteh euch nicht recht."

Da wollte der Adjunkt faſt furios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich verſteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat," ſagte er, daß man ſie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichſam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es geſtern ſchlimmer war, oder auch beſſer, und ob es morgen beſſer ſeyn werde, oder auch ſchlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich habs auch ſchon beſſer gehabt, als bei euch."

„Nichts für ungut," ſagte der Hausfreund, „Was folgt nun daraus?" —

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewiſſen habe Denn das böſe Gewiſſen kann Geſtern und Morgen nie vergeſſen."

„Fragt ſich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?"

— Antwort: „Alles was webet."

Was verſteht ihr darunter?

— „Erſtlich und vorderſamſt," ſagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und ſchlägt gleichſam wie ein Krämer auf dem Jahr-

markt ihren Stand auf, ſo ſie doch nichts feil hat, ſondern ſie wiegt ſich hin und her in der luſtigen Morgenluft, und zwiſchen den Roſenſträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, ſonſt wär das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt ſie eine Fliege, und wenn's ſeyn kann zwei, weiß nimmer, daß ſie geſtern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Alſo macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen ſeines Daſeyns."

„Zweitens, verſteh ich darunter," ſagt er, „den Weber. Denn ob er ſchon in einer dunkeln Kammer ſitzt, und ſich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einſchießen muß in den langen Zeddel, ſo ſieht er doch wie ſein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und feſt, das Werk lobt den Meiſter, und wenn er inne haltet, und eine Priſe nimmt, denkt er: du nähreſt dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du haſt es gut."

„Drittens," ſagt er, „verſteh ich darunter Mich den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch luſtige Liedlein, Brechräthſel, ja Standreden in euern Kalender, und alle euere Leſer haben mich gern. Seht hier iſt nichts," ſagte er, indem er die Taſchen umkehrte, — hier iſt nicht viel — hier iſt die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken laſſen, in Reutlingen. Wenn wir fertig ſind, ſing ich euch eines davon."

„Viertens und endlich," ſagt er, verſteh ich darunter alles was webet, das heißt: alle

Men=

Menſchen. Denn Weben oder Webern heißt ſo viel als ſich bewegen. In ihm leben, weben und ſind wir. Weben heißt, Rührig ſeyn mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes."

„Folgt daraus, Adjunkt?"

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt, und nicht rührig und emſig iſt an ſeiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich ſeyn, wenn er ſchon ſo ausſieht. Denn es heißt: Du macheſt fröhlich alles, was webet."

„Fragt ſich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: Beide des Morgens und des Abends?"

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tagszeiten gleich ſind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am luſtigſten ſind? Morgens, wann ſie hinausgehen, und Abends, wann ſie heimkommen. Oder wann ſtimmt euer Nachbar, der Schuhmacher ſeine Lieder an: Süßer Chriſt, du, du biſt meine Wonne? Am Morgen freut er ſich, daß es an die luſtige Arbeit geht. Er ſchneidet das Leder zu, und zwingt es über den Leiſt, und die Morgenſonne grüßt ihn zwiſchen dem Kirchthurm hinein und zwiſchen der Zehndſcheuer. Am Abend freut er ſich, daß die Arbeit ein Ende hat, und die Ruhe kommt. Der Schuh iſt fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenſter hinein, und die Löffel und Gabeln rühren ſich ſchon in der Schublade.

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?"

„Folgt daraus: Wer ſein Geſchäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags ſitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geſchäft doch fertig ſeyn, alſo bleibt er daran bis Mitternacht — einen ſolchen Menſchen kann er nicht fröhlich machen, denn ein ſolcher reſpektirt die Tagszeiten nicht.“

„Adjunkt,“ ſagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein alſo auszudeuten wißt, ſo iſt an euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!“

Da ſang der Adjunkt durch Seefelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübſch.

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande. *)

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen ſoll, trieb ein reicher und vornehmer Mann

*) Dieſe und die folgenden Erzählungen, die wir hier als Anhang zu den Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes beiſetzen, ſind, mit Ausnahme der letzten (Seite 499), zuerſt von Hebel in den badiſchen Kalendern der Jahre 1803 bis 1807 mitgetheilt, und ſpäter noch von ihm im einigen Ausdrücken, ſo wie ſie hier erſcheinen, verbeſſert worden. Die letzte: „Herr Charles,“ iſt aus den Rheinblüthen (Jahrgang 1819) genommen, worin ſie Hebel zuerſt bekannt machte.

einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von ſich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es ſahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche ſteckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei ſich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenſtreich, und wurde deswegen nicht nur ſeines Vermögens verluſtig, ſondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts, auf einen Eſel geſetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthſelhaften Stein in der Taſche ſtand unter den Zuſchauern eben auch da, und erkannte ſeinen Beleidiger. Jetzt fuhr er ſchnell mit der Hand in die Taſche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn ſchon in die Höhe, um ihn wieder nach ſeinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geiſt gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und gieng mit einem bewegten Geſicht davon.

Daraus kann man lernen: Erſtens, man ſoll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menſchen ſeyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir ſchaden.“ Zweitens, man ſoll ſeinem Feind keinen Stein in der Taſche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den ſeinen

auf die Erde fallen ließ und davon gieng, ſprach er zu ſich ſelber ſo: „Rache an dem Feind auszuüben, ſo lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich iſt, wäre es unmenſchlich und ſchändlich.“

2.

Ein anderer meinte, es ſey ſchön, Gutes zu thun an ſeinen Freunden, und Böſes an ſeinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiederte: das ſey ſchön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es iſt doch nicht alles ſo uneben, was die Morgenländer ſagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er ſeine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menſchen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein anderer entdeckte ſeinem Freund das Geheimniß, durch deſſen Kraft er mit den zankſüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen ſey. Er ſagte ſo: Ein verſtändiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreiſſen. Denn wenn der Thor zieht, ſo läßt der Verſtändige nach, und wenn jener nachläßt, ſo zieht dieſer. Aber wenn zwei Unverſtändige zuſammen kommen, ſo zerreißen ſie eiſerne Ketten.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerkſam iſt, daß Menſchen im Alter von ihren Kindern wieder eben ſo behandelt werden, wie ſie einſt ihre alten und kraftloſen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernens von den Eltern; ſie ſehens und hörens nicht anders, und folgen dem Beyſpiel. So wird es auf die natürlichſten und ſicherſten Wege wahr, was geſagt wird und geſchrieben iſt, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und ſie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erſte Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürſt traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeſchäft an, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht ſein Eigenthum ſey, ſondern daß er als Taglöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürſt, der für ſein ſchweres Regierungsgeſchäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geſchwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich ſey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch ſo frohen Muthes dabei zu ſeyn, und verwunderte ſich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „es wäre mir übel geſehlt, wenn ich ſo viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien

an.“ Das war dem guten Fürſten ein neues Räthſel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und ſagte: „Ich theile meinen Verdienſt mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erſt lernen müſſen; jenen vergelte ich die Liebe, die ſie mir in meiner Kindheit erwieſen haben, und von dieſen hoffe ich, daß ſie mich einſt in meinem müden Alter auch nicht verlaſſen werden“ War das nicht artig geſagt, und noch ſchöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürſt belohnte die Rechtſchaffenheit des wackern Mannes, ſorgte für ſeine Söhne, und der Segen, den ihm ſeine ſterbende Eltern gaben, wurde ihm im Alter von ſeinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterſtützung redlich entrichtet

Aber ein anderer gieng mit ſeinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, ſo übel um, daß dieſer wünſchte, in ein Armenſpital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigſtens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage ſeines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis ſein Wunſch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünſchte. Wenigſtens ließ er ſeinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweiſen, und ihm ein paar Leintücher zu ſchicken, damit er nicht alle Nacht auf bloſem Stroh ſchlafen müßte. Der Sohn ſuchte die 2 ſchlechteſten, die er hatte, heraus, und befahl ſeinem zehnjährigen

Kind, ſie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieſer Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum haſt du das gethan?" fragte er den Jungen bei ſeiner Zurückkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft," erwiederte dieſer kalt und bösherzig, „wenn ich euch, o Vater! auch einmal in das Spital ſchicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Das wohlfeile Mittageſſen.

Es iſt ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelber darein. — Aber der Löwenwirth in einem gewiſſen Städtlein war ſchon vorher darinn. Zu dieſem kam ein wohlgekleideter Gaſt. Kurz und trotzig verlangtr er für ſein Geld eine gute Fleiſchſuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleiſch und ein Gemüß, für ſein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiederte der Gaſt, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er ſich alles wohl hatte ſchmecken laſſen, zog er einen abgeſchliffenen Sechſer aus der Taſche, und ſagte: „Hier, Herr Wirth, iſt mein Geld." Der Wirth ſagte: Was ſoll das heiſſen? Seyd ihr mir nicht einen Thaler ſchuldig? Der Gaſt erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speiſe

von euch verlangt, ſondern für **mein Geld**. Hier iſt **mein Geld**. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zu viel dafür gegeben, ſo iſt's eure Schuld. — Dieſer Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverſchämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beſte kommt noch. „Ihr ſeyd ein durchtriebener Schalk," erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich ſchenke Euch das Mittageſſen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreuzerſtück dazu. Nur ſeyd ſtille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben ſo." Das ſagte er, weil er mit ſeinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der ſchlaue Gaſt griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorſichtig nach der Thüre, wünſchte dem Wirth einen guten Abend, und ſagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich ſchon geweſen, und eben der hat mich zu Euch geſchickt und kein anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der liſtige Kunde hätte ſich noch obendrein einen ſchönen Dank von beiden verdient, wenn ſie eine gute Lehre daraus gezogen, und ſich miteinander ausgeſöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Das Mittageſſen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie ſchwer und unmöglich es ſey, mit manchen Menſchen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr ſeyn. Indeſſen ſind viele von ſolchen Menſchen nicht ſchlimm, ſondern nur wunderlich, und wenn man ſie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigenſinnig und nie zu nachgebend, ſo wäre mancher wohl und leicht zur Beſinnung zu bringen. Das iſt doch einem Bedienten mit ſeinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unſchuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr ſehr verdrüßlich nach Hauſe, und ſetzte ſich zum Mittageſſen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrüßlich. Er faßte daher die Schüſſel mit dem, was darinnen war, und warf ſie durch das offene Fenſter in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz beſonnen warf er das Fleiſch, welches er eben auf den Tiſch ſtellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tiſchtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was ſoll das ſeyn?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Seſſel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie

wollten heute in dem Hof ſpeiſen. Die Luft iſt ſo heiter, der Himmel ſo blau, und ſehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten.“ — Dießmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte ſeinen Fehler, heiterte ſich im Anblick des ſchönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den ſchnellen Einfall ſeines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Daß nicht alles ſo uneben ſey, was im Morgenlande geſchieht, das haben wir ſchon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit ſoll ſich daſelbſt zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldſumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorſichtigkeit verloren. Er machte daher ſeinen Verluſt bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden Dieß wirds wohl ſeyn! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So ſprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewiſſens, und das war ſchön. Der andere, machte auch ein fröhliches Geſicht, aber nur, weil er ſein verloren geſchätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um ſeine Ehrlichkeit ausſah, das wird ſich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unter-

deſſen geſchwinde nach, wie er den treuen Finder um ſeine verſprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ ſprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet alſo wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung ſchon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht ſchön. Aber wir ſind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längſten und Unrecht ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit zu thun war, verſicherte, daß er das Päcklein ſo gefunden habe, wie er es bringe, und es ſo bringe, wie ers gefunden habe. Am Ende kamen ſie vor den Richter. Beide beſtunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. ſeyen eingenäht geweſen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verſehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die ſchlechte Geſinnung des andern zum Voraus zu kennen ſchien, griff die Sache ſo an: Er ließ ſich von beiden über das, was ſie ausſagten, eine feſte und feierliche Verſicherung geben, und that hierauf folgenden Ausſpruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thlr. gefunden hat, ſo kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche ſeyn, auf welches der erſtere ein Recht hat Du, ehrlicher Freund, nimmſt alſo das Geld, welches du gefunden haſt, wieder zurück, und behältſt es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr.

verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als, du geduldeſt dich, bis derjenige ſich meldet, der deine 800 Thlr. findet.“ So ſprach der Richter, und dabei blieb es.

Zwei Erzählungen.

Wie leicht ſich manche Menſchen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten ſpaßhaften Einfall wieder zur Beſinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn geſehen, der die Suppenſchüſſel aus dem Fenſter warf, und an ſeinem witzigen Bedienten. Das nämliche lehren folgende zwei Beiſpiele.

Ein Gaſſenjunge ſprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeigieng, um einen Kreutzer an, und als dieſer ſeiner Bitte kein Gehör geben wollte, verſprach er ihm, um einen Kreutzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dieß liest, wird denken, das zu lernen ſey keinen Heller, noch weniger einen Kreutzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes ſind. Aber es iſt mehr werth, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, ſo weiß man auch, vor was man ſich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieſer Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreutzer. Allein dieſer forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt

hatte, den dritten und vierten, und endlich den ſechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunſtſtück nicht herausrücken wollte, gieng doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverſchämten Burſchen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr ſeyd, ſchrie jetzt der Junge, ſchon ſo alt und noch ſo unverſtändig! hab ich euch nicht verſprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht ſechs Kreutzer dafür gegeben? Das ſind ja jetzt Händel, und ſo kommt man dazu. Was ſchlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmann dieſer Vorfall war, ſo ſah er doch ein, daß der liſtige Knabe Recht und er ſelber Unrecht hatte. Er beſänftigte ſich, nahm ſichs zur Warnung, nimmer ſo aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, ſey wohl ſechs Kreutzer werth geweſen.

In einer andern Stadt gieng ein Bürger ſchnell und ernſthaft die Straße hinab. Man ſah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da gieng der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß geweſen ſeyn, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin ſo eilig? ſprach er zu dem Bürger. Dieſer erwiederte ganz gelaſſen: Geſtrenger Herr, das weiß ich ſelber nicht. — Aber Ihr ſeht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben. Das mag ſeyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter ſehr.

Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böſes ausüben wollte, das er nicht ſagen dürfe Kurz, er verlangte jezt ernſthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn ſogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu laſſen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zulezt wirklich den Befehl, dieſen widerſpenſtigen Menſchen wegzuführen. Jezt aber ſprach der verſtändige Mann: Da ſehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit geſagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wiſſen, daß ich in den Thurn gehen werde, — und weiß ich denn jezt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, ſprach jezt der Richter, das ſollt Ihr nicht. Die wizige Rede des Bürgers brachte ihn zur Beſinnung. Er machte ſich ſtille Vorwürfe über ſeine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig ſeinen Weg gehen.

Es iſt doch merkwürdig, daß manchmal ein Menſch, hinter welchem man nicht viel ſucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der ſich für erſtaunend weiſe und verſtändig hält.

Der ſchlaue Huſar.

Ein Huſar im lezten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jezt auf der Straße entgegen gieng, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte, und heimtragen wollte. Deßwegen bat er ihn um ein kleines Geſchenk zu Taback und Branntwein. Wer

weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden geweſen wäre. Aber der Landmann verſicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreutzer im nächſten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht ſo weit von meinem Quartier wäre," ſagte hierauf der Huſar, „ſo wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du haſt nichts, ich hab nichts; ſo müſſen wir den Gang zum heil. Alfonſus doch machen Was er uns heute beſchert, wollen wir brüderlich theilen." Dieſer Alfonſus ſtand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig beſuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Luſt zu dieſer Wallfahrt. Aber der Huſar nahm keine Vorſtellung an, und verſicherte unterwegs ſeinen Begleiter ſo nachdrücklich, der heil. Alfonſus habe ihn noch in keiner Noth ſtecken laſſen, daß dieſer ſelbſt anfieng Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Camerad und Helfershelfer des Huſaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das ſteinerne Bild des Alfonſus, vor welchem ſie jetzt niederknieten, während der Huſar gar andächtig zu beten ſchien. „Jetzt, ſagte er ſeinem Begleiter ins Ohr, jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er ſtand auf, gieng zu ihm hin, hielt die Ohren an die ſteinernen Lippen, und kam gar freudig wieder zu ſeinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geſchenkt, in meiner Taſche müſſe er ſchon ſtecken." Er zog auch wirklich zum Erſtaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber ſchon vorher bei ſich hatte, und theilte ihn verſprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Huſar die

Probe noch einmal machte. Alles gieng das zweitemal wie zuerſt. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonſus auf einmal geſchenkt. In deiner Taſche müſſen ſie ſtecken.“ Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte ſeine Verſicherung, daß er gewiß keinen Kreutzer habe. Allein der Huſar redete ihm zu, er ſollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alfonſus haben, und nachſehen. Alfonſus habe ihn noch nie getäuſcht. Wollte er wohl oder übel, ſo mußte er ſeine Taſchen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorſchein, und hatte er vorher dem ſchlauen Huſaren die Hälfte von ſeinem Gulden abgenommen, ſo mußte er jetzt auch ſeine hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und liſtig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Der Zahnarzt.

Zwei Tagdiebe, die ſchon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil ſie zum arbeiten zu träg, oder zu ungeſchickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth', weil ſie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geſchwind wußten, wo nehmen. Da geriethen ſie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zuſammen, das

ſie

ſie nicht zur Stillung des Hungers genießen, ſondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demſelben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und beſtreuten ſie mit Wurmmehl aus altem zerfreſſenem Holz, damit ſie völlig ausſahen wie die gelben Arznei-Pillen. Hierauf kauften ſie für ein paar Batzen einige Bogen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder: (denn eine ſchöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen.) Das Papier zerſchnitten ſie alsdann und wickelten die Pillen darein, je ſechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun gieng der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäſte anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, ſondern ſaß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winſelte halb laut für ſich, und kehrte ſich unruhig bald ſo her, bald ſo hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten ſich wohl ein, daß der arme Menſch ganz entſetzlich Zahnweh haben müſſe. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröſtete ihn, daß es ſchon wieder vergehen werde, trank ſein Gläslein fort, und machte ſeine Marktaffären aus. Indeſſen kam der andere Tagdieb auch nach. Da ſtellten ſich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in ſeinem Leben geſehen hätte. Keiner ſah den andern an, bis der zweite durch das Winſeln des erſtern, der im Winkel ſaß, aufmerkſam zu werden ſchien. „Guter Freund, ſprach er, Ihr ſcheint wohl Zahnſchmerzen zu haben?" und gieng mit großen und langſamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von

Travalgar," fuhr er fort. Denn ſolche fremde vollſtönige Namen müſſen auch zum Betrug behülflich ſeyn, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt," fuhr er fort, „ſo ſoll es mir eine ſchlechte Kunſt ſeyn, euch mit einer, höchſtens zweien, von euren Leiden zu befreien." „Das wolle Gott," erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der ſaubere Doktor Rapunzius eines von ſeinen rothen Päcklein aus der Taſche, und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den böſen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt ſtreckten die Gäſte an den andern Tiſchen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzuſehen. Nun könnt ihr euch vorſtellen, was geſchah. Auf dieſe erſte Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entſetzlichen Schrey. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, ſagte er, ſey jetzt gebrochen, und gab ihm geſchwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verſchwunden. Der Patient ſprang vor Freuden auf, wiſchte den Angſtſchweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und that, als ob er ſeinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war ſchlau angelegt, und that ſeine Wirkung. Denn jeder Anweſende wollte nun auch von dieſen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreutzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich giengen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als ſie wieder zuſammen kamen, über die Einfalt dieſer Leute, und ließen ſich's wohl ſeyn von ihrem Geld.

Digitized by Google

Das war theures Brod. So wenig für 24 kr. bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverluſt war nicht einmal das Schlimmſte. Denn die Weichbrod = Kügelein wurden natürlicher Weiſe mit der Zeit ſteinhart. Wenn nun ſo ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entſetzlichen Schmerz, den er, ſtatt geheilt zu werden, ſich ſelbſt für 24 Kreutzer aus der eigenen Taſche machte. Daraus iſt alſo zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorſpiegelungen jedes herumlaufenden Landſtreichers traut, den man zum erſtenmal in ſeinem Leben ſieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher, der dieſes liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch ſchon geweſen." — Merke: Wer ſo etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, lauft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzoſe, wiegte eben ſein wunderſchönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Geſicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann ſey, und ſein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken

halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann ſah den Polen curios an. „Was ſoll ich mit dieſen Kindern thun? Wem gehören ſie? Wer ſchickt euch zu mir?“ — „Niemand gehören ſie, ſagte der Pole, einer todten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen was ihr wollt.“ Der Kaufmann ſagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte ſeyn,“ und der Hausfreund glaubts auch nicht. Allein der Pole erwiederte, ohne ſich irre machen zu laſſen: „Wenn ihr der Herr Charles ſeyd, ſo bin ich am rechten Ort,“ und der Hausfreund glaubts auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Franzöſin, eine Wittwe, ſchon lange im Wohlſtande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzoſen in Moskau waren, benahm ſie ſich landsmannſchaftlicher gegen ſie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet ſich nicht, und nachdem ſie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlſtand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte ſie, weil ſie verdächtig ſey, nicht nur aus der Stadt, ſondern auch aus dem Land reiſen. Sonſt hätte ſie ſich nach Petersburg gewendet, wo ſie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leſer will bereits etwas merken. Als ſie aber in einer ſchrecklichen Kälte und Flucht, und unter unſäglichen Leiden ſchon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten für eine ſo lange Reiſe entblößt, traf ſie in Wilna einen edlen ruſſiſchen Fürſten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürſt ſchenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß ſie in Petersburg einen Vetter

habe, ſtellte er ihr frey, ob ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen, oder ob ſie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da ſchaute ſie zweifelhaft ihr älteſtes Büblein an, weil es das verſtändigſte und das kränkſte war. „Wo willſt du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehſt, Mutter,“ ſagte der Knabe, und hatte recht. Denn er gieng noch vor der Abreiſe ins Grab. Alſo verſah ſie ſich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er ſie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn ſie dachte, er wird das Fehlende ſchon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beſchwerlichen Reiſe ſtarb ſie am ſechsten oder ſiebenten. — „Wo du hingehſt,“ hatte der Knabe geſagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander ſo viel reden, als ein Pole verſtehen mag, wenn ein franzöſiſches Kind ruſſiſch ſpricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polniſch. Nicht jeder geneigte Leſer hätte an ſeiner Stelle ſeyn mögen. Er war es ſelber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ ſagte er zu ſich ſelbſt. Umkehren — wo die Kinder laſſen? Weiter fahren — wem bringen? Thue, was du ſollſt, ſagte endlich etwas in ſeinem Inwendigen zu ihm. Willſt du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was ſie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben haſt? Alſo kniete er mit den unglücklichen Waiſen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polniſches Vater unſer. „Und führe uns nicht in Verſuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abſchied und eine Thräne auf die kalte Bruſt der Mutter fallen, nämlich, daß ſie ihr gerne die

letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn ſie könnten, und daß ſie jetzt verlaſſene unglückliche Kinder ſeyen. Hernach fuhr er getroſt mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn ſtecken laſſen, und als die große Stadt vor ſeinen Augen ſich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erſt vor dem Thor fragt, wo er ſtill halten ſoll, erkundigt er ſich endlich bei den Kindern, ſo gut er ſich verſtändlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, ſo gut er ſie verſtehen konnte: „Wir wiſſens nicht." — Wie er denn heiße? „Wir wiſſens auch nicht." — Wie denn ihr eigener Geſchlechtsname ſey? „Charles." Der geneigte Leſer will ſchon wieder etwas merken, und wenns der Hausfreund für ſich zu thun hätte, ſo wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären verſorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit iſt oft ſinniger als die Erdichtung. Nein der Herr Charles iſt der Vetter nicht, ſondern dieſes Namens ein anderer, und bis auf dieſe Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Alſo fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?" und der Herr Charles begehrte ſie nicht einmal geſchenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole ſchlicht und menſchlich ihr Schickſal und ſeine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen," und es füllte ſich immer wärmer in ſeinem Buſen: „ich will ihm

zwei abnehmen," dachte er, und als ſich endlich die Kinder um ihn anſchmiegten, meinend, er ſey der Herr Vetter, und anfiengen auf franzöſiſch zu weinen, denn der geneigte Leſer wird auch ſchon bemerkt haben, daß die franzöſiſchen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott ſein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen ſieht, und „in Gottes Namen," ſagte er, „wenns ſo iſt, ſo will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," ſagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen laſſen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg, und blieb ſitzen — er ſtand auf und blieb ſtehen. „Seyd ſo gut, ſagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna iſt weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;" da fuhr es doch dem milden Menſchen, dem Herrn Charles, über das Geſicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die ſonnenreiche Flur. „Guter Freund," ſagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Iſts nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, ſoll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichſten und beſten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann iſt, jedem andern aber auch, daß es wider Wiſſen und Willen zuerſt ein wenig handeln und markten muß, ſey es auch nur mit ſich ſelbſt. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Geſicht ſagen, wie ihr mir vorkommt. Iſts nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich ſie auch noch umſonſt ge-

führt haben. Die Zeiten ſind bös und der Verdienſt iſt gering." — „Eben deswegen," ſagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich ſey ſo reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder ſo gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr ſie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erſt mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter ſey, ſondern nur aus Mitleiden die armen Waiſen angenommen habe, „Wenns ſo iſt," ſagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzoſen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns ſo iſt, ſo kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, ſagte der edle Menſch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigſtens überwältigte ſie dem Herrn Charles das ſeinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polniſcher Fuhrmann" — und als der Pole ſchon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abſchied zu küſſen, und ſie auf polniſch zur Folgſamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund, ſagte der Herr Charles, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch ſo arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, ſo ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Alſo ſind jetzt die Kindlein verſorgt, der Fuhrlohn iſt bezahlt, und ſo ein, oder der andere geneigte Leſer vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden ſeye, und ob ers thun werde, ſo hat doch die heilige Vorſehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

Berichtigungen.

S. 118 Z. 18 Statt Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, lies: Wer an den Galgen oder heut zu Tag ins Zuchthaus will

S. 141 Z. 7 Statt: betäubt lies: betrübt

Digitized by Google

Digitized by Google